Rudolf Lindau

Aus China und Japan


SCHMORL & VON SEEFELD NACHF.
BUCHHANDLUNG
HANNOVER.









Aus China und Japan

Reise-Erinnerungen

von

Rudolf Lindau



Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

Aus China und Japan

Von Rudolf Lindau erschien im gleichen Verlage:

Gesammelte Romane und Novellen.

Inhalt:

Band I: Gordon Baldwin — Im Park von Villers — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben.
Band II: Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde.
Band III: Robert Ashton — Das Glückspendel.
Band IV: Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidirt — Der Seher — Treu bis in den Tod.
Band V: Reisegefährten.
Band VI: Der Gast — Zwei Seelen.



Separat Ausgaben.

Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen.
Der lange Holländer. Novellen.
Die kleine Welt. Novellen.
Schweigen. Neue Novellen.
Liebesheiraten. Roman.
Der Flirt. Novellen.



Inhaltsverzeichnis.



Vorrede.

Beim Niederschreiben der nachfolgenden „Erinnerungen“ habe ich mich bemüht, die Klippe selbstgefälliger Autobiographie möglichst zu vermeiden. Nach meiner Ansicht hat nur der Mann, der wahrhaft und anerkannt Großes geleistet hat, das Recht, fremde Aufmerksamkeit für seine persönlichen Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen. — Im Leben eines Helden hat auch das Kleine Bedeutung. Seine große Persönlichkeit macht alles, was ihn berührt, bemerkenswert. Man will ihn gewissermaßen unter der Lupe beobachten, und wenn er selbst zur Feder greift, um dies zu ermöglichen oder zu erleichtern, so schuldet ihm die Welt dafür ehrerbietigen Dank. — Anders mit dem einfachen Sterblichen. Auch ihm ist wohl gestattet, aus seinem Leben zu erzählen, aber dann sollen seine „Erlebnisse“ belehren oder unterhalten, das heißt, derart sein, daß sie, an und für sich, die Aufmerksamkeit fesseln können. Die Persönlichkeit des Erzählers interessirt, im allgemeinen, doch nur wenig, und bemerkt man, daß er

sie, ohne zwingenden Grund oder ohne erkennbaren Vorteil für den Leser, in den Vordergrund schieben will, so ermüdet er schnell durch seine Rede, so gewählt sie auch sein mag, und setzt sich der Gefahr aus, eitel und anmaßend zu erscheinen.

Was der Künstler oder der, der es sein möchte, der Öffentlichkeit schuldet, das kann und soll er nur durch seine Werke zahlen. Diese zeigen sein bestes Wollen und ganzes Können deutlicher als die sorgfältigste Beschreibung des eigenen Lebens: sie sagen alles, was das Publikum von ihm zu erfahren wünschen mag, und was er zu sagen berechtigt ist.

Auf Grund dieser Ansichten habe ich die nachstehende Arbeit verfaßt. Mögen die darin erzählten Erlebnisse der Aufmerksamkeit meiner Leser nicht unwürdig erscheinen.

Helgoland im August 1895.

Rudolf Lindau.

Abreise und Programm.

Vor dreißig Jahren wurde, in Deutschland wenigstens, eine Reise nach Japan als ein großes und bedenkliches Unternehmen betrachtet. — Das hat sich seitdem geändert. — Als ich im Jahre 1859 meinen Verwandten, Freunden und Bekannten die Mitteilung machte, ich beabsichtige Europa zu verlassen und mich an das andere Ende der Welt zu begeben, da wurde ich von denen, die Anteil an mir nahmen, mit Erstaunen oder Sorge, hier und da auch mit Neid oder Bewunderung betrachtet und empfing bald darauf von allen Seiten mehr wohlgemeinte Ratschläge, als nötig gewesen wären, mich vollständig zu verwirren, hätte ich auch nur einem unter zwanzig Beachtung geschenkt. Aber ich war damals voll des blinden Selbstvertrauens der Jugend, und hatte die feste Überzeugung, daß niemand besser wissen könne, was für mich am besten sei, als ich selbst bald erfahren würde. Ich war mir klar darüber, daß ich nicht etwa auf große Abenteuer auszog. Ich hatte mir weder die Entdeckung der Nilquellen noch die der Nordpol-Durchfahrt

zur Aufgabe gestellt. Meine Sache war viel einfacher: ich wollte auf belebten Straßen nach Ländern ziehen, nach denen viele andere vor mir gezogen waren und von denen man im allgemeinen wohlbehalten zurückkam.

Leichten Herzens und unbeirrt durch das, was man mir gesagt und anempfohlen hatte, begab ich mich zunächst nach England, wo ich in Hinblick auf meinen Reisezweck mit einigen Personen, die in London und Liverpool wohnten, zusammenzutreffen wünschte. Mehrere von ihnen hatten nahe Verwandte in Indien, China und Australien. Meine Reise stellte sich ihnen in viel kleineren Verhältnissen dar als meinen Freunden auf dem Festlande; ja, ich fand sogar, daß jene ein bißchen zu wenig aus der Sache machten. Daß es sich aber für viele von ihnen in der That um etwas Alltägliches handelte, das erfuhr ich, als ich mich nach einem sogenannten „Indian Outfit Store“ begab, einem Geschäft, in dem alles verkauft wurde, dessen der Reisende, der nach fernen Weltteilen gehen will, bedarf. Dort wurde ich, nachdem ich den Wunsch geäußert hatte, mir einen vollständigen „Outfit“ für Indien und China anzuschaffen, einem wortkargen jungen Manne überwiesen, der in seinem Wesen und Anzug einem wohlhabenden Kandidaten der Theologie glich und dessen Beschäftigung es seit Jahren zu sein schien, Leute in meiner Lage für große Reisen auszurüsten. Er ging dabei mit vollkommener Sachkenntnis und Ruhe zu Werke, nachdem er mich zuvor einem kurzen Verhör unterworfen hatte.

„Wohin wollen Sie reisen?“

„Nach Japan, durch das Rote Meer über Indien und China.“

„P. & O.?“

Ich verstand das damals noch nicht. „P. & O.“ bedeutet: „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company“. Ich ließ es mir erklären.

„Ja, P. & O.,“ antwortete ich.

„Reise nur oder längerer Aufenthalt?“

„Letzteres.“

Darauf machte der Mann einen Tisch frei, maß meine Höhe und Brustbreite, betrachtete einen Augenblick meine Hände und Füße und zog sodann aus Kisten, Kasten und Schubladen, die sich sämtlich in seiner unmittelbaren Nähe befanden, Toiletten- und Garderobengegenstände verschiedener Art, ohne mich weiter eines Blickes oder Wortes zu würdigen. Zuletzt schleppte er einen großen und einen kleinen Koffer herbei, und nachdem er dies alles in weniger als zehn Minuten verrichtet hatte, sagte er:

„Hier ist, was Sie gebrauchen.“

Ich war an ein so summarisches Verfahren nicht gewöhnt, auch hatte ich bereits zu viel mit fremden Menschen verkehrt, als daß mir die kühle Behandlung, die mir zu teil wurde, sonderlich imponirt hätte. Ich machte mich also unter den Augen des wortkargen Verkäufers und mit seiner stillen, jedoch bereitwilligen Hilfe daran, alles, was er mir gebracht hatte, genau zu prüfen. — Da waren weißleinene Schuhe, Strümpfe verschiedener Art, leinene und wollene, weiße und bunte Hemden, leichte wollene Reiseanzüge, ein Regenrock, ein Überzieher, ein Sonnenschirm, ein Hut und eine Mütze, Halstücher, ein kleines Besteck mit Bürsten, Nadeln, Zwirn, Knöpfen, ein Gürtel mit Revolvertasche 2c. 2c. Ich konnte in der That an nichts

denken, was ich hätte gebrauchen können und was nicht vor mir gelegen hätte. — Ich wollte wenigstens die Anzüge und die Schuhe anprobiren, denn ich hatte mich bis dahin niemals auf das Augenmaß allein von Schneider oder Schuster verlassen, wenn es sich um Anschaffung eines neuen Anzuges für mich handelte. Der stille Mann führte mich darauf in ein kleines Zimmer, in dem ein paar Stühle standen und zwei große Spiegel aufgehängt waren, und ließ mich dort einige Minuten allein. Als er wieder erschien, hatte ich einen der Reiseanzüge angelegt, der mir, wenn auch nicht sonderlich gut, so doch leicht und bequem saß. Der Verkäufer musterte mich kritischen Blickes, ohne eine Miene zu verziehen. Ich machte ihn auf verschiedene Fehler im Anzuge aufmerksam. Da zuckte er nur die Achseln und antwortete gleichgiltig:

„Pool (ein beliebter Londoner Schneider) würde Ihnen besser sitzende Kleider machen; aber darin würden Sie sich bei 90 bis 100 Grad Fahrenheit nicht so behaglich fühlen wie in diesen. Glauben Sie mir, Herr, das verstehe ich.“

Diese letzte Phrase war die einzige, die er im Laufe unserer Unterhaltung mit etwas, was Ausdruck nahekam, aussprach. Ich glaubte ihm und will hier gleich bemerken, daß ich nicht Gelegenheit hatte, dies später zu bereuen.

Bald, nachdem ich meine Einkäufe gemacht, hatte ich auch alle übrigen Vorbereitungen zur Abreise beendet. Am 18. April 1859 verließ ich London. Während der nächsten Tage nahm ich von Freunden und Verwandten

Abschied, und am 27. April langte ich in Marseille an, um mich am nächsten Morgen auf dem „Said“ einzuschiffen.

Ich hatte während der letzten Tage in einer gewissen Aufregung gelebt und war so zu sagen, kaum zu mir gekommen. Ich war genötigt gewesen, oftmals von dem zu sprechen, was mir bevorstand, und hatte eigentlich auch nur daran gedacht. Der Abschied von meiner ganzen Vergangenheit, von allem, was darin lebte, war mir leichter geworden, als ich Wochen lang vorher gefürchtet hatte. — Als ich aber am Vorabend meiner Einschiffung, allein in einer fremden Stadt, fern schon von allen Freunden und Bekannten, darüber nachdachte, daß ich während langer Jahre keinen von ihnen wiedersehen, daß ich viele von ihnen überhaupt nicht wiederfinden würde, da überkam mich tiefe Wehmut. Die Zukunft verlor plötzlich jeden Wert für mich, und ich konnte nur und mit Trauer der Vergangenheit, meiner ganzen Jugend, die darin lag, gedenken. Aber ich wollte gegen diese entmutigenden Gedanken ankämpfen, und um mich zu zerstreuen, ließ ich einen Wagen kommen und sagte dem Kutscher, er solle mich aus der Stadt in's Freie fahren und mich gegen neun Uhr nach dem Gasthof zurückführen. Der Mann verstand, daß ich nur die Zeit totschlagen wollte, und nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, fuhr er mich langsam auf eine Anhöhe, die mir einen weiten Blick auf das Land, die Küste und das Meer gewährte. Es war Abend geworden, schöner Abend des gesegneten südlichen Frankreichs. Die Sonne rötete und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die ruhigen Fluren,

die dunkeln Berge, den bewölkten Himmel. Ich versank in stille Betrachtungen. Bilder aus alten Zeiten zogen ungerufen an meiner Seele vorüber, sie verwirrten sich mehr und mehr, und ich schlief ein. Ich erwachte erst wieder, als der Wagen vor dem Gasthof anhielt.

* * *

Ich hatte mir, wie bereits gesagt, nicht eingebildet, daß ich, indem ich nach Japan reiste, auf große Abenteuer auszog, aber ich muß bekennen, daß ich die Sache doch nicht für so vollständig einfach, ja gewissermaßen alltäglich gehalten hatte, wie sie sich im Laufe ihrer Entwickelung mehr und mehr gestaltete. Ich erblickte selbstverständlich viel des für mich Neuen und Interessanten und hatte in dieser Beziehung durchaus nicht über eine Enttäuschung zu klagen; aber alles, was ich sah, zog gewissermaßen wie ein buntes Bild, wie ein bewegtes Schauspiel an mir vorüber, während ich auf meinem teuer bezahlten guten Platze saß und mir die Vorstellung in Gesellschaft meiner Reisegefährten, der anderen Zuschauer, gefallen ließ. — Während der ganzen Reise bis Schanghai, die ohne längere Unterbrechung volle sechs Wochen dauerte, kam ich nur mit Menschen in Berührung, die in meiner Lage oder für die Reisende auf dem Wege von Europa nach dem Osten die alltäglichsten Figuren waren. Auch sah ich nichts und hätte beim besten Willen nichts sehen können, als was Tausende von Reisenden vor mir gesehen hatten, und was bereits in zahllosen wissenschaftlichen Werken und Reisehandbüchern mit Gründlichkeit und Sachverständnis aufgezeichnet war.

Ich habe immer ein großes und sicherlich gerechtfertigtes Mißtrauen gegen Reisebeschreibungen gehegt, deren Verfasser in der Einleitung bekennen, daß sie die Länder und Leute, von denen sie sprechen wollen, im Fluge kennen gelernt haben. Wenn ich etwas Gründliches und Wissenswertes über Ägypten, Indien oder China erfahren will, so suche ich dies in den Werken Sachverständiger, die durch eingehende Studien oder durch jahrelangen Aufenthalt in jenen Ländern geeignet sind, mir darüber etwas Zuverlässiges mitzuteilen. Das Tagebuch eines Reisenden, der alles en passant sieht, eines sogenannten „Globe-trotter's, dessen Hauptbestreben es in vielen Fällen ist, rasch zu reisen, — ein solches Werk kann mich über ferne Länder und fremde Menschen nichts lehren, was sich der Mühe zu lernen verlohnte. Die Arbeit entzieht sich der wissenschaftlichen Kritik: man liest sie, wenn sie einen angenehm zerstreut. Belehrung sollte man darin nicht suchen, da alles, was sie in dieser Beziehung bietet, aus anderen, gediegeneren Werken abgeschrieben sein muß.

Von diesem Gesichtspunkte aus stellte ich mir mit dem Beginn meiner Reise eine besondere und verhältnismäßig leichte Aufgabe: ich wollte mich nicht bemühen, neue Entdeckungen zu machen. Daß es im Roten Meere sehr heiß ist, daß die Natur in Ceylon und Singapor in tropischer üppiger Schönheit prangt, daß die Araber weiße Burnusse, die Chinesen lange Zöpfe tragen und die Malaien Betel kauen, das alles und viel Ähnliches war vor mir tausendmal bemerkt, gesagt und niedergeschrieben worden. Ich brauchte nur in dem trockenen, vortrefflichen Hand-

buch nachzuschlagen, das ich bei mir trug, um es dort mit vollkommener Sicherheit verzeichnet zu finden. Deshalb beschloß ich das, was unter anderen auch Murray, der englische „Bädeker“, längst vor meiner Zeit sorgfältig zusammengestellt hatte, nicht unsystematisch und oberflächlich zu wiederholen. Ich wollte das, worauf der „Fremdenführer“ mich hinwies, zu meinem eigenen Vergnügen und Frommen betrachten, das persönlich Erlebte und Beobachtete allein niederschreiben.

Ich hatte vor meiner Abreise jahrelang an großen Sammelwerken mitgearbeitet und wußte aus Erfahrung, wie leicht es ist, über einen beliebigen Gegenstand einen Konversationslexikons-Artikel zu schreiben, der den gewöhnlichen Anforderungen nach Auskunft entspricht, ohne irgend etwas thatsächlich Neues zu liefern. Es würde mir nicht schwer geworden sein, mancherlei gelehrte Notizen über die Fauna, die Flora, das Klima, die Geologie der Länder, die ich berührte, über die Geschichte, Sprache, Sitten und Gebräuche der Menschen, die ich kennen lernte, zu Papier zu bringen. Ich verzichtete darauf. Nach dem Ausspruch des Helden einer Novelle von Turgenjew wollte ich „auf der Oberfläche schwimmen“, dort aber mich umsehen. Die stille, unbewegte Tiefe sollte mich nicht kümmern! Ich konnte nicht hoffen, so tief hinabzusteigen, wie andere es vor mir gethan hatten. Auf der bewegten, stets wechselnden Oberfläche allein war es mir möglich, irgend etwas zu erblicken, was ich zuerst sah und was nach mir vielleicht niemand wieder sehen würde.

Diese Auffassung ist es, welche mich bei den nachstehenden Aufzeichnungen geleitet hat.

Von Marseille bis Suez.

Die Mannschaft und die Fahrgäste der verschiedenen Schiffe, auf denen ich die Überfahrt von Marseille bis Schanghai machte, hörten bis zum letzten Tage nicht auf, meine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es waren darunter zahlreiche „Typen“, die für mich vollständig neu waren. Dies trat besonders hervor, nachdem ich in Alexandrien das französische Dampfboot, das den Dienst auf dem Mittelländischen Meere versah, verlassen und mich in Suez an Bord der „Nemesis“, eines mächtigen englischen Dampfers, der auf der Linie zwischen Suez und Bombay lief, eingeschifft hatte.

Auf dem „Said“ war fast alles noch rein europäisch. — Aus dem Maschinenraum sah ich wohl manchmal schwarze, von Schweiß triefende, halb nackte Geschöpfe emporsteigen, auf dem Verdeck frische Luft schöpfen und dann wieder in die glühende Atmosphäre, in der sie lebten, hinabtauchen, und unter diesen rußigen Gestalten erkannte ich auch einige Afrikaner mit breiter Brust und muskulösen Gliedmaßen, fettig glänzender Haut, wolligem Kopfhaar und weiß blitzenden Zähnen; — aber Lands-

leute von diesen trieben sich auch auf den Staden von Marseille und in den Docks von London und Liverpool umher; — sie interessirten mich nicht besonders. Mit ihnen zu sprechen, war unmöglich. Als ich einen anredete, antwortete er mit einem blöden Lächeln und gab einige schluchzende Kehllaute von sich, darauf blickte er scheu umher, und als er bemerkte, daß keiner der Offiziere in der Nähe war, öffnete er verlegen die Hand, die er aber nicht ausstreckte, sondern dicht an die Brust hielt, und murmelte: „Bakhschisch!“ — Das ist auch ein Mensch! Ißt wahrlich sein Brot im Schweiße seines Angesichts, unten im Heizerraum, bei 40 bis 50 Grad Hitze, und kennt kein anderes Vergnügen, als im Hafen in einem Tage zu verschlemmen, was er während der langen Überfahrt sauer verdient hat!

Die Mannschaft des „Said“ war eine rein französische. Die Matrosen, kleine, hagere, behende Gestalten, mit glattem schwarzem Haar, scharf gezeichneten Zügen, gebräunter Gesichtsfarbe und dunkeln lebhaften Augen, schienen Südländer zu sein. Ich hörte sie unter sich fast immer nur provençalisch sprechen; die Mehrzahl der Offiziere dagegen kam aus dem Norden, der Kapitän, mit dem ich eine flüchtige Bekanntschaft anknüpfte, war aus der Bretagne: ein stiller, melancholischer Mann, ein wachsamer, gewissenhafter Offizier, wie ich unter seinen Kameraden später in Cochinchina noch viele kennen lernte.

Die Marineoffiziere bilden ein ganz eigentümliches Element im französischen Volke. Man würde in grobe Irrtümer verfallen, wollte man nach ihnen auf den Charakter der Mehrzahl ihrer Landsleute schließen. Es

sind meist ernste, schweigsame Leute, von denen eine große Anzahl unzufrieden mit dem seefahrenden Leben ist. — Die Franzosen sind im allgemeinen warme Patrioten und fühlen sich in fremden Ländern unglücklich. Es fehlt ihnen der unternehmende kaufmännische Geist der Engländer und Amerikaner, die überall in einer ergiebigen Thätigkeit Ersatz für das Leben in England oder Amerika finden, es fehlt ihnen ganz und gar die geistige Elasticität des Deutschen, der sich mit Leichtigkeit in jede neue Lage fügt und sich rascher als irgend ein anderer überall eine neue Heimat zu gründen weiß. — Der Franzose bleibt aller Orten Franzose, rechnet immer nach Franken, mißt alles nach französischem Maße und ist aus seinem Elemente, sobald er nicht zu Hause ist. — Die Marineoffiziere sind dies nur selten. Während der kurzen Monate, die sie auf Urlaub in Frankreich zubringen, erfreuen sie sich ihres Lebens auch nur wenig, da jeder Genuß für sie den bitteren Nachgeschmack der Gewißheit hat, daß sie demselben bald wieder werden entsagen müssen. — Sie verlieben sich leicht und meinen es, sobald es sich um eine Französin handelt, außerordentlich ernsthaft. Sie verloben und verheiraten sich deshalb jung und geben sodann ihr ganzes Herz, der von ihnen begründeten Familie. Für solche Familienhäupter ist das Leben auf dem Meere ein hartes Exil. — Von den jüngeren Offizieren suchen nicht wenige in wilden Abenteuern Zerstreuung, Vergnügen und Vergessen. Diese Erlebnisse werden gern und einfach erzählt und tragen den Stempel vollkommener Wahrhaftigkeit an sich. Oftmals habe ich solch abenteuerlichen Berichten lauschen können, und immer habe ich aus der Haltung des Er=

zählers geschlossen, daß die französischen Marineoffiziere eine bei weitem größere Verwandtschaft mit dem germanischen Geiste haben als irgend ein anderes Glied der lateinisch-französischen Gesellschaft.

Ich war der einzige Deutsche an Bord des „Said". Im Jahre 1859 brachte dieser Umstand nichts Unangenehmes für mich mit sich. Die große Mehrzahl der gebildeten Franzosen beurteilte damals noch alles, was aus Deutschland kam, nach dem Buche der Madame de Staël. Wir galten für harmlose Idealisten, gutmütige Schwärmer und grundgelehrte Leute. Nach den Begriffen der großen Menge in Frankreich trug der Deutsche schlechtgemachte Kleider und zeichnete sich durch riesige Hände und Füße aus. Er hatte blondes Haar, blaue Augen, war kurzsichtig, spielte Klavier oder irgend ein Blasinstrument, rauchte den ganzen Tag, war mit einem blonden Gretchen seit zehn Jahren verlobt oder Vater einer zahlreichen Familie, sprach lateinisch und griechisch mit tadelloser Fertigkeit, wogegen er im Französischen regelmäßig die Artikel verwechselte, citirte in der Unterhaltung mit besonderer Vorliebe Kant und Hegel, war im höchsten Grade unpraktisch und nährte sich von Sauerkraut, Bier und von Fleisch, das aber erst durch die Beimischung von Zucker oder Konfitüren für ihn genießbar wurde.

Da ich nur wenige dieser charakteristischen Eigentümlichkeiten besitze und mir während eines langen Aufenthaltes in Paris und in Montepellier, die französische Sprache genügend angeeignet hatte, um einem jeden Hauptwort seinen richtigen Artikel zu geben, so bekam ich nicht selten

die Bemerkung zu hören: „On ne vous prendrait pas pour un Allemand!“ Man wollte mir damit etwas Schmeichelhaftes sagen. — Frankreich war noch „la grande nation par excellence“. Wer prophezeit hätte, daß die Deutschen elf Jahre später als Sieger vor den Thoren von Paris stehen würden, den würde man in Frankreich für das Irrenhaus reif gehalten haben. Das Kaisertum stand in voller Blüte. Napoleon bereitete sich mit Siegesgewißheit auf den Krieg mit Österreich vor. Die Welt zitterte vor Frankreich! So meinte der Franzose. Er glaubte sich als liebenswürdiger Wirt zu benehmen, wenn er dem fremden Gast mit einem verbindlichen Lächeln versicherte, daß man ihn beinahe für ein Kind Frankreichs halten könnte.

Meine Reisegefährten auf dem Mittelländischen Meere waren größtenteils Franzosen. Sie begaben sich fast ohne Ausnahme nach Ägypten, wo der Vizekönig damals anfing, mit eigenen und geborgten Geldern in einer Weise um sich zu werfen, die viele Einwanderer in kurzer Zeit zu Millionären machte und schließlich den Bankerott des ausgesogenen Landes herbeiführte. — Außer den französischen Reisenden, von denen nur wenige der guten Gesellschaft angehörten, befanden sich an Bord des „Said“ einige Holländer, die nach Batavia gingen, und ein halbes Dutzend Engländer und Amerikaner, deren Reiseziele Indien, China und Australien waren. Die Mehrzahl der Passagiere für den „fernen Osten“ und für den „Süden“ sollte ich in Alexandrien antreffen, wohin sie sich von Southampton, durch die Straße von Gibraltar, begeben hatten, um in Suez sodann die Reise mit den Fahrgästen aus Marseille

und Triest gemeinschaftlich fortzusetzen. An Bord der „Nemesis“ erst, in Gesellschaft der Reisenden, die wie ich die „große Tour“ machten, sollte ich das eigentliche und eigentümliche Schiffsleben auf der indischen und chinesischen Linie kennen lernen. So versicherte ein Herr Ward, mit dem ich an Bord des „Said“ Bekanntschaft machte und der mir mit der großen Bereitwilligkeit und Ausführlichkeit des gefälligen Engländers auf Fragen, die ich an ihn richtete, erschöpfende Auskunft gab.

Herr Ward war im Jahre 1844 zum erstenmale nach China gezogen. Er hatte die weite Reise dorthin, wie er mit großer Genugthuung feststellte, während der fünfzehn Jahre, die seitdem verflossen waren, sechsmal zurückgelegt. Er war an Bord des Dampfschiffes wie zu Hause und belehrte mich, wie ich es anzufangen habe, um mich dort ebenfalls so bequem wie möglich einzurichten. Er riet mir an, mich dem „Purser“ (Zahlmeister) vorzustellen und diesem mit besonderer Liebenswürdigkeit entgegenzukommen, da er es in der Hand habe, mich des Vorteils teilhaftig werden zu lassen, eine Kajüte für mich allein zu bekommen.

„Eine Kajüte für sich allein haben,“ sagte Herr Ward, „bedeutet neun Zehntel des Wohlbefindens der Überfahrt. Jeder Reisegefährte, auch der Bruder oder beste Freund, wird störend, wenn man mit ihm in einem so engen Raum zusammengepackt wird, daß der eine notgedrungen im Bette warten muß, während der andere sich wäscht und ankleidet. Mit fremden Menschen ist es unter diesen Verhältnissen immer schwer auszukommen. Ich habe einmal während der ganzen Reise von Alexandrien bis

Ceylon auf dem Verdeck geschlafen, weil man mir einen Kajütengefährten gegeben hatte, der aus Furcht vor Zug das Öffnen der Kajütenthür selbst während der heißesten Nächte, nicht gestatten wollte. — Hat man eine Kajüte, wie klein sie auch sein möge, für sich allein, so kann man sich dort ganz behaglich einrichten und zu jeder beliebigen Stunde des Tages zurückziehen, um zu schlafen, eine Beschäftigung, die, wie Sie selbst bald herausfinden werden, auf dem Meere viel Zeit in Anspruch nimmt und wesentlich dazu beiträgt, die langweilige Überfahrt zu verkürzen. An Bord eines Schiffes muß man Schlaf und Appetit mit besonderer Sorgfalt pflegen. An Arbeiten ist doch nicht zu denken. Selbst wenn man in keiner Weise von der Seekrankheit zu leiden hat, ist man doch nur selten in der Stimmung zu lesen oder gar zu schreiben. Es ist unnütz, sich für eine lange Überfahrt mit zahlreichen Büchern oder erheblichem Schreibmaterial zu versehen. Man benutzt dies alles höchstens während der ersten Tage, dann verfällt man in das Schlaraffenleben, das jeder Fahrgast an Bord führt. Deshalb kann man auch nichts Weiseres thun, als umsichtige Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um sich während der langen Reise eine größtmögliche Summe körperlichen Komforts zu sichern."

Ich hörte diesen Lehren zunächst etwas ungläubig zu. Ich hatte mich mit der Absicht eingeschifft, während der Seefahrt mehrere große Reisewerke durchzustudiren und mein Tagebuch sehr sorgfältig zu führen, ich bildete mir ein, während der nächsten sechs Wochen fleißig sein zu können. Auf alle Fälle wollte ich jedoch den Rat des Herrn Ward befolgen und den Versuch machen, das Wohl-

wollen des Herrn „Purser“ zu gewinnen. Dies gelang mir bis zu dem gewünschten Grade um so leichter, als die Anzahl meiner Reisegefährten eine verhältnismäßig kleine war, und der Zahlmeister mir eine Kajüte für mich allein anweisen konnte, ohne mich dadurch in auffallender Weise vor den anderen Fahrgästen zu bevorzugen.

Im Laufe der Reise bestätigte sich übrigens alles, was mir Herr Ward in Bezug darauf noch gesagt hatte. Ich las und schrieb nicht einmal während der ersten Tage der Überfahrt, da mich zu der Zeit das neue Leben an Bord mehr interessirte als die Bücher. Später wurde ich unter dem Einfluß der Bewegung des Schiffes und der Seeluft, obgleich ich nicht das geringste Unbehagen empfand, so gedankenträge und schlaflustig, daß es einer großen Anstrengung bedurft hätte, um mich auch nur einer gewöhnlichen geistigen Thätigkeit hinzugeben. Der Tag ging trotzdem schnell dahin. Man nahm nicht weniger als fünf Mahlzeiten ein und setzte sich dazu wenigstens dreimal zu Tisch. Des Morgens wurde mir zu früher Stunde der Thee in meine Kajüte gebracht, um zwölf Uhr gab es „Lunch“, um vier Uhr wurde zu Mittag gegessen, um sieben Uhr Thee getrunken und um neun Uhr ein letztes Mahl in Form von Zwieback, Früchten, Whisky, Cognac, Soda und Wein verabfolgt. Nach einer jeden Mahlzeit pflegten sich die Raucher auf einem für sie bestimmten Teil des Decks zu versammeln. Nach der Cigarre oder Pfeife fand man es ganz angenehm, sich durch eine halbe Stunde, wohl auch eine Stunde Schlaf zu erquicken. Zum Mittagsmahl erschienen die Damen in hübschen frischen Kleidern; auch die meisten Herren hatten

dann, ohne sich zu beeilen, Zeit und Sorgfalt auf ihr Äußeres verwandt, und so nahte schnell der Abend, der einen frühen Abschluß dadurch fand, daß um zehn Uhr alle Lichter an Bord, mit Ausnahme der Signallaternen und der Lampen am Steuer und in der Kajüte des Kapitäns, ausgelöscht wurden.

Während der ersten Tage der Überfahrt ging ich des Abends noch mit der guten Absicht zu Bett, am nächsten Morgen zu lesen und zu schreiben. Bald gab ich den Gedanken, mich einer geistigen Beschäftigung zu widmen, gänzlich auf und begnügte mich damit, wie die anderen Fahrgäste, ein paar kurze Briefe aufzusetzen, die ich im nächsten Hafen, wo das Dampfschiff Halt machte, auf die Post werfen wollte, um meine Verwandten wenigstens nicht ohne jede Nachricht von mir zu lassen.

Am 5. Mai, nach siebentägiger Fahrt und nachdem ich Messina im Fluge besucht hatte, langte ich wohlbehalten in Alexandrien an. Es war mir, als sei ich seit Monaten bereits von den Meinigen entfernt und könnte ihnen nun ganze Bände über das, was ich seit unserer Trennung erlebt hatte, schreiben. Aber dazu fehlte es mir gerade in dem Augenblick an Zeit. Ich beschloß, das Versäumte im Roten Meere nachzuholen. Dort meinte ich, nach den Aussagen der Offiziere, eine ganz ruhige See und wenig Zerstreuung zu finden. Vorläufig hatte ich genug zu thun, um das zahllose Neue, das sich in Ägypten meinen Blicken darbot, in mir aufzunehmen. Ich fühlte mich dort zum erstenmal wirklich „in der Fremde.“

Malta wird von den französischen Dampfschiffen, die nach Alexandrien gehen, nicht berührt. Ich kannte die

kleine Insel aber, oder vielmehr die Hauptstadt Lavalette, vom Jahre 1858 her. Die Dampfer der „Peninsular and Oriental Company“ pflegen sich dort sechs bis zehn Stunden aufzuhalten. — Lavalette ist noch ganz europäisch. Zwar macht es einen eigentümlichen Eindruck, daß die Stadt auf sich gegenüberstehenden hohen Hügeln und dem dazwischen liegenden Thale so erbaut ist, daß die regelmäßig angelegten Straßen, die, von Hügel zu Hügel führend, das Thal durchschneiden, förmliche Bogen bilden, — aber die hellen weißen Häuser mit flachen Dächern haben, bei einem ausgesprochen südlichen Charakter, nichts Befremdendes. Man kann sich leicht denken, wie sich's darin lebt. — Die nach unseren Moden gekleideten Männer und Frauen, die daraus hervortreten, sind in den Straßen von Lavalette ganz am Platze. Die bärtigen Männer mit sonnverbrannten Gesichtern, die ich am Landungsplatze sah, ließen mich an Piratengeschichten zurückdenken, die ich in meiner Jugend gelesen hatte. Die Frauen, in schwarzseidene Mantillen gehüllt, denen ich in den Straßen der Stadt begegnete, erinnerten mich an die weibliche Bevölkerung Italiens und mehr noch Spaniens. Viele der jungen Mädchen und Frauen, die ich langsam mit einer Art feierlicher Grazie an mir vorüberschreiten sah, hatten bleiche, schöne Gesichter, schwarzes Haar und dunkle, sanfte Augen. Die meisten waren schlank, von edlem Ebenmaß der Glieder.

Das kurze Stück Weges, das der Europäer zwischen Malta und Ägypten zurücklegt, versetzt ihn plötzlich in eine andere Welt. Schon in Alexandrien, wo Fremdenkolonien seit langen Jahren festen Fuß gefaßt haben und

wo, im europäischen Viertel wenigstens, ebenso viel Franzosen, Italiener und Griechen wie Einheimische auf den Straßen zu sehen sind — schon in Alexandrien fühlt man deutlich, daß man in einem fremden Lande, daß man dort ein Eindringling ist und daß die Kinder und rechtmäßigen Besitzer des Bodens durch unversöhnliche Unterschiede von einem getrennt sind.

Recht widerlich war die Gesellschaft, die, aus Europäern und Einheimischen bestehend, auf Fremdenberaubung ausgehend, unser am Landungsplatze und an der Eisenbahn harrte. — Der Reisende sagt sich zwar, daß er während eines kurzen Aufenthaltes in einem fremden Lande gezwungenermaßen fast nur mit Menschen in Berührung kommt, für die die Ausbeutung des Durchreisenden ein Beruf ist, aber der Ärger, der dem leidenden Teil dadurch verursacht wird, läßt sich mit aller Philosophie nicht beseitigen. Die meisten Europäer machen ihrem Verdruß dadurch Luft, daß sie um sich schimpfen und schlagen, sobald nur einer der spitzbübischen Fremdenführer, Packträger, Kutscher, Eseltreiber 2c. sich ihnen mit einem Vorschlage naht. Das ist vielleicht nicht zu billigen, aber es ist wirklich zu entschuldigen.

Die Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung damals noch machen mußte, gehören übrigens einer begrabenen Vergangenheit an, denn die Vollendung des Suezkanals hat der Reise durch den Isthmus einen neuen Charakter gegeben. Im Jahre 1859 sprach man noch im „conditionellen Futurum“ von der Eröffnung des Kanals. Die meisten Engländer verspotteten das Lesseps’sche Unternehmen, auch unter den Franzosen fanden sich viele, die

an den dauernden Erfolg desselben nicht glauben wollten. Herr Ward wies mir auf der Seekarte klar und deutlich nach, daß die Einfahrt zum Suezkanal versanden müsse und daß die ungeheuren Unkosten, um sie schiffbar zu erhalten, den Zusammenbruch der Kanalgesellschaft innerhalb weniger Jahre herbeiführen würden. — Herr Ward und Hunderttausende von Engländern mit ihm, irrten sich. Der Suezkanal hat sich bewährt. Er hat eine vollständige Umwälzung in unseren politischen- und Handels-Beziehungen mit Indien und China zustande gebracht und unter anderem auch den oberflächlichen Verkehr zwischen Durchreisenden und Ägyptern, wie ich ihn noch kennen lernte, beinahe gänzlich aufgehoben. Die Fahrt über den Isthmus bildete zur Zeit, von der ich spreche, den ermüdendsten Teil der Reise von Europa nach China, obgleich man dazu, nach Herstellung der Eisenbahn, selten mehr als sechsunddreißig Stunden gebrauchte. — Es handelte sich in der That nur darum, über einen ebenen Landstrich von 400 km zu gelangen: ein europäischer Eilzug hätte diese Entfernung bequem in acht Stunden zurückgelegt, aber die ägyptische Verwaltung gab sich keine Mühe, mit gut verwalteten europäischen Gesellschaften zu wetteifern und beutete das Monopol, dessen sie sich erfreute, in einer für die Reisenden recht unangenehmen Weise aus.

Wir hatten mit Tagesanbruch die Anker angesichts von Alexandrien ausgeworfen. Der große Hafen war mit Fahrzeugen bedeckt, von deren Masten die Flaggen aller schiffahrenden Nationen wehten. Am stärksten waren dabei England, Frankreich und Österreich vertreten, da der größte Teil des Handels mit Alexandrien damals in den Händen

der Rheder von Liverpool, Marseille und Triest war. — Der Strand, der sich vor meinen Augen dahinzog, bot nichts Einladendes dar. — Das Meeresufer ist oft sandig, unfruchtbar, öde, aber nirgends ist es mir so traurig erschienen wie in Ägypten und in Aden. — Man spricht von dunklem Elend! Das helle, von der Sonne beschienene ist schlimmer. — Die Sonne brannte an jenem Maimorgen blendend und stechend. Die Luft schien mir weißer als bei uns, so daß mir die Augen wehthaten. Hie und da erblickte ich einige vereinzelt dastehende Palmbäume, die die Trostlosigkeit der Landschaft in meinen Augen aber nur noch anschaulicher machten. Ein gefälliger Offizier des „Said", der neben mir auf dem Verdeck stand, machte mich auf die hervorragendsten Gebäude von Alexandrien aufmerksam und zeigte mir bei der Gelegenheit auch die Pompejussäule und die Nadel der Kleopatra. Ich fragte, ob es sich der Mühe verlohne, diese Überreste alter Herrlichkeit in der Nähe zu betrachten. Der Offizier antwortete:

„Ich bin seit vier Jahren auf dieser Linie und habe Alexandrien etwa dreißigmal besucht, aber in die Nähe der Säulen bin ich nie gekommen; auch beabsichtige ich nicht, dort hinzugehen. Ich könnte den alten Steinen doch nichts Neues absehen."

Er musterte mich mit einem Blick von der Seite und fuhr dann lächelnd fort:

„Hätte ich Sie mit einem großen Fernglas bewaffnet gesehen, und trügen Sie einen grünen Schleier am Hut und einen weißen Schirm in der Hand, so würde ich Ihnen gesagt haben: ‚Gehen Sie hin und sehen Sie sich

die Dinger an'; aber wenn ich mich in Ihnen nicht irre, so würde der Ausflug für Sie nicht lohnend sein. — Ich komme viel mit Reisenden zusammen, und wenn wir gutes Wetter während der Überfahrt haben, fehlt es mir nicht an Zeit, sie zu beobachten. Gerade wie es Leute giebt, die an der Table d'hôte über ihren Hunger essen, nur um dem Wirte nichts zu schenken, so finden sich andere, nahe Geistesverwandte von diesen, die es für ihre Pflicht halten, für ihr Reisegeld so viel wie möglich zu sehen, und die sich Gewissensbisse machen würden, wenn sie nicht jede Merkwürdigkeit, die sie in ihrem ‚Fremdenführer' verzeichnet finden, in Augenschein genommen hätten. Wenn solche Menschen acht Tage in einer fremden Stadt sind, so wissen sie so viel davon zu erzählen, daß man meinen sollte, sie kennten den Ort besser als der alte Einwohner, der dort einen guten Teil seines Lebens zugebracht hat. — Das sind schreckliche Reisegefährten! Sie werden wohl thun, sich nicht mit ihresgleichen in Verbindung zu setzen. Halten Sie sich an Herrn Ward, den ich von alters her kenne, und lassen Sie sich von ihm leiten. Ich glaube schwerlich, daß er Sie in Alexandrien ermüden wird. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung giebt es dort für den Durchreisenden nichts zu sehen. — Aber Kairo wird Sie entschädigen."

Wir hielten uns nur wenige Stunden in Alexandrien auf. Die europäische Stadt bot beim ersten Anblick nichts dar, was mir sonderlich bemerkenswert erschienen wäre. Als ich durch das arabische Viertel fuhr, überraschte mich die erbärmliche Bauart der Hütten und Häuser und das armselige Aussehen der Bewohner.

Der Weg von Alexandrien nach Kairo führt durch einen fruchtbaren Landstrich; doch erscheint er dem Auge des Europäers, das an grüne Fluren und schattige Ruheplätze gewöhnt ist, unbeschreiblich traurig. Das große stille Bild, das sich vor ihm ausbreitete, ist sicherlich kein alltägliches, prosaisches; aber die Poesie desselben hat nichts Erfrischendes und Erhebendes. Sie wirkte auf mich niederschlagend und entmutigend und übte auch auf die Mehrzahl meiner Reisegefährten, soweit ich es beurteilen konnte, denselben Eindruck aus. — Wir fuhren an mehreren Fellahdörfern vorbei: sie waren von einer Erbärmlichkeit, von der man sich kaum einen Begriff machen kann, wenn man nicht Ähnliches bereits gesehen hat. Ich erblickte dort zum erstenmal Menschen, die in dunklen, aus getrocknetem Schlamm erbauten Hütten wohnen, kaum besser als die Höhlen, in die wilde Tiere sich zurückziehen; aber die braunen Kinder, die aus den elenden Hütten hervorstürzten, um uns anzubetteln, hatten schlanke, trockene Glieder, gleich Vollblutpferden, und klare, kluge Augen. Schmutz und Dunkelheit schienen ihnen demnach ganz zu behagen. Auch sah ich einige dicht verschleierte Weiber. Ich war keineswegs begierig, sie unverschleiert betrachten zu können: die dunklen, schmutzigen Lumpen, die sie verhüllten, ließen sie abschreckend erscheinen.

Hinter der Station Kaff-r-Zayat fuhren wir über den Nil. Darauf machten wir noch in Tentah und Benah Halt. Der Westwind, der sich in den Vormittagsstunden bereits erhoben hatte, wurde stärker. Die Hitze, wie das Thermometer sie zeigte, war nicht sehr groß;

aber der heiße, scharfe Staub, den uns der trockene Wind anwehte, machte sie sehr beschwerlich. — Ich war ermüdet, als ich nach achtstündiger Fahrt gegen drei Uhr nachmittags in Kairo anlangte. An der Eisenbahn erfuhr ich, daß wir die Reise am selben Abend um zehn Uhr fortsetzen würden. Ich erfrischte mich darauf schnell durch ein Bad und setzte mich dann zu Esel, um wenigstens einen Blick auf die Stadt zu werfen, die mir als eine der merkwürdigsten des Orients bezeichnet worden war.

Kairo ist in der That eine wunderbare Stadt. Das farbenreiche Bild, das sie mir bot, ist während langer Jahre frisch in meinem Gedächtnis geblieben und hat sich selbst heute, nach dreißig Jahren, noch nicht ganz verwischt.

Ich erinnere mich des Rittes durch dunkle, enge, phantastische Straßen, deren Häuser an beiden Seiten mit reichfarbigen bunten Teppichen behängt waren, der Läden, in denen alle Erzeugnisse des Orients, die damals in Europa noch als Seltenheiten angestaunt wurden, im Überfluß aufgestapelt waren, der ruhigen, ernsten Männer, welche diese Waren feilboten, und die, in Turban und Kaftan, lange Pfeifen rauchend, mit ihren großen Bärten und stillen Gesichtern, Wachsfiguren glichen, dann endlich des wilden, schreienden Lebens in der Straße. Weiße, gelbe, braune, schwarze Männer drängten und stießen sich dort. Mein Führer zeigte mir schlanke Albanesen mit schönen, üppigen Haaren, scheußliche Nubier und Neger aus Sudan von herkulischen Körperformen, hagere, lange, braune Beduinen, in weiße Burnusse ge-

hüllt, die stolz und still durch die Menge schritten, Pilger aus dem Kaukasus, schöne Cirkassier, Perser mit großen schwarzen Augen und langen, feinen Bärten, feiste Türken mit schweren, müden Augenlidern, Juden mit scharf gezeichneten Zügen und unruhigen, ängstlichen Blicken, Malteser, Armenier, Kopten und Fellahs. Die wilde Masse schien alle Sprachen der Welt zu sprechen, die meisten davon verstand ich nicht; doch drangen auch französische, italienische und englische Laute an mein Ohr. Ich war froh, als wir den wüsten Lärm hinter uns gelassen hatten und durch weniger belebte Straßen den Hügel emporritten, auf dem die große Moschee von Kairo erbaut ist. Man hat von diesem Punkte einen wundervollen Blick auf die Stadt und das Land rings umher.

Kairo bedeckt einen großen Raum. Aus dem Häusermeer ragen in überraschender Anzahl schlanke Minarets empor, weit in der Ferne, undeutlich nur, aber doch erkennbar, zeichnen sich dunkel auf grauem Himmel die Silhouetten der Pyramiden von Ghizeh und Saccarah ab. — Die blendende Sonne warf ihre Strahlen auf das weite, öde, trockene Land. Gegen Sonnenuntergang nahm der Horizont eine gelbe und gelblich rote Färbung an. In diesem Lichte stellten sich die Gegenstände, die ich erblickte, mit ganz eigentümlicher Schärfe der Umrisse dar. Die Landschaft erschien mir tot und still, von großer Traurigkeit.

Der Gedanke, daß das Dasein in Ägypten ein freudenloses sein muß, ist sicherlich vielen Europäern gekommen, als sie das Land zum ersten Male sahen. Später, so

wurde mir erzählt, entdeckt man, daß das Leben auch dort viel Annehmlichkeiten bietet und daß der Aufenthalt in Kairo dem in mancher europäischen Großstadt vorzuziehen ist. Ich selbst kann mir das nicht erklären, aber ich zweifle nicht daran. Ich habe in meinem Leben manche noch weniger erklärliche Liebhaberei kennen gelernt.

Pünktlich um zehn Uhr traf ich wieder mit einigen meiner Reisegefährten an der Eisenbahnstation zusammen. Die meisten, die mit mir von Marseille bis Alexandrien gekommen waren, blieben in Ägypten. Ich stellte fest, daß sie den schlechtesten Teil der Gesellschaft an Bord des „Said“ ausgemacht hatten.

Herr Ward, auf dessen Rat ich den Ritt durch Kairo und nach der großen Moschee gemacht, der sich mir aber bei dieser Gelegenheit nicht angeschlossen hatte, erzählte mir, er habe den Nachmittag im besten Gasthof des Viertels Ses-be-Kie zugebracht, sei aber dort so schlecht behandelt worden, daß er beinahe bedauere, nicht in meiner Gesellschaft geblieben zu sein. Er schilderte die Gasthäuser in Ägypten als die schlechtesten, unreinlichsten und teuersten auf der ganzen Linie von Marseille bis Shanghai.

„In Indien,“ sagte er mir, „und über Ceylon hinaus, haben die Besitzer der Gasthäuser besseren Ranges fast ausschließlich mit vermögenden Reisenden zu thun und sind daran gewöhnt, Ansprüche auf Wohlbefinden, dessen wesentlichster Bestandteil in heißen Ländern Reinlichkeit ist, möglichst zu befriedigen. Nach Ägypten dagegen zieht sich ein starker Strom von Abenteurern aus Südfrankreich, Italien, Illyrien, Griechenland und der Türkei. Diese

verlangen gar keine reinliche Bewirtung und sorgfältige Bedienung und haben die ägyptischen Gasthofbesitzer daran gewöhnt, alle Europäer, die sich von ihnen einfangen lassen, schlecht zu behandeln. Wer in Ägypten die Annehmlichkeiten einer civilisierten Haushaltung nicht entbehren will, der muß sich von seinen eigenen Leuten, die er aus Europa mitgebracht hat, bedienen lassen. Das ist aber ein Luxus, den sich nur eine geringe Anzahl der Durchreisenden gestatten kann." — Alles dies hat sich seit meiner ersten Reise durch Ägypten vollständig geändert. Heute soll es in Kairo Gasthäuser geben, die an Großartigkeit und Pracht kaum übertroffen werden können, und in denen sich eine reiche und verwöhnte Gesellschaft aus Frankreich, Italien, England, Amerika, Griechenland und der Türkei, oftmals monatelang aufhält, sich vergnügt und wohlbefindet.

Die Abfahrt von Kairo hatte, wie bereits gesagt, um zehn Uhr abends stattfinden sollen. Es war elf Uhr geworden, ehe sich der Zug in Bewegung setzte. Man sagte mir, daß diese Unregelmäßigkeit die Regel bilde. Wir waren zu acht in schlechtgehaltene, abgenutzte Wagen gepackt, und da wir alle reichlich mit Handgepäck versehen waren, so wurden bald von vielen Seiten Klagen laut über die unangenehmen Unbequemlichkeiten, die den Fahrgästen durch die Nachlässigkeit und die schlecht verstandene Sparsamkeit der ägyptischen Eisenbahngesellschaft auferlegt werden. — Der Reisende von Beruf würde über diese Klagen lächeln, denn die Übelstände, die sie angreifen, sind in der That erträglich und nichtsbedeutend, sobald man sie mit den Strapazen vergleichen will, denen jener

sich zu unterwerfen hat; aber für jemand, der, an europäische Beförderungsmittel gewöhnt, diejenigen Ansprüche macht, die auf den Eisenbahnen in Deutschland, Frankreich und England ganz allgemein befriedigt werden, bot die Behandlung, die uns auf der Bahn von Kairo nach Suez zu teil wurde, in der That triftigen Grund zu Klagen. Was mich persönlich angeht, so fühlte ich mich durch die Erlebnisse des Tages so ermüdet, daß ich auf dem engen, schlechten Platze, der mir vergönnt war, bald einschlief.

Ich erwachte fröstelnd, nach Verlauf einer Stunde etwa, und bemerkte, daß der Zug Halt gemacht hatte. Ich glaubte, wir wären an einer Station angelangt, und blickte zum Fenster hinaus; aber nirgends waren Spuren eines Bahnhofes zu entdecken. Unübersehbar weit, vom Mondlicht übergossen, erstreckte sich nach allen Richtungen hin die Wüste. Es war empfindlich kalt geworden, und die Luft hatte etwas eisig Rauhes. Zum Glück hatte man uns alle auf diesen Temperaturwechsel vorbereitet, so daß wir uns mit Decken und Mänteln gut versehen hatten. Ich bemerkte, daß mehrere der Fahrgäste ausgestiegen waren und rauchend und plaudernd neben dem Zuge auf und ab gingen. Ich gesellte mich zu ihnen und erfuhr, daß der Maschine das Wasser ausgegangen und daß sie mit dem wenigen, das sie noch habe, nach der nächsten Haltestelle gefahren sei, um frischen Vorrat zu holen. Man sagte mir, es würde wohl eine halbe Stunde dauern, ehe sie zurückkäme. — Es dauerte volle zwei Stunden. — Endlich setzten wir uns wieder in Bewegung und dampften mit der Geschwindigkeit eines

langsamen Güterzuges gen Suez weiter. Nach zehnstündiger Fahrt langten wir dort an. — Die Entfernung zwischen Kairo und Suez beträgt 145 km. Mit Pferd und Wagen auf guten Wegen hätte man sie demnach schneller zurücklegen können, als wir es auf der ägyptischen Eisenbahn gethan hatten.

Das Land zwischen Kairo und Suez bildet die Grenze der Wüste. Der unfruchtbare, harte Boden ist mit Kieselsteinen bedeckt. Man sieht weder Baum, noch Strauch, noch Gras. In der Ferne entdeckt man eine niedrige Bergkette: sie erschien in der Morgendämmerung wie ein gelbliches Wolkengebilde. Nirgends war eine Spur von Tier- oder Pflanzenleben zu erblicken.

Suez war im Jahre 1859 eine erbärmliche Ortschaft; doch bereitete man sich damals schon in Erwartung der bevorstehenden Eröffnung des Kanals darauf vor, mehrere große Gebäude zu errichten, die seitdem vollendet sind und dem Orte ein stattlicheres Aussehen gegeben haben dürften. Wir begaben uns in das einzige große Gasthaus, das derzeit in Suez zu finden war, wo auf einer breiten Terrasse Kaffee für uns aufgetragen wurde, den wir uns vortrefflich schmecken ließen.

Der Hafen von Suez ist groß, das Gestade hat denselben Charakter trostloser Öde, der mir bereits in Alexandrien aufgefallen war. — Ich war froh, als endlich das Zeichen gegeben wurde, uns auf ein kleines Dampfboot einzuschiffen, das uns an Bord der „Nemesis“ zu bringen hatte, des großen Dampfers der „Peninsular and Oriental Company“, mit dem wir unsere Seereise von Suez aus fortsetzen sollten.

Ich habe in meinem Leben viele Länder gesehen, und von den meisten habe ich stets mit einer gewissen Traurigkeit Abschied genommen. Oftmals ist sodann der Wunsch in mir rege geworden, mich noch eine Zeitlang in diesem oder jenem Lande aufhalten zu können; aber ich empfand nichts von dem, als ich Ägypten verließ. Die trostlose Einförmigkeit des Landes, die Häßlichkeit, der Schmutz, das Elend der Bevölkerung, alles das hatte mich in unangenehmer Weise berührt, und der lebhafte Eindruck, den das befremdliche Kairo auf mich gemacht hatte, war kein angenehmer gewesen. Ich war froh, Ägypten gesehen zu haben, mir bewußt, daß dies im Fluge geschehen sei und daß ich es keineswegs kennen gelernt habe; aber ich verspürte nicht die geringste Lust, meine Kenntnisse in dieser Beziehung zu vervollkommnen, und atmete freudig auf, als ich, an Bord der „Nemesis“ angelangt, mir sagen durfte, daß ich alles Ägyptische in wenigen Stunden fern hinter mir gelassen haben würde.

Von Suez über Aden nach Ceylon.

An der Treppe der „Nemesis" wurde ich von einem breitschulterigen englischen Matrosen empfangen. Er hielt mir seinen Arm hin, auf den ich mich wie auf eine feste Barre stützen konnte, nahm mir das Handgepäck, das ich trug, ab, stellte es auf das Verdeck und überließ mich sodann meinem Schicksal. — Ich sah mich um und war angenehm überrascht. Man hatte mir viel von der Reinlichkeit und Ordnung an Bord der großen englischen Passagierschiffe erzählt: — das, was ich sah, übertraf meine Erwartungen. Das ganze Schiff und alles, was sich vor meinen Augen darauf bewegte, schien so makellos rein wie ein frisch gewaschenes Hemd. Das hatte etwas sehr Erquickendes nach dem Staub und Schmutz, in dem ich während der letzten vierundzwanzig Stunden in Ägypten gelebt hatte. — Das große Hinterdeck, auf dem ich stand, war frisch gescheuert. Die zahlreichen, großen und kleinen Boote, die auf beiden Seiten des Schiffes hingen, waren vom glänzendsten, reinsten Weiß, ebenso die Thüren, die vom Verdeck aus zu einigen der Kajüten führten, und auch ein kleines, niedriges Häuschen,

das sich ungefähr in der Mitte des Hinterdecks, nahe der Treppe befand und über dessen Thür in fetten, schwarzen Buchstaben zu lesen war, daß dies die Wohnung und das Arbeitszimmer des Kapitäns sei und daß die Reisenden ersucht würden, dort nicht einzutreten. — Die polierten Haken, Ringe, Angeln, Thürklinken, die an dem Holzwerk befestigt waren und dasselbe hier und da zusammenhielten, waren aus Messing und blitzten in der hellen Sonne wie Gold.

„Hier kann man schon eine starke Portion Hitze vertragen," sagte ich mir.

Die „Nemesis" war ein Dampfschiff von 2400 Tonnen. Auf dem Atlantischen Ocean würden einige vierzig Matrosen genügt haben, um es zu bedienen; auf dem Indischen Meere fuhr es mit mehr als zweihundert Mann — darunter waren jedoch nur wenige Europäer — ein Dutzend vielleicht außer den Offizieren. Im Jahre 1859 hatte die „P. & O."-Kompagnie nämlich noch das Monopol des Verkehrs zwischen Europa und Ägypten, Indien, Australien, China und Japan. Die Gesellschaft machte gute Geschäfte, konnte, ohne unverhältnismäßige Opfer zu bringen, freigiebig sein und war dies im vollsten Maße. Ich lernte auf der „Nemesis" zum erstenmal das Leben „aus dem Vollen" kennen, das damals die Existenz der Engländer in Indien kennzeichnete. — Die Bemannung der „Nemesis" war nach dem Grundsatz eingerichtet, daß es in einem vornehmen Hausstand viel Müßiggänger geben muß. Die arbeitenden Matrosen: Inder sowie auch einige Chinesen, Malaien und Neger, befanden sich vor dem Maste oder in den unteren Schiffs-

räumen. Auf dem Hinterdeck aber mischten sich unter die Reisenden zwanzig bis dreißig Individuen, deren Anzug allein schon deutlich zeigte, daß sie nicht zu schwerer Arbeit verwandt werden sollten. Sie trugen lange, schneeweiße, baumwollene Kittel, dicke Turbane aus demselben Stoff wie diese Kleidungsstücke, und Schuhe aus hellem Leder mit emporgekrümmten Spitzen, in denen die dunklen Füße nackt steckten. Sie lungerten auf dem Verdeck umher ohne jede regelmäßige Beschäftigung, jedoch stets bereit, die leichten Befehle, die man ihnen erteilen mochte, behend und willig auszuführen. Man verlangte von ihnen Feuer zur Cigarre oder ein Glas Sodawasser, oder man trug ihnen auf, ein kleines Stück Handgepäck in die Kajüte hinunterzutragen. Es waren junge Leute zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren, und die meisten von ihnen hatten edle, schöne Gesichter, in denen besonders die großen, dunklen, schwermütigen Augen auffielen. Sie waren von brauner Gesichtsfarbe und hatten dickes, blauschwarzes Haar. Sie sahen schwächlich, unterwürfig, resignirt aus, und ich glaube wohl, daß jeder einzelne der kräftigen englischen Matrosen, die geschäftig hin und her gingen und die braunen Müßiggänger, die ihnen im Wege standen, unsanft beiseite schoben, es mit je drei oder vier von ihnen leicht aufgenommen hätte. — Die Offiziere der „Nemesis“ waren ebenfalls von Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet, einige mit der sorgfältigen Eleganz, die in der englischen Armee und Marine beliebt ist. Sie gingen schweigsam und vornehm einher und schienen mit einer Art wohlwollender Herablassung auf die Fahrgäste zu blicken. Die P.&O.=

Kompagnie war damals eine stolze Gesellschaft. Sie betrachtete sich im Indischen Ozean als der Vertreter des „die Seen beherrschenden“ Englands, und ihre Offiziere und Beamten sprachen mit überzeugter Geringschätzung von den Versuchen, die französischerseits gemacht werden sollten, sich mit der englischen Gesellschaft zu messen. Dieselben Leute, die den Bankerott der Suezkanal-Gesellschaft prophezeiten, sagten voraus, daß die „Messagéries Impériales“ sich auf der indischen Linie ruiniren würden. — Die englischen Propheten haben sich auch in dieser Beziehung getäuscht. Nicht nur die französischen „Messagéries“, auch der deutsche und österreichische Lloyd sind gewaltige Wettbewerber der P. & O.-Kompagnie geworden, und diese hat sich widerstrebend genötigt gesehen, mit ihren französischen und deutschen Rivalen auf dem Fuße vollständiger Gleichberechtigung zu unterhandeln.

Die Reisegesellschaft an Bord der „Nemesis“ zerfiel in zwei verschiedene Gruppen, die sich erst in den folgenden Tagen ganz unter einander vermischten. Die eine, bei weitem die kleinere Gruppe, zu der auch ich gehörte, bestand aus den Reisenden aus Marseille, die zweite aus denen, die sich in Southampton eingeschifft hatten und am Tage vor uns in Alexandrien und in Suez angelangt waren. Es war ihnen bereits Zeit vergönnt gewesen, den ägyptischen Staub von sich abzuschütteln, und sie hatten diese Arbeit mit auffälliger Sorgfalt und ganzem Erfolg vollzogen. Es schien mir, als wetteiferten sie, die Frauen sowohl wie die Männer, unter einander, um sich uns, den Neuankommenden, in ihrem Äußeren auf das vorteilhafteste vorzustellen. Die Frauen trugen frische

helle Mousselinkleider und Strohhüte, als hätten sie sich zu einer sommerlichen Landpartie ausgerüstet, die Männer leichte Reiseanzüge aus dünnem Flanell, und einige von ihnen, in denen ich später alte Bewohner von Indien erkannte, weißleinene Beinkleider und kurze weiße Jacken, wie man sie in Europa nur bei Kellnern und Köchen zu sehen gewohnt ist, die aber in Indien und China in der besten europäischen Gesellschaft ganz allgemein gebräuchlich sind und bei heißem Wetter in vielen Fällen den Frack ersetzen.

Ich hatte, seitdem ich den ägyptischen Eisenbahnzug verlassen, noch nicht Gelegenheit gehabt, mich um mein Aussehen zu kümmern. Gesicht und Hände sowie mein ganzer Anzug waren mit Kohlen- und Sandstaub bedeckt, und ich fühlte, daß ich mich mit meinen wenigen Reisegenossen aus Marseille, von der schmucken Gesellschaft, die uns neugierig musterte, in einer für mich durchaus nicht vorteilhaften Weise auszeichnete. Es wurde mir unbehaglich zu Mute, ich suchte nach meinem Koffer, um ihn in die Kajüte hinabtragen zu lassen und dann ebenfalls einen gründlichen Reinigungsprozeß an mir und meinem Anzuge vorzunehmen. Mein Gepäck hatte sich bald gefunden, und das Glück wollte, daß der Herr Zahlmeister, eine viel umworbene Persönlichkeit, mir auf mein höfliches Ersuchen eine kleine Kajüte für mich allein anweisen konnte. — Der englische Diener (steward), der dort wartete, zeigte mir zunächst das Badezimmer, wo ich eine erfrischende Douche fand, und war mir später beim Auspacken meines Koffers in sachkundiger Weise behilflich. Dann verließ er mich, und ich legte darauf mit großem

Behagen frische und leichte Kleider an, in denen ich nach einer halben Stunde wieder auf dem Verdeck erschien, nunmehr auch im äußeren Aussehen ein ebenbürtiges Mitglied der Gesellschaft, die dort noch immer versammelt war. — Eine große Decke aus gebleichtem Segeltuch, die über den ganzen hinteren Raum des Schiffes gespannt war, gewährte Schutz vor den Sonnenstrahlen, und man befand sich auf dem Hinterdeck der „Nemesis“ so wohl und behaglich wie in einem luftigen Salon.

Leute, die nur kurze Reisen auf Schiffen gemacht haben, bilden sich gewöhnlich falsche Ideen von dem Leben an Bord der großen Dampfboote, die auf den langen Linien nach Osten oder Westen hinlaufen. — In einer stürmischen Überfahrt von Dieppe nach Newhaven, Hamburg nach London, Hâvre nach Southampton, ja sogar von Calais nach Dover oder von Boulogne nach Folkstone, können sich für den Fahrgast mehr Unannehmlichkeiten zusammendrängen, als er während einer langen Reise von Liverpool nach New-York, von Suez nach Schanghai, von Yokohama nach San Francisco ꝛc. zu ertragen hat. Die großen Boote der guten englischen, deutschen und französischen Dampfschiffgesellschaften bieten dem Reisenden vielerlei, von Unerfahrenen auf dem festen Lande kaum für möglich gehaltene Annehmlichkeiten. Man schläft an Bord dieser Schiffe in reinlichen, guten Betten, man speist in prächtig ausgestatteten großen Salons — und die Küche ist nicht schlecht, — man hat ein langes, vortrefflich gehaltenes Verdeck zu seiner Verfügung, um spazieren zu gehen und zu rauchen, oder um sich auf bequemen Stühlen auszustrecken, zu lesen oder zu schlafen,

— man findet fast immer gute oder unterhaltende Reisegesellschafter, und da man mit ihnen nicht ein paar Stunden nur, sondern oft Wochen lang zusammen ist, und zwar in einer Weise, die ein schnelles Wachsen der Vertraulichkeit ermöglicht, so knüpfte man nicht selten Bekanntschaften an, die die Reise auf das angenehmste verkürzen und oft lange Jahre überdauern. — Selbst die gefürchtete Seekrankheit verliert schnell ihre gerechtfertigten Schrecken. Erstens wird man, an und für sich schon, an Bord der großen Schiffe nicht so leicht seekrank wie auf den kleinen Paketbooten, wo einem Raum und Luft kärglich zugemessen werden, wo man sich bei schlechtem Wetter in abscheuliche, dumpfe, überfüllte Kajüten zurückziehen muß und wo der Anblick seekranken Elends rings umher auch den Gesunden mit großem Unbehagen erfüllt, sodann ist zu berücksichtigen, daß man sich auf größeren Reisen doch gewöhnlich einer langen Reihe schöner, ruhiger Tage erfreut und daß endlich die meisten Reisenden sich sehr bald an die Bewegungen des Schiffes gewöhnen, so daß nach drei- oder viertägiger Fahrt, selbst bei stürmischem Wetter, die große Mehrzahl der Fahrgäste bei Tisch erscheint und mit gutem Appetit der langen Mahlzeit von Anfang bis zu Ende beiwohnen kann.

Ich erinnere mich in der That nur eines einzigen Unglücklichen, der während der sechswöchentlichen Fahrt von Marseille bis Schanghai beharrlich seekrank blieb und selbst bei ruhigem Meere außer stande zu sein erklärte, an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten teilzunehmen. Solche Ausnahmen sind aber selten. Der Umstand, daß

das leidende Individuum, von dem ich spreche und mit dem ich bekannt geblieben bin, meines Wissens noch ein halbes Dutzend Mal oder öfter nach China zurückgekehrt ist, beweist übrigens, daß auch für diesen, zu Seereisen so außerordentlich schlecht veranlagten Mann, die Qualen der Seekrankheit nicht bis zum Abschrecken unerträglich waren. — Er besuchte mich vor einiger Zeit in Berlin, auf der Rückreise von China über Sibirien nach seiner Heimat Frankreich. Er erzählte mir, er habe sich niemals von der leidigen Seekrankheit heilen können und sei deshalb diesmal über Rußland gekommen. Die Landreise sei aber so beschwerlich, ermüdend und langwierig, daß er den festen Entschluß gefaßt habe, sie nicht ein zweites Mal zu unternehmen und in Zukunft, wenn er noch einmal nach China gehen müßte, wiederum den Seeweg über Suez und Indien zu wählen. Ich bewunderte seinen Mut und sprach ihm dies anerkennend aus. Da zog er in französischer Manier die Schultern wie ein Frosch hoch in die Höhe und antwortete lächelnd:

„Que voulez-vous, mon cher? . . . les affaires! — Ich habe vor zwanzig Jahren die unglückliche Idee gehabt, meine hauptsächlichsten Interessen nach China zu verlegen, und kann nun nicht umhin, alle zwei oder drei Jahre einmal dorthin zu reisen, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu halten und zu überwachen. Das wird wohl so fortdauern, bis ich mich ganz in Ruhestand versetzen kann."

Er sah bei der Voraussicht eines großen Quantums von Seekrankheit, das ihm danach noch bevorstand, ganz vergnüglich aus, und ich kam zu der Überzeugung, daß

auch ihm die Leiden des Übels leicht erträglich erschienen. Ich halte es sogar nicht für unmöglich, daß mein Freund, der auf der Linie von Marseille nach China unter dem Namen „der seekranke französische Gentleman“ allgemein bekannt war, diesen keineswegs beneidenswerten Beinamen mit einem gewissen Stolz trug und gar nicht geneigt war, demselben dadurch zu entsagen, daß er offen erklärte, das Leben an Bord während der Überfahrt behage auch ihm ganz wohl.

Ich habe gesagt, daß man während langer Seereisen leicht angenehme Bekanntschaften macht. Was diesen Punkt angeht, will ich hier noch etwas einschalten, was für die jüngeren unter meinen Lesern vielleicht von Interesse sein dürfte.

Man verliebt sich leicht auf großen Seefahrten, und Reise-abenteuer, im beliebtesten Sinne des Wortes, sind während derselben etwas Alltägliches. — Ich stehe heute der Lieb-schaft, die mir die Reise von Suez nach Ceylon so an-genehm verkürzte, ganz objectiv gegenüber und kann da-von sprechen wie von einer Sache, die mich kaum etwas angegangen, sondern die Bekannten von mir unter meiner Beobachtung vorgekommen wäre. Es liegt mir fern, den Versuch machen zu wollen, hübsche Scenen aus den Heine'schen Reisebildern nachzuzeichnen, ich will nur er-zählen, was mir an Bord der „Nemesis“ mit einem jungen Mädchen passirt ist, weil ich mir seitdem voll-kommen bewußt geworden bin, daß ich in dieser Beziehung das Los von Tausenden glücklicher junger Reisenden ge-teilt habe, die vor und nach mir große Seereisen in zahl-reicher bunter Gesellschaft unternommen haben. — Eine

Liebschaft an Bord gehört, wenn man jung ist, zur großen Reise wie Wassertrinken zur Brunnenkur.

Den Familiennamen meiner Geliebten von 1859 habe ich vergessen. In dem Tagebuche, das ich damals regelmäßig und sachlich, aber gleichzeitig mit ritterlicher, jugendlicher Discretion führte, steht das liebenswürdige Wesen als Miß Ezza X. verzeichnet. — Ezza war ein schwermütiges Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, mittelgroß, schlank, mit nußweißen Zähnen, schwarzem Haar, regelmäßig gezeichneten Augenbrauen, langen dunklen Wimpern und schönen blauen Augen, — Augen, die bei dem ausgesprochen brünetten Charakter der ganzen Erscheinung auffallend schön waren. Sie begab sich nach Indien, um die Kinder einer dort verheirateten Schwester abzuholen und nach England zu begleiten.

Ich machte die Bekanntschaft des jungen Mädchens noch am ersten Abend unseres Zusammenseins. Wir befanden uns im Roten Meere, und die Nacht war von wunderbarer Schönheit. Die Lichter in den Kajüten waren längst ausgelöscht, und die meisten Fahrgäste hatten sich zur Ruhe begeben. Auf dem Verdeck war es einsam und dunkel. Das Ohr hatte sich an das gleichförmige Geräusch der arbeitenden Maschine gewöhnt, und es war, als herrschte tiefe Stille rings umher. Am Steuerrade standen zwei Matrosen, stumm, aufmerksam, die Augen unverwandt nach dem hell beleuchteten Kompaß gerichtet. Der wachthabende Offizier ging gemessenen Schrittes auf dem Verdeck auf und ab, unbekümmert um die Reisenden und wohl auch ohne große Sorge um das Schiff, das seiner Leitung anvertraut war und bei klarer Nacht auf be-

kannter, ungefährlicher Straße, des Weges sicher, vorwärts dampfte. Hier und da auf dem Verdeck kauerten und lagen regungslose weiße Gestalten. Wenn man sie genauer betrachtete, so sah man, es waren Inder. Unbekümmert um den Mond, der nach einer im Osten verbreiteten Sage ein schmerzhaftes Anschwellen derjenigen Gliedmaßen verursachen soll, die seinem Schein lange und ruhig ausgesetzt bleiben, schliefen die braunen Laskaren fest und ruhig, die stillen, wie aus Bronze gegossenen Gesichter, dem Mondlicht zugewandt. — Das Schiff glitt schnell durch das finstere Meer und ließ einen langen glitzernden Streifen wie von flüssigem Silber hinter sich. Fliegende Fische schwirrten wie aus einem Feuerbade in die Höhe und versanken plätschernd wieder in die Flut, die sich weißglühend vor ihnen zu öffnen schien und sich dann wieder dunkel über sie schloß.

Das junge Mädchen mit den langen schwarzen Wimpern und den blauen Augen stand auf dem Verdeck und schaute, das bleiche Gesichtchen auf die Hand gestützt, in die schöne Nacht hinaus. Ich gesellte mich unbefangen zu ihr, redete sie freundlich an und sie antwortete zutraulich. Es war eine Nacht zum Schwärmen, und es wurde mir nicht schwer, in dieser Beziehung das der Jugend Erlaubte zu leisten. Sie antwortete in demselben Ton, und bald waren wir dabei, Gedichte zu citiren: sie in ihrer wohltönenden Muttersprache mit einem weichen lieblichen Accent, ich in der meinigen, die ich sodann in möglichst zierliches Englisch übersetzte. Wir sprachen vom Mond, von den Sternen, vom Himmel und vom Meere. Ich glaube, wir spielten beide etwas Komödie, und es war jedem

von uns in dem Augenblicke mehr um den Nachbar als um den reinen Himmel und das tiefe Meer zu thun. — Daß meine Freude an der schönen Nacht im Jahre 1859 nicht ganz aufrichtig oder wenigstens nicht so ungemischt war, wie ich vorgab, sondern daß ich vielmehr meine Hauptfreude an dem hübschen Mädchen an meiner Seite hatte, das will mich heute bedünken, weil ich mich genau einer bald darauf folgenden Nacht erinnere, in der ich zum erstenmale, und zwar in Ezzas' Gesellschaft, das „Kreuz des Südens“ erblickte.

Ich hatte in verschiedenen Büchern von der Schönheit dieses prachtvollsten Sternbildes des südlichen Himmels gelesen und war entschlossen, mich daran zu erfreuen. Ezza war hingebend geneigt, dasselbe wie ich zu thun, und als junges poetisches Mädchen bereit, in der erlaubten Schwärmerei noch weiter zu gehen als ich. Ein Offizier der „Nemesis“ zeigte mir die Gruppe, sobald sie sich über den Horizont erhoben hatte. Meine Gefährtin und ich konnten nicht satt werden, unserer Bewunderung darüber Ausdruck zu geben. Ich weiß aber sehr wohl, daß ich gar nicht so hingerissen war, wie ich vorgab und mir einzureden versuchte, und ich vermute, ohne böswillig zu sein, daß es meiner Nachbarin wie mir erging. Die poetische Flamme, die wir beide anfachten, näherte uns jedoch mehr und mehr, und ich verdanke dem „Kreuz des Südens“, das mir besonders aus diesem Grunde in angenehmer Erinnerung geblieben ist, den ersten Kuß, den ich Ezza geben durfte. — Darauf wurden wir sehr gute Freunde und blieben es bis zum schnellen Ende der kurzen vierzehntägigen Fahrt. Wir wußten beide, daß

die ganze herrliche Freude bald ein Ende nehmen würde und daß wir uns dann trennen müßten, um uns vielleicht nie wiederzusehen, — aber bis zum letzten Augenblicke sprachen wir nicht davon und freuten uns unseres Lebens. — Ezza war allein, und ich hatte keine Bekannte an Bord der „Nemesis.“ Wir saßen bei Tisch neben einander und kümmerten uns um niemand an Bord als um uns selbst. Wir störten keinen Menschen und ließen uns durch unsere Umgebung nicht stören.

Am Abend vor der Ankunft in Ceylon sprach Ezza zum erstenmal von der nun unmittelbar bevorstehenden Trennung.

„Morgen um diese Zeit ist alles, alles vorbei!“ sagte sie.

Ich wurde darüber sehr traurig, und sie fing an zu weinen. Wir schenkten uns gegenseitig kleine Andenken, gelobten, uns zu schreiben, und sagten — ohne innige Überzeugung fürchte ich, aber in der wohlwollenden Absicht, uns gegenseitig zu trösten —, wir würden uns bald wiedersehen. Wir schwuren uns jedoch nicht ewige Treue, da jeder von uns doch wohl erkannte, daß unsere Beziehungen zu einander mit der Trennung ein Ende nehmen müßten. — Wir hatten uns ohne Überlegung und ohne Heuchelei aufrichtig in einander verliebt und wollten die Erinnerung an unser glückliches Zusammensein nicht durch eine sentimentale Unwahrheit entweihen.

Am nächsten Morgen wurde Ezza, sobald die „Nemesis“ vor Anker gegangen war, von ihrem Schwager und ihrer Schwester in einem kleinen Boote von Bord des Dampfschiffes abgeholt. Sie hatte dies nicht erwartet, und ich

war keineswegs darauf vorbereitet. Ich hatte gehofft, wir würden den Tag noch ungestört in Point de Galle zusammen sein können, wir hatten Pläne zu einem schönen Ausfluge gemacht und uns darauf gefreut. Nun blieb mir kaum Zeit, ihr in Gegenwart ihrer Verwandten wie einer gleichgiltigen Reisegefährtin zum letzten Male die kleine Hand zu drücken. Sie warf mir noch einen scheuen Blick zu, voll Erbarmens und Traurigkeit, dann wurde sie fortgezogen, — und gleich darauf sah ich sie in einem Boote zwischen den zwei mir fremden Menschen, die eifrig und zärtlich auf sie einsprachen. Sie wandte noch einmal das hübsche Köpfchen, die schönen blauen Augen suchten mich unruhig, ängstlich — und fanden mich nicht, — und plötzlich kam eine große Woge, von anderen drängenden Wellen vorgeschoben, und auf ihrem schäumenden breiten Rücken wurde das leichte Fahrzeug, in dem Ezza saß, schnell und weit fortgetragen und war gleich darauf für meine Augen inmitten zahlreicher ähnlicher Boote, die vom Ufer her der „Nemesis“ zusteuerten oder sich vom Schiff dem Lande näherten, verschwunden. — Ich winkte aufs Geratewohl mit dem Taschentuch . . . Niemand antwortete! — Das sind über dreißig Jahre her! Oftmals habe ich noch mit einer Art von Herzweh bedauert, daß wir den letzten beabsichtigten Gruß nicht mehr auswechseln konnten und daß wir so gewaltsam und schnell von einander fortgerissen wurden. — Ich habe seitdem verschiedene Ezzas kennen gelernt: zwischen Yokohama und San Francisco, zwischen New-York und Southampton, dann noch auf der Rückreise zwischen Singapor und Marseille. Die habe ich alle vergessen und erinnere mich

kaum noch, wie sie aussahen und hießen; keine aber, das weiß ich bestimmt, war so reizend, so lieb wie die erste, von der ich nie wieder gehört habe.

* * *

Die Reise auf dem Roten Meere von Suez bis Aden ist etwas über 1300 englische Meilen lang und dauerte volle sechs Tage, vom 6. bis 12. Mai. — Das Wetter war während der ganzen Fahrt sehr warm, aber doch nicht so unerträglich heiß, wie man es mir vorher erzählt und ich es mir steif und fest eingeredet hatte. Das Thermometer schwankte zwischen 25 bis 32 Grad Réaumur, die Hitze wurde dadurch besonders empfindlich, daß wir andauernd gelinde nördliche Winde hatten und also mit der Luftströmung das Rote Meer hinunterdampften. Dies hatte zur Folge, daß auf dem Schiffe selbst, trotz der Geschwindigkeit, mit der es sich vorwärts bewegte, beinahe vollständige Windstille herrschte. Bald nach Sonnenuntergang pflegte der Kapitän deshalb auch kurze Zeit anhalten zu lassen und das Schiff mit der Spitze nordwärts zu drehen, damit der frische Wind die erhitzten Schiffsräume etwas kühl fegen könne. Daß von den achtzig Passagieren zusammengenommen, die sich an Bord der „Nemesis“ befanden, die Worte „very hot“ täglich zum mindesten vierhundertmal ausgesprochen wurden, glaube ich behaupten zu können. — Zwei von meinen Reisegefährten, ein Herr und eine Dame, hielten es für ihre Pflicht, der heißen Zone den gebührenden Tribut zu zollen, indem sie sich von der Hitze krank meldeten. Ich

glaube, sie stellten sich etwas an, um sich interessant zu machen, und Ward, dem ich meine Meinung mitteilte, bestärkte mich darin.

„Leute, die frisch vom Norden kommen,“ sagte er mir, „leiden von der hohen Temperatur gar nicht so sehr. Aber da in vielen Büchern zu lesen steht, daß Reisende im Roten Meere von der Hitze unmenschlich geplagt werden, so findet sich immer der eine oder andere Fahrgast, der dem Vergnügen nicht entsagen will, dies thatsächlich zu illustriren. Ich habe solche Schauspieler auf jeder meiner Reisen angetroffen, aber noch keinen einzigen an der Hitze sterben sehen. Ein Sonnenstich ist eine ernste Sache: damit ist nicht zu spaßen; — aber die beiden Patienten, die da mit geschlossenen Augenlidern ruhen und sich jeder von zwei Laskaren anfächeln lassen, die haben keinen Sonnenstich; und wenn man sich gar nicht um sie bekümmerte, würden sie sich wahrscheinlich ebenso wohl befinden wie wir. Die tropische Hitze wird erst wirklich beschwerlich und manchmal geradezu unerträglich, wenn man Jahre lang in heißen Ländern gelebt und die Energie, die man aus der Heimat mitgebracht hatte und die einem gestattete, dem entnervenden Klima zu widerstehen, aufgezehrt hat. Alte europäische Bewohner von Indien und Südchina habe ich von der Hitze totmatt werden sehen; die Neuangekommenen ertragen 35 bis 40 Grad Réaumur — wenn sie sich nicht zieren wollen und sich nicht unvernünftig anstrengen — ganz gut. Keine unnütze, heftige Bewegung machen — Ruhe ist die Hauptsache! Das kann man sich hier ja aber in vollstem Maße gönnen!“

Ward, wie ich beiläufig noch bemerken will, hatte Miß Ezza und mich in der wohlwollendsten Weise unter seinen Schutz genommen. Mehr als einmal kam er zu mir herunter, wenn ich in meiner Kajüte war, um mir, mit dem Daumen über die Schulter deutend, zu sagen, *sie* wäre dort auf dem Verdeck, ich solle sie nicht warten lassen. Als ich ihm das erstemal für seine Aufmerksamkeit dankte, erklärte er mir, er erweise sie gern, denn er sei grundsätzlich gegen Zeitvergeudung und billige von ganzem Herzen, daß ein Mann, der durch den Aufenthalt am Bord eines Schiffes arbeitsunfähig gemacht sei, die Gelegenheit benutze, um sich zu verlieben — eine Beschäftigung, zu der es einem am Lande häufig an der gehörigen Muße fehle.

Vom 6. bis 9. Mai verloren wir die Ufer des Roten Meeres nicht aus den Augen. Wenige Stunden, nachdem wir Suez verlassen hatten, zeigte man mir die Stelle, an der die Israeliten, von Pharao verfolgt, durch das Rote Meer gezogen waren. Der Ort heißt Bicket-Pharaun. — Dann machte man mich auf den Berg Sinai aufmerksam, und am nächsten Tage auf die arabischen Städte Djidda und Mekka. Die erste konnte ich genau sehen, denn sie liegt unmittelbar am Meere. Im Norden der Stadt zeigt man einen Hügel von 75 Fuß Länge, in dem nach einer alten Sage, Eva, die Mutter des Menschengeschlechts, begraben sein soll. Die Nähe Mekkas nahm ich auf Treu und Glauben an, denn sehen konnte ich von der Stadt nichts.

Am 10. Mai war kein Land in Sicht, aber schon am folgenden Tage näherten sich die Ufer wieder. Wir

fuhren an Mokka vorüber und durch die Straße von Bab-el-Mandeb. Bei dieser Gelegenheit wechselte die „Nemesis“ einen Gruß mit der englischen Flagge aus, die auf dem Felsen von Perim weht, einer kleinen von den Engländern besetzten Insel, die den Eingang zum Roten Meere verteidigt. Die unglückliche Garnison, die dort eingesperrt ist, lebt wie in einem heißen Gefängnis. Das Klima ist nicht ungesund; aber die Wache auf Perim muß häufig abgelöst werden, da viele Soldaten die Einsamkeit nicht vertragen können und aus Langweile förmlich krank werden sollen.

Am 12. Mai, bald nach Tagesanbruch, ankerten wir vor Aden. Unser Dampfschiff mußte seinen Kohlenvorrat wieder erneuern. Den Fahrgästen wurde gestattet, an Land zu gehen und dort bis vier Uhr nachmittags zu bleiben. Die alten Reisenden an Bord sagten mir, Aden sei ein schrecklicher Ort, aber es würde sich doch für mich der Mühe verlohnen, ihn anzusehen, wäre es auch nur, um mir eine Idee davon machen zu können, wie trostlos er sei. — Man empfahl mir gleichzeitig an, so früh wie möglich aufzubrechen, da die Hitze und der Staub während der Mittagsstunden beschwerlich zu werden pflegten. Ich befolgte diesen Rat und begab mich schon um sechs Uhr morgens ans Land. Gegen zwölf Uhr kehrte ich müde an Bord zurück.

Die Halbinsel Aden, auf der sich die Stadt desselben Namens befindet, ist ein Teil der Arabia felix, aber kann in der That nicht den geringsten Anspruch darauf machen, zu einem gesegneten und glücklichen Himmelsstrich zu gehören. Das ganze Land ist von der Sonne

verbrannt, vollständig unfruchtbar: überall öder Sand und heiße trockene Felsen!

An meinen kurzen Aufenthalt in Aden knüpfen sich einige Erinnerungen: an schreiende, lebhaft gestikulirende, dunkelhäutige Händler, die mich am Ufer überfielen und Straußfedern, Fächer, Schleier, blaue Brillen, Mokkakaffee und Muscheln zum Verkauf anboten, — an eine lange Reihe schwerbeladener, häßlicher Dromedare, von denen eines so erbärmlich klagend schrie, daß ich glaubte, es müsse sofort sterben, was aber keineswegs der Fall war, — an den Ritt zu Esel vom Strande nach der Stadt durch einen wenige Schritte breiten Engpaß, der am Eingang wie eine mittelalterliche Burg durch ein eisernes Thor versperrt war, an dem ein englischer Soldat Wache hielt — an die Stadt selbst, die aus kleinen niedrigen, aber reinlich und ordentlich aussehenden Hütten und Zelten für die Eingeborenen und aus einigen größeren Gebäuden für englische Bewohner besteht, und in deren schattenlosen, sandigen Straßen die Sonne unbarmherzig brannte, — an ein Kaffeehaus, in dem mir ein Parsi mit wachsgelbem, blutlosem Gesicht lauwarme Limonade und Bier derselben Temperatur als die einzigen Erfrischungen, die er mir anbieten konnte, vorsetzte — an eine Schar jüdischer Händler, die den Eingang zum Kaffeehaus belagerten und deren scharf gezeichnete, intelligente Züge sie ohne weiteres als die geistig Höherstehenden unter den Eingeborenen erkennen ließen. Sie waren von gelblicher Gesichtsfarbe und trugen das lange, fettige Haar in Locken, die an den Wangen wie Korkzieher herunterhingen. Sie sahen aus wie Flüchtlinge auf der

Lauer, die jeden Augenblick gewärtig sind, von einem Feinde überfallen zu werden: gespannt, aufmerksam, beobachtend und ängstlich. — Endlich erinnere ich mich auch noch an eine verwirrende Verschiedenheit von Negertypen, darunter einige von überraschender Schönheit: muskulöse, große Männer, mit geraden, wohlproportionirten Gliedmaßen und edlen Zügen, die mit denen der anderen Neger, die mir bis dahin zu Gesicht gekommen waren, nichts als die dunkle Hautfarbe gemein hatten.

Ich war, wie gesagt, um zwölf Uhr an Bord der „Nemesis" zurückgekehrt und fühlte das Bedürfnis, mich durch ein Bad zu erquicken. Ein gefälliger Offizier bot einigen der Fahrgäste ein Boot an, um sie nach einer schmalen Sandbank zu führen, die vom Festlande 500 bis 600 Meter entfernt ist und mit diesem die Ufer eines Stromes vom reinsten Seewasser bildet. Ich schloß mich der Gesellschaft, die die Fahrt unternehmen wollte, an, wir landeten auf der kleinen Insel, legten dort unsere Kleider ab und schwammen dann an einer schmalen Stelle dem Festlande zu. Das Boot blieb in unserer Nähe, um Hülfe leisten zu können, für den Fall der eine oder andere von uns durch die etwas lange Schwimmfahrt ermüdet werden sollte.

Als wir vielleicht zehn Minuten unterwegs waren, drehte ich mich nach der Insel um, die wir verlassen hatten. Ich erblickte dort ein halbes Dutzend kleiner Neger, die, Gott weiß wie, auf die Sandbank gelangt waren und sich der Stelle näherten, wo unsere Kleider lagen. Ich machte meinen Nachbar, einen englischen Offizier, darauf aufmerksam. Dieser wandte sich nun

ebenfalls um, und Diebstahl fürchtend, hob er die Hand drohend in die Höhe und schrie den Kindern zu, sie sollten sich von unseren Kleidern entfernt halten, — die kleinen Schwarzen verstanden ihn natürlich nicht und setzten ihren Weg ruhig fort. Als wir darauf alle zusammen zu schreien und zu gestikuliren begannen, schienen sie anzunehmen, daß wir sie zu einem Wettschwimmen aufforderten, denn sie stürzten sich jubelnd in die See, und gleich darauf sah ich nur noch, dicht beisammen, ihre dunkeln Köpfe auf der ruhigen Oberfläche des Wassers. — Wir schwammen darauf rüstig weiter, denn wir hatten erst ungefähr die Hälfte des Weges bis zum Festlande zurückgelegt. Aber nach kurzer Zeit, nach etwa drei oder vier Minuten schon, hörte ich hinter mir Plätschern und ein leises Schnaufen, und als ich mich umsah, da erblickte ich — keine zwanzig Brassen hinter mir — die arabischen Kinder, die, mit unglaublicher Geschwindigkeit und Leichtigkeit schwimmend, gleich darauf wie die Delphine an uns vorbeischossen, in dem Verhältnis etwa wie ein galoppirendes Rennpferd an einem armen, müden Droschkengaul. Lange vor uns erreichten sie das Ufer, wo sie auf uns warteten, um sich in halb verständlichem Englisch ein kleines Geschenk, das sie verdient zu haben vorgaben, von uns zu erbitten. Wir hatten einige Mühe, ihnen verständlich zu machen, daß wir kein Geld bei uns trügen; aber sie verließen uns nicht mehr, und als wir unser Boot bestiegen hatten, um nach der Sandbank zurückzufahren, stürzten sie sich sämtlich wieder ins Wasser und schwammen dem Fahrzeug nach. Lange, ehe wir Zeit gehabt hatten, uns anzuziehen, waren sie an unserer Seite

und wiederholten ihre Betteleien. — Diesmal gaben wir einem jeden der Kinder eine Kleinigkeit, und dann ruderten wir nach der „Nemesis" zurück. Aber die kleinen Schwimmer, Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, schienen nicht im geringsten ermüdet zu sein. Sie folgten uns von neuem und tummelten sich im Wasser um das Schiff herum, mit ihren dunklen Augen, die wie schwarze Beeren glänzten, nach den wohlwollendsten Gesichtern unter den Zuschauern an Bord spähend, die hageren braunen Arme aus dem Wasser emporhebend, und unermüdlich wiederholend, man möge ihnen einen „Bakhschisch" ins Meer zum Auffangen zuwerfen.

Darauf begann ein ganz lohnendes Spiel für sie, das wohl eine gute Stunde währte und länger gedauert haben würde, wenn die Zuschauer sich nicht endlich zurückgezogen hätten. — Man warf den Kindern kleine Silbermünzen: Sixpence-, Fourpence- und Threepencestücke, zu. Sie ließen das Geldstück ins Wasser fallen, drehten sich dann wie Tummler in der See um, und tauchten der in dem tiefblauen Wasser verschwindenden, weiß glitzernden Münze nach. Die zappelnden, dunklen, hageren Arme und Beine der Kinder erschienen in ihren schnellen, kräftigen Bewegungen wie die Gliedmaßen ungeheuerlicher Bewohner der Tiefe. — Nach fünfzehn bis zwanzig Sekunden sah man den Taucher wieder auf der Oberfläche erscheinen. Er zeigte das Geldstück, das er, ehe es den Grund berührt, aufgefangen hatte, und steckte den gewonnenen Schatz sodann in den Mund.

Ich habe in England und Deutschland Schwimmer von Beruf gesehen, die im Wasser erstaunliche Kraft und Aus-

dauer zur Schau trugen: sie konnten Stunden lang schwimmen, ohne Ermüdung zu zeigen; aber so ganz in ihrem Elemente waren sie im Wasser doch nicht wie die Schwarzen von Aden.

Die Offiziere der „Nemesis“ kannten die kleinen Wasserstraßenbettler sehr gut, denn diese verfehlten nie, sich zu zeigen, wenn ein Schiff mit Reisenden aus Europa vor Aden lag. Einer der Offiziere sagte mir, die jugendlichen Taucher verdienten im Lauf des Jahres eine ganz hübsche Summe Geldes, die ihre Eltern redlich untereinander teilten. Ich würde bemerkt haben, daß man ihnen heute zwanzig bis dreißig Silbermünzen, das heißt für fünf bis zehn Schillinge, zugeworfen habe. Das sei der gewöhnliche Tribut, den man ihnen zahle; aber nicht selten käme es vor, daß reiche junge Leute an Bord sich den Spaß machten, größere Geldstücke, manchmal unter erschwerenden Bedingungen — zum Beispiel in möglichst weiter Entfernung von den Tauchern — in die See zu werfen. Das seien gute Tage für die Jungen, die sich dann manchmal mehr als ein Pfund verdienten, da es beinahe nie vorkäme, daß eine ihnen zugeworfene Münze verloren ginge.

Wir verließen Aden bald nach Sonnenuntergang. In der Abenddämmerung nahmen sich die roten Felsen und Sandhügel, die wir vom Schiffe aus erblicken konnten, höchst malerisch aus. Unschön ist das Land nicht, aber erschrecklich traurig. Gottes Fluch soll seit Beginn der Welt darauf ruhen: ein zerrissener Felsen in der Nähe des Meeres wird als das Grab Kains bezeichnet. — Während der Nacht und am nächsten Tage dampften wir durch

den Golf von Aden, die afrikanische Küste zu unserer Rechten, die von Asien zur Linken. — Am 14. Mai fuhren wir an der Insel Socotra vorbei, die mir als ebenso verdorrt und unfruchtbar geschildert wurde wie das nahe Festland, von dem sie losgerissen worden ist, — und als Socotra am Horizont verschwunden, war nichts mehr zu sehen, so weit das Auge spähte, als Himmel und Wasser. — Das dauerte eine volle Woche, bis zum 21. Mai; aber ich hörte niemand über Ermüdung oder Langeweile klagen. Jeder meiner Reisegefährten hatte irgend etwas gefunden, um die einförmigen vierundzwanzig Stunden des Tages totzuschlagen, und den meisten gelang dies, wie ich zu bemerken glaubte, ohne große Anstrengung. Eine Gesellschaft von acht bis zehn Personen saß den lieben langen Tag am Kartentisch, — andere spielten Schach, Dame oder Domino. Die meisten lasen ein bißchen, unterhielten sich ein bißchen, gingen etwas auf dem Verdeck spazieren, saßen lange bei Tafel und hatten es dazu gebracht vierzehn Stunden lang von den vierundzwanzig schlafen zu können. — Es war ein Leben wie in einem Bade, wo man auch nichts Vernünftiges vornimmt und schließlich doch mit dem Tage leicht genug fertig wird. — Auch hat eine lange Seereise denselben wohlthuenden Einfluß auf die Nerven wie der Aufenthalt in einem ruhigen Kurorte. Der Mangel an Aufregung, die unwandelbare Regelmäßigkeit des Lebens, das frühe Zubettgehen, die Sicherheit, durch keine unangenehmen Briefe oder Mitteilungen gestört zu werden, dies und Ähnliches beruhigt schließlich die Aufgeregtesten. — Noch eine charakteristische Ähnlichkeit zwischen dem Aufenthalt an Bord und dem in einem

Bade: die Leute beschäftigen sich viel und sorgfältig mit ihrem Anzuge. An Zeit dazu fehlt es ihnen nicht. — Ohne von den Damen zu reden, die zum Frühstück, zu Mittag und zum Abendbrot in verschiedenen Kleidern erschienen, hatten wir an Bord der „Nemesis“ ein halbes Dutzend „swells“, die sich, „regardless of expense“, wie Ward bemerkte, mit ausgesuchter Eleganz zu kleiden und die Gesellschaft jeden Mittag durch einen neuen leinenen oder Flanell-„travelling suit“ zu überraschen beliebten. Neben diesen erblickte man selbstverständlich auch den forschen Naturmenschen, der während der ganzen Reise in denselben Kleidern erschien und Tage lang mit demselben, am Muster leicht zu erkennenden bunten Hemde umherlief. Er blickte mit großer Verachtung auf die geputzten Stutzer, ohne, dem Anschein nach, zu ahnen, daß Mangel an Sauberkeit, in heißen Ländern besonders, eine recht unangenehme Unhöflichkeit ist.

Einer der Mitreisenden, an dem sich mein Herz oftmals erfreut hatte, entpuppte sich auf der Fahrt zwischen Aden und Ceylon als ein Landsmann von mir. Ich überraschte ihn in einem deutschen Buche lesend und redete ihn darauf in unserer gemeinschaftlichen Muttersprache an. Er bekannte errötend und zaudernd, daß er deutsch spreche und beobachtete zunächst eine gewisse Zurückhaltung; als aber das Eis einmal zwischen uns gebrochen war, zeigte er sich bereit, mir mehr von seinem Leben zu erzählen, als ich begierig war zu hören. Er ging nach Calcutta, um in ein Ausfuhrgeschäft einzutreten, für das er in London als Buchhalter angeworben worden war. Er beschrieb mir mit großer Begeisterung die Gefahren des

Lebens in Indien, wie man dort eigentlich nur die Wahl habe, am Sonnenstich oder an einem Schlangenbiß zu sterben, es sei denn, daß man vorziehe, sich von einem Tiger auffressen zu lassen oder einer langwierigen, schmerzlichen Leberkrankheit zu unterliegen. — Meine Bemerkung, daß die Sache wohl kaum so gefährlich sein könne, wies er mit Entrüstung zurück. — Der junge Mann nannte den Handel „den großen Civilisationsagenten"; von sich selbst sprach er als von einem „Pionier der Civilisation". Er spielte den ganzen Tag Komödie, ohne irgend welche eigennützige Zwecke dabei zu verfolgen. Mir gegenüber versuchte er sich in der Rolle des Märtyrers einer hehren Mission.

Was ich an diesem Jüngling, noch ehe ich seine Abkunft kennen gelernt, bewundert hatte, war sein ausdauernder Fleiß. Er war der einzige unter meinen Reisegefährten, der von früh bis spät las und schrieb, und er hatte seit Southampton ein dickes Tagebuch beinahe ganz angefüllt. — Er notirte das, was unter seine Beobachtung kam, als reise er in der unbekanntesten Gegend der Erde und müsse die Wissenschaft durch die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen bereichern. — Jeden Mittag um zwölf Uhr stand er neben dem Offizier, der in der gebräuchlichen Weise den Punkt zu ermitteln hatte, auf dem das Schiff sich befand. Er schrieb sodann die festgestellte Länge und Breite bis auf die letzte Sekunde nieder und datirte sein Tagebuch nach diesen Notizen. Auch Barometer und Thermometer wurden regelmäßig von ihm beobachtet, und nachdem er bemerkt hatte, daß ein Herr an Bord, der ein alter „Resident" von Indien

war, Bleistiftnotizen auf seine Manschette zu machen pflegte, that er wie dieser. — „So notirt man sich in Indien, was man im Laufe des Tages nicht vergessen will!“ — Ich bin fest überzeugt, daß er dies als alter „indian resident“ seiner Familie bald nach seiner Ankunft in Calcutta, wenn nicht früher schon mitteilte. Ich fragte ihn, weshalb er sich der Mühe unterziehe, Länge, Breite, Wärme und Barometerhöhe niederzuschreiben, da Tausende von Logbüchern, die den meteorologischen Instituten in Europa zur Verfügung stehen, reiches Material über die klimatischen Verhältnisse des Indischen Ozeans lieferten. Er schüttelte mit wohlwollender Herablassung das Haupt und antwortete sanft, aber doch mit einem leisen Verweis im Tone:

„Lassen Sie nur. Es hat alles seinen Zweck!“

Ich habe über den jungen Mann mit einiger Ausführlichkeit geschrieben, weil ich später mit vielen seinesgleichen zusammengetroffen bin und er mir als der Typus einer zahlreichen und langweiligen Reisendenklasse erschienen ist. Die Leute, die zu derselben gehören, beschreiben die Gefahren einer Gletscherwanderung, wenn sie in der Schweiz, an der Hand eines sicheren Führers, das mer de glace überschritten haben, sie datiren ihre Briefe aus Chamounix „so und so viel Fuß über dem Meeresspiegel“; geben sich für Afrikareisende aus, wenn sie durch den Suezkanal gefahren sind, und würden unausstehliche Gesellschaft sein, wenn es nicht leicht wäre, diesen pedantischen Ignoranten eine humoristische Seite abzugewinnen.

Der 15. Mai war ein Sonntag. Er wurde an

Bord der „Nemesis“ nach streng englischer Sitte gefeiert. Alle Spiele waren untersagt, ein protestantischer Prediger — man findet fast auf jedem Schiffe, das nach Indien fährt, einen englischen Missionär — hielt Gottesdienst ab, dem die meisten Fahrgäste beiwohnten, und nach der kirchlichen Feier erschien die ganze Bemannung der „Nemesis“ auf dem Verdeck, um in Parade-Uniform gemustert zu werden. — Die Besatzung bestand, wie ich schon gesagt habe, aus mehr denn zweihundert Mann, und es war interessant, diese verschiedenen Kinder Asiens und Afrikas: Laskaren, Neger aus Somalis, Tangals und Chinesen — ein jedes in seiner National-Tracht — neben einander aufgestellt zu sehen. — Die bronzefarbenen Inder waren die hübschesten von der farbigen Gesellschaft, die gelben Chinesen die häßlichsten, bei weitem am kräftigsten sahen die Neger aus, und am tüchtigsten, verwegensten, gewandtesten die kleinen, wohlgebauten, rötlichbraunen Malaien. Von diesen letzteren waren aber nur eine geringe Anzahl vorhanden. Das Gros der Bemannung bildeten die indischen Laskaren, die nicht danach aussahen, als ob sie in einer Stunde der Gefahr von großem Nutzen sein könnten.

Chinesen, Malaien, Inder, Neger sind leicht von einander zu unterscheiden. Dagegen gleichen sich die einzelnen Individuen ein und derselben Rasse auf den ersten Blick dermaßen, daß es mir zu Anfang schwer wurde, mich unter ihnen zurechtzufinden. — Wenn man längere Zeit mit den Leuten gelebt hat, sieht man, daß sie unter einander gerade ebenso verschieden sind wie wir; wenn man sie zuerst kennen lernt, so sehen sie sich ähnlich wie ein

Schaf dem andern. Aber ein ordentlicher Schäfer kennt jedes Schaf seiner Herde am Gesicht, wie zahlreich sie auch sein möge.

Der Kapitän der „Nemesis“ schritt mit großer Würde durch die Reihen seiner Mannen, die ihn mit tiefster Ehrfurcht begrüßten. Er trug dabei den Kopf so sehr in den Nacken zurückgeworfen, daß er die Augen niederschlagen mußte, um Leuten, die eben so groß waren wie er, ins Gesicht sehen zu können. Überhaupt war dieser Offizier ein stolzer Mann, der auch mit seinen Landsleuten immer nur mit feierlichem Ernst und großer Herablassung sprach. — Viele alte Schiffskapitäne, die ich später kennen gelernt habe, glichen ihm in dieser Beziehung mehr oder weniger: sie hatten sich in ihrer Eigenschaft als Kommandanten an blinden Gehorsam gewöhnt, und mehrere von ihnen bildeten sich ehrlichen Glaubens ein, Befehlshaber „von Gottes Gnaden“ zu sein. Ein richtiger Schiffskapitän ist an Bord seines Schiffes von Rechtswegen und thatsächlich der willkürlichste Autokrat, den man in der civilisirten Gesellschaft finden kann. Wenige Menschen aber können eine fast unumschränkte Autorität Jahre lang ungestraft ausüben, und daher kommt es, daß viele Kapitäne in ihren alten Tagen zu unberechenbaren Sonderlingen werden.

Am 21. Mai erblickten wir gleich nach Sonnenaufgang mehrere vereinzelte Bergspitzen am Horizont. Nach und nach, langsam aus dem Meere emporsteigend, wurden die mächtigen Bergrücken sichtbar, die diese höchsten Gipfel mit einander vereinigen, und gegen Mittag lag die Westküste von Ceylon vor unseren Augen. Ein so großartiges

schönes Bild hatte ich zuvor in meinem Leben noch nicht gesehen! Das ist tropische Macht und Pracht und Üppigkeit, das übersteigt alle Begriffe, die jemand, der solchen Reichtum noch nicht gesehen hat, sich von der erstaunlichen Schönheit der Erde machen kann: im Hintergrund hohe, dunkle Bergmassen, die gegen einen wunderbar reichfarbigen Himmel hervortreten, in den Niederungen, bis dicht an das Meer, unübersehbare Wälder, vor dem Strande, in der See, gleich Festungstürmen, die das Land verteidigen sollen, ein vom blauen Meere durchbrochener Gürtel ungeheurer Felsblöcke, an denen sich die langen, schweren Wellen des Indischen Ozeans in schneeigem, in der Sonne blendendem, blitzendem Schaum brechen. Durchsichtiger Wasserstaub, den das Himmelslicht an einer Stelle in den Farben des Regenbogens durchdringt, breitet sich vor der Küste wie ein feuchter Schleier aus, hinter dem das gesegnete, blühende Land in erquickender Frische erscheint.

Gegen zwei Uhr nachmittags stieg ein Lotse an Bord der „Nemesis", und eine Stunde später gingen wir angesichts Point de Galle vor Anker.

Die Boote, deren sich die Eingeborenen an der Küste von Ceylon bedienen, sind von eigentümlicher Bauart, geeignet, den verhältnismäßig kleinen und leichten Fahrzeugen zu gestatten, sich auf das Meer zu wagen, das dort, auch in der Nähe der Küste, sehr hoch geht, und besonders geeignet, die wilde Brandung zu durchschneiden, die zu gewissen Zeiten unter dem Einfluß des Windes, das Land an vielen Stellen mit einem tosenden und schäumenden, sich haushoch emporbäumenden Wassergürtel

umgiebt, den man mit gewöhnlichen Booten nicht ohne Gefahr durchbrechen könnte.

Die Fahrzeuge der Singhalesen sind sehr lang und verhältnismäßig zu ihrer Länge schmal, so schmal, daß in den kleinsten Booten eine einzige Person nicht Platz zum Sitzen finden würde. — Um sich eine Idee von den Sitzen zu machen, auf denen Fahrgäste und Ruderer sich niederlassen, denke man sich Stühle, denen die Hinterbeine fehlen und deren Vorderbeine an den inneren Seiten des Bootes befestigt sind. Man sitzt also über dem Wasser, von dem man nur durch das Stuhlbrett getrennt ist, während die Füße allein im Boote ruhen. — Ein auf diese Weise balancirtes Fahrzeug würde auf dem ruhigsten Landsee bei der leisesten Bewegung umschlagen. — Um ihm zu gestatten, in dem hohen Meere und der wilden Brandung zu leben, ist an der einen Seite des Bootes ein einfaches, starkes, fest zusammengezimmertes, schweres Holzgerüst angebracht. Es besteht aus drei langen Bäumen, welche mit der einen Schiffsseite, an deren oberem Rande zwei der Bäume befestigt sind, ein regelmäßiges, längliches, vom Boote nach dem Wasserspiegel hingeneigtes Rechteck bilden. Die mit der Bootswand parallel laufende Seite schwimmt demnach im Wasser. — Dies einfache Gerüst verleiht den schmalen singhalesischen Booten eine solche Standsicherheit, daß sie den stärksten Wellen besser zu trotzen vermögen als weit größere Fahrzeuge, mit tiefem Kiel und breitem Boden. Wenn jene kleinen Boote unter Segel gehen, so wird der Baum, der im Wasser schwimmt, noch besonders belastet. Man sagte mir, daß in einigen Fällen zwei der Schiffer selbst den Ballast bildeten indem sie sich

rittlings auf den im Wasser schwimmenden Baum setzten. — Gesehen habe ich das nicht, aber es mag schon so sein.

Die „Nemesis“ war, gleich nachdem wir vor Anker gegangen waren, von Booten umringt. Ich stand auf dem Verdeck und sah eines nach dem anderen, mit Reisenden gefüllt, nach Point de Galle abfahren. Bald war ich nur noch mit wenigen Fahrgästen an Bord, darunter Ward, der mir zutraulich auf die Schulter klopfte und dazu sagte:

„Kommen Sie mit mir! Hier können Sie doch nicht ewig bleiben, da die ‚Nemesis‘ nach Calcutta geht und Sie Ihre Reise auf der ‚Aden‘ fortzusetzen haben. — Ich will Ihnen etwas von Ceylon zeigen: es verlohnt der Mühe.“ — Und als ich noch immer den davoneilenden Booten nachblickte, setzte er hinzu: „Wir werden in Galle sicherlich mit den meisten unserer Reisegefährten zusammentreffen. Alle Passagiere der ‚Nemesis‘ wohnen im ‚Hôtel Lorette‘ oder sind im ‚Lord Mayor's‘ abgestiegen. Wir können in beiden Häusern nachsehen, wo unsere Freunde geblieben sind.“

Mein Handgepäck war vom Steward auf das Verdeck getragen worden. Um meine Koffer hatte ich mich nicht zu bekümmern, da ich wußte, daß sie von den Beamten der P. & O.-Gesellschaft von der „Nemesis“ nach der „Aden“ geschafft werden würden. Ich sagte dem Kapitän und den Offizieren Lebewohl und verließ mit Ward als einer der letzten Fahrgäste den Dampfer, auf der ich sechzehn angenehme und erinnerungsreiche Tage verlebt hatte.

Von Ceylon über Pulo-Pinang nach Singapor.

In Ceylon herrscht ewiger Sommer. Zur deutschen Winterszeit mag man sich im ersten Augenblicke einbilden, daß dies sehr angenehm sei; wer sich dann aber noch daran erinnern will, wie ermüdend die Hitze im Monat August war, obgleich unser kurzer und verhältnismäßig gelinder Sommer damals erst wenige Wochen gedauert hatte, der wird rasch zu der Erkenntnis gelangen, daß wir mit unserem strengen Winter und melancholischen Herbste die gesegnete Insel Ceylon, auf der es während des ganzen Jahres grünt, blüht und reift, um ihr Klima nicht zu beneiden haben. Die in Ceylon ansässigen Europäer sprechen mit einer Art von Heimweh und sehnsüchtigem Verlangen von kühlen und kalten Nächten, die so frisch sind, daß man im Bett unter wollenen Decken schlafen kann. Sie sehen nach längerem Aufenthalte in den Tropen abgespannt und traurig aus, und wenn man sie glücklich preisen will, in einem der schönsten Länder der Erde zu leben, so zucken sie die Achseln und sagen: „Versuchen Sie es nur einige Jahre, dann werden Sie anders reden.“

Die seit Jahrtausenden ununterbrochene Reihe schöner Tage, deren sich Ceylon erfreut, ist ein Segen für die Pflanzenwelt, auch Tiger, Elephanten, Büffel, Schlangen, Skorpione, Mosquitos und andere große und kleine Tiere, von denen jedoch die wenigsten menschenfreundlich gesinnt sind, gedeihen dort vortrefflich. — Anders ist es mit dem Menschen. Von den aus nördlichen Zonen Eingewanderten gar nicht zu reden, die sich in Ceylon nie ganz acclimatisiren, genügt es, die Eingeborenen zu betrachten, um sich klar zu machen, daß sie ihrer reichen schönen Heimat wenig Freude und Wohlleben verdanken. Sie schleichen still einher, und ich bilde mir ein, daß sich ein Eskimo in seiner Schneehütte besser vergnügt als diese Kinder eines Landes, in dem die strahlende Sonne während des stets gleichmäßig langen Tages nur von Zeit zu Zeit durch Gewitterwolken verdunkelt wird, um, sobald der Sturm sich verzogen hat, mit neuer, erdrückender Pracht und verzehrender Glut zu lächeln.

Die Singhalesen sind klein, ihre Hautfarbe ist braun, sie haben lange, magere Arme und Beine, schmale Hände und Füße, schöne, kleine weiße Zähne, dunkle, schwermütige Augen und rabenschwarzes Haar, das auch die Männer lang tragen. Die Art und Weise, wie diese ihr Haar ordnen, indem sie es um einen großen Schildpattkamm flechten, macht es bei ihren bartlosen Gesichtern und ihrem schwächlichen Aussehen zu Anfang schwer, sie von den Frauen zu unterscheiden, besonders da auch die Trachten der beiden Geschlechter eine große Ähnlichkeit mit einander haben. — Die singhalesischen Kinder sind hübsch und possierlich und sehen aufgeweckter aus als die Eltern.

Ceylon wird als die Wiege des Buddhismus bezeichnet. Portugiesen ließen sich dort zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nieder, sie wurden im Jahre 1656 von den Holländern vertrieben, und diese mußten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Engländern weichen, die noch heute Herren der Insel sind. Sie wird durch einen Gouverneur regiert.

Die Portugiesen und Holländer haben Nachkommen auf Ceylon hinterlassen, die sich mit den Eingeborenen vermischt haben, ohne daß diese Kreuzung eine schöne kräftige Rasse erzeugt hätte. Viele Abkommen der Portugiesen, die man an ihren Gesichtszügen und ihrem hübscheren Körperbau mit Leichtigkeit von den Singhalesen unterscheiden kann und die es sehr übel nehmen würden, wenn man sie nicht für Europäer hielte, sind von dunklerer Farbe als die Eingeborenen selbst. Ich habe einige gesehen, die beinahe so schwarz wie Neger waren.

Als ich mit Ward in Point de Galle landete, wurde ich von den unvermeidlichen Verkäufern umringt, deren geduldetes Gewerbe es ist, ankommende Fremde auf jede Weise zu betrügen. Sie bieten einem alles Mögliche an: lebende Wesen, ausgestopfte Tiere, getrocknete Pflanzen, Fächer, Elfenbeinschnitzereien, Holzkasten mit Perlmutterverzierungen und kostbare Steine. Der Handel in letzteren ist besonders ausgebreitet. Es kommen in der That viel Edelsteine und Perlen nach Point de Galle, und wirkliche Kenner davon machen dort als Käufer gute Geschäfte; aber dem unkundigen Reisenden werden fast nur falsche Steine, von denen der größte Teil aus Europa eingeführt worden ist, zum Kauf angeboten. Ich

erwarb für einige Schilling mehrere große Diamanten und Rubine, für die der Verkäufer zuerst das zwanzigfache von dem gefordert hatte, womit er sich schließlich dankbar begnügte.

Ward wies die Händler barsch zurück und blieb von dem Augenblick an unbehelligt, während ich noch lange Zeit die verlockendsten Anerbietungen abzulehnen hatte. Die Diamanten- und Curiositätenverkäufer hatten an mir verborgenen Eigentümlichkeiten, in Ward den „alten Residenten", in mir den Neuling erkannt und wußten, daß alle Versuche, jenen zu täuschen, hoffnungslos sein würden. Mein Kopfschütteln und meine wiederholten Abweisungen dagegen schreckten sie nicht zurück.

Alle Europäer mit nur sehr wenigen Ausnahmen, die Indien und das östliche Asien während längerer Jahre bewohnt haben, nehmen mit der Zeit den Eingeborenen gegenüber eine Haltung an, die vom philosophischen und philanthropischen Standpunkte aus nicht ganz zu verteidigen ist, mir aber dessenungeachtet, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, als berechtigt erscheint. — Der Europäer, der viel mit Indern, Malaien, Anamiten, Chinesen und Japanern zu thun gehabt hat, kann es nicht mehr über sich gewinnen, diese braunen und gelben Menschenkinder wie seinesgleichen zu betrachten. Der wohlwollende und gebildete Weiße blickt mit Herablassung auf sie hinab; viele, die aus zäherem Stoffe gemacht oder weniger gut erzogen sind, behandeln sie mit großer Härte und unverhohlener Verachtung. Dies ist entschieden zu tadeln; dagegen ist nicht zu verlangen, daß ein Engländer, Deutscher, Amerikaner oder Franzose

mit den Eingeborenen Asiens, Afrikas oder Australiens auf dem Fuße vollständiger Gleichberechtigung verhandle. — Unter den Japanern findet man wohl noch einige wenige, die, in Europa oder nach europäischen Grundsätzen erzogen, dasselbe Niveau geistiger Kultur erreicht haben wie ihre Lehrer; aber im allgemeinen stehen die farbigen Menschen auf einer niedrigeren Stufe als ihre weißen Brüder. — Die Leute haben viele gute Eigenschaften: so sind die meisten Ostasiaten von gewinnender Höflichkeit und haben nicht selten bis in die tiefsten Volksschichten hinab, feine gesellschaftliche Formen, auf die man bei uns Verzicht leisten muß, sobald man aus dem kleinen Kreise der sogenannten „guten Gesellschaft" hinaustritt. — China und Japan sind alte Kulturstaaten, und die Eingeboreuen dieser Länder verfügen über einen nicht unerheblichen Schatz von überlieferter praktischer Lebensweisheit und mechanischer Wissenschaft, — doch kann weder China noch Japan vom Standpunkte der menschlichen Geisteskraft, den Vergleich mit einem europäischen Kulturstaate auch nur entfernt aushalten. Das ist auch nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß die chinesische Gelehrsamkeit noch immer an den ehrwürdigen Schriften kaut, in denen Confucius fünfhundert Jahre vor Christi Geburt seine Naturphilosophie, die eisernen Regeln für Gebräuche und Ceremonien und die Grundsätze der Ethik und Metaphysik niedergelegt hat. Die Japaner sind etwas besser daran als ihre Nachbarn und ursprünglichen Lehrmeister die Chinesen, denn sie besitzen seit einigen Jahrhunderten bereits phonetische Schriftzeichen und brauchen deshalb nicht mehr den größten Teil ihres Lebens damit hinzu-

bringen, um einfach lesen zu lernen; aber viel weiter in der geistigen Entwickelung wie die Chinesen haben sie es auch nicht gebracht. — Man findet unter den Ostasiaten schlaue Leute, höfliche, artige, feine, liebenswürdige Menschen, — bedeutende Männer nach dem Maßstabe, den wir anlegen, findet man nicht unter ihnen. — Die japanischen Zöglinge, die nach Europa kommen, erregen nicht selten durch ihre große Gelehrigkeit Bewunderung. Die Leichtigkeit, mit der sie neue Kenntnisse erwerben, rührt aber daher, daß sie gewissermaßen Kinder sind, die ihre ungeteilte Aufmerksamkeit auf den einen Gegenstand, den sie lernen wollen, richten und diesen dann gut und schnell auffassen. Aber die meisten von ihnen bleiben in geistiger Beziehung Kinder ihr Leben lang. Wer mit ihnen verkehrt hat, weiß dies und kann nicht ohne Verwunderung hören, daß man sie in Europa wie Ebenbürtige behandelt und manchmal Löwen des Tages aus ihnen machen will.

Für Ward wie für viele Engländer, die im Osten gelebt haben, waren alle Farbigen „Niggers". Er hatte mit ihnen Geschäfte gemacht, dabei zu verdienen gesucht, war sich bewußt, nicht selten von ihnen übervorteilt worden zu sein, hatte für einzelne Individuen ein aufrichtiges freundschaftliches Wohlwollen; — aber er empfand für die ganze dunkle Gesellschaft eine Art harmloser Geringschätzung. Ganz dasselbe habe ich später bei der überwiegenden Mehrzahl der in Asien ansässigen Europäer und Amerikaner zu bemerken Gelegenheit gehabt. Zu Anfang mißfiel mir dies. In meinem Tagebuche finde ich, aus Point de Galle datirt, Bemerkungen über „das brutale Auftreten der Engländer den unterwürfigen Ein=

geborenen gegenüber". — Später nimmt ein jeder von dieser ersten Entrüstung das meiste zurück, denn er verlernt schnell, Asiaten wie seinesgleichen zu betrachten.

Point de Galle ist von Europäern erbaut worden. Derjenige Teil der Stadt, den ich während meines Aufenthaltes in Augenschein nehmen konnte, hatte ein heimisches Aussehen. Man gewöhnt sich übrigens unglaublich schnell an das Fremdartige. Eine Viertelstunde lang blickte ich neugierig und verwundert auf die schmächtigen braunen Männer, Frauen und Kinder, die an mir vorüberschritten, dann fand ich es ganz natürlich, daß die Frauen kleine Nägel mit Edelsteinknöpfen in den Nasenflügeln trugen und daß die Männer wie die Frauen aussahen. Die einfache malerische Tracht der einen wie der anderen überraschte mich schon gar nicht mehr.

Ward hatte mir versprochen, mir behilflich zu sein, meine Reisegefährten von der „Nemesis" in Galle wiederzufinden. Er hielt auch getreulich Wort; aber unsere vereinten Bemühungen blieben erfolglos. Weder im Lord Mayors-Hôtel noch im Hôtel Lorette fanden wir, was ich suchte. — Es ist weise, mit gegebenen Faktoren allein zu rechnen: die ganze praktische Lebensweisheit besteht eigentlich darin. — Die Reisegefährten, die auf der „Nemesis" ein wesentlicher „Faktor" meines Wohlseins an Bord gewesen, waren verschwunden. Ich machte mir klar, daß all' mein Mühen, noch ferner mit diesem Faktor rechnen zu wollen, vergeblich sein müßte; aber ich konnte mich des Gedankens an die jüngste Vergangenheit doch nicht plötzlich ganz entschlagen, und mein Aufenthalt in der Hafenstadt von Ceylon wurde dadurch etwas getrübt.

Im Hôtel Lorette, wo wir abgestiegen waren, lernte ich indischen Curry und indische Hôtelschlafzimmer kennen. Von dem indischen Curry, der mit Reis genossen wird, hatte man mir gesagt, er brenne in der Kehle wie Feuer, und ich würde ihn wohl kaum essen können. Ich fand ihn im Gegenteil ganz wohlschmeckend, obgleich mein Gaumen wenig an heiße Gewürze gewöhnt war. — Im allgemeinen habe ich auf meinen Reisen neunundneunzig- unter hundertmal die Erfahrung gemacht, daß alles, was ich Neues sah und erlebte, hinter dem zurückblieb, was ich mir nach Bücherbeschreibungen und mündlichen Erzählungen eingebildet hatte. Neues sieht man während einer großen Reise jeden Tag; das Überraschende ist höchst selten. So ist es mir auch mit dem „Kreuz des Südens" und mit dem indischen Curry ergangen.

Was die Gemächer im Hôtel Lorette angeht, so fand ich sie ohne die bei uns üblichen Rücksichten auf den Charakter eines Schlafzimmers eingerichtet. Sie bestanden aus nebeneinander liegenden kleinen Zellen, mit je Fenster nach dem Garten und Thür nach dem gemeinschaftlichen Gang, und waren eines vom anderen durch Bretterverschläge getrennt, die, gleich spanischen Wänden, nicht bis zur Decke reichten, so daß es genügt haben würde, auf einen Stuhl zu steigen, um zu sehen, was im nächsten Zimmer vorging. — Mein Nachbar zur Rechten war Herr Ward, zur Linken hatte sich ein anderer Reisegefährte von mir einquartirt. Es störte mich wenig, mein Schlafzimmer gewissermaßen mit zwei Genossen teilen zu müssen; aber ich kann mir denken, daß die dem heißen Klima von Ceylon vortrefflich angepaßte luftige Einrichtung

der Schlafzimmer im Hôtel Lorette, manchem Reisenden eine unpassende erscheinen mag.

Im Laufe des Nachmittags fuhr ich nach einem Buddahtempel, dessen Pracht man mir gerühmt hatte, und in dem eine hochverehrte Reliquie aufbewahrt wird. Diese bekam ich nicht zu sehen, da der Bonze, der sie zeigen durfte, ausgegangen war. Von der gerühmten Pracht des Tempels konnte ich nichts entdecken. Es war ein ehrwürdiges altes Gebäude mit einem schweren schönen Dach und seltsam geschnitzten Säulen und Bildnissen, — ein Gebäude, wie ich ähnliche aus illustrirten Werken über Indien längst kennen gelernt hatte. Einen tieferen Eindruck als der Tempel machte auf mich das Gehölz, durch das der Weg führte. Es bestand aus riesigen Bäumen, in deren dunklen Schatten winzige, braune, nackte Kinder spielten und kleine zierliche Kühe weideten. Das Bild hatte etwas phantastisch Ursprüngliches, Stilles, Warmes, Geheimnisvolles. Man konnte sich dort leicht ein Leben träumen ohne menschliche Freude und ohne menschliches Leid, ein Leben, wie es unsere ersten Ahnen geführt hatten und es die Kinder und die Tiere, die das eigentümliche landschaftliche Bild belebten, noch heute führen.

Point de Galle liegt an der südlichen Spitze eines Dreiecks, von dem die westliche Seite nach Bombay, die östliche über Madras nach Calcutta führt. Da die meisten englischen Reisenden nach dem Osten in Indien bleiben, so liefen damals die großen Dampfschiffe der P. & O.-Gesellschaft von Suez entweder gerades Wegs nach Bombay oder über Galle nach Calcutta. Die Reisenden für Singapor oder

für die „Straits“, wie man im Osten allgemein sagt, — für Holländisch-Indien, China und Japan, mußten sich von Point de Galle aus mit verhältnismäßig kleinen Dampfbooten begnügen. Mir sowie meinen Reisegefährten war vermittels eines Anschlages an dem Bureau der P. & O.-Compagnie in Galle mitgeteilt worden, daß wir am nächsten Morgen auf dem Dampfer „Aden“ unsere Reise fortsetzen würden. — Ich fand mich rechtzeitig am Landungsplatze ein, begab mich um sieben Uhr an Bord und fuhr auf dem starken, schnellen, kleinen Schiffe um acht Uhr von Point de Galle ab, meinem nächsten Bestimmungsort, Pulo-Pinang, zu. — Wir dampften dicht an der „Nemesis“ vorbei, die sich in dem Augenblicke zur Abfahrt nach Calcutta rüstete. Auf dem Verdeck standen in dichtem buntem Knäuel meine alten Reisegefährten. Sie winkten mit den Taschentüchern und riefen Hurrah! Wir beantworteten den Gruß in derselben Weise. Es war ein bewegtes Bild. Ich glaubte, es würde mir möglich sein, einzelne Gestalten zu erkennen, und strengte meine Augen an; — aber es gelang mir nicht. Gleich darauf machten wir eine Wendung, und ich sah nur noch den mächtigen Bug der „Nemesis“. All' meine Genossen auf der Reise von Suez nach Ceylon: der stolze Kapitän, die eleganten Offiziere, die hübschen, stillen Inder — alles war verschwunden.

* * *

Die Bemannung der „Aden“ bestand im wesentlichen — von dem Kapitän und den Offizieren, die selbstver-

ständlich Engländer waren, nicht zu sprechen — aus Malaien und Chinesen: kräftige und verwegen aussehende Burschen die einen, häßliche Kreaturen die anderen. Der Kapitän der „Aden" war ein aufgeregter Mann, der stundenlang schnellen Schrittes auf dem Verdeck auf- und ablief und dabei erstaunliche Mengen von Manillacigarren, sogenannten „Cheroots", consumirte. Er war aber freundlich und mitteilsam und hatte nichts von der erhabenen Würde des Kapitäns der „Nemesis". — Seine Offiziere waren junge Männer, die seit geraumer Zeit schon auf der „chinesischen Linie" fuhren und von denen einige Herrn Ward als einen alten Bekannten begrüßten. Sie gaben ihm auf seine Erkundigungen Nachrichten von gemeinschaftlichen Freunden in Hongkong, Kanton und Makao und erzählten, welche Pferde und Reiter sich bei dem letzten großen Frühlingsrennen in Hongkong ausgezeichnet hätten. — In den Schiffsräumen und in den Kajüten der „Aden" herrschte ein süßlicher, durchdringender, nicht gerade angenehmer Geruch.

„Opium," sagte mir Ward, als ich mich nach der Ursache erkundigte.

War es Opium, war es Langeweile — ich weiß es nicht, aber ich erinnere mich, daß ich nie wieder in meinem Leben verhältnismäßig so viel geschlafen habe wie an Bord der „Aden". — Eines Morgens nach viertägiger Fahrt erblickte ich Land auf beiden Seiten des Schiffes. Man sagte mir, die große Insel im Süden heiße Sumatra, die kleinere im Norden Nicobar.

Nicobar . . . Sumatra. Ich bekenne, daß mich dies vollständig kalt ließ, bemerke jedoch zu meiner Entschuldi-

gung, daß meine sämtlichen Reisegefährten nach dreißig-tägiger einförmiger Fahrt ebenso blasirt geworden waren wie ich. Kein Mensch bekümmerte sich um die Länge und Breite, um Thermometer und Barometer, wie mein fleißiger Landsmann es so beharrlich von Southampton bis Ceylon gethan hatte.

Unser Schiff hatte seit Ceylon seinen Kurs nach Osten gerichtet. Nun wandte es sich dem Süden zu, und bald darauf befanden wir uns in der Straße von Malakka. — Die dunklen hohen Berge zur Rechten gehörten zu Sumatra. Einige Stunden später stieg auch zur Linken Land aus dem Meere empor: Malakka. — Am folgenden Tage, dem 27. Mai, näherten wir uns der kleinen Insel Pulo-Pinang, und in den Vormittagsstunden gingen wir dort vor Anker.

* * *

Pulo-Pinang, die „Betelnußinsel" oder auch die „Insel des Prinzen von Wales", Hauptstadt George-town, gehört seit einem Jahrhundert den Engländern. Diese haben jedoch das Stückchen Land, das früher zum Königreich Keddah gehörte, nicht in der gewöhnlichen Weise erworben, das heißt auf dem Wege der Eroberung, sondern die Ostindische Gesellschaft hat Pinang gekauft, und zwar von einem Landsmann, dem Kapitän Light, dem sie von einem malaiischen Könige, dessen Tochter der abenteuerliche Kapitän geheiratet hatte, als Mitgift geschenkt worden war.

Wir stiegen in Pinang ans Land und sahen uns einen Wasserfall an, den man mir als eine große Merk-

würdigkeit gerühmt hatte, an dem aber in der That wenig zu sehen war.

In Pinang roch alles nach Betel- und Kokusnuß. — Wenn ich heute eine Kokusnuß rieche, muß ich sofort an das gelblich-rote Land von Singapor und Pinang, an eine blaue See, einen blendenden Himmel, an Palmbäume, Ananas, Bananen, Chinesen, Malaien und weißgekleidete Europäer denken. — In Georgetown bemerkte ich, daß die Chinesen den ganzen Kleinhandel an sich gerissen zu haben schienen. Ich kaufte mir dort für eine bescheidene Summe einen bequemen und hübschen Sessel aus Bambusrohr, einen sogenannten Pinang-chair, der von außerordentlicher Dauerhaftigkeit war und mir Jahre lang vorzügliche Dienste geleistet hat; außerdem erwarb ich in einem chinesischen „Shop" einen schweren Stock in Form einer kleinen Keule. Diese Waffe, die hübsch und elegant aussieht, soll den Engländern häufig gute Dienste leisten, um ihre handgreiflichen Schwierigkeiten mit Chinesen und Malaien beizulegen; man hat sie deshalb „Pinang-Lawyer" — „Rechtsgelehrter aus Pinang" — getauft, und unter diesem Namen ist sie im ganzen Osten und, wenn ich nicht irre, auch in London bekannt.

Die Malaien, die ich in Pulo-Pinang zum erstenmal als Landbewohner kennen lernte — bis jetzt waren mir nur Matrosen zu Gesicht gekommen —, sahen mit ihren abgefeilten, durch Betelkauen rotgebeizten Zähnen blutgierig und gefährlich aus; auch die Frauen: klein, wohlgebaut, schlank und üppig zugleich — hatten meist ein verwegenes und wildes Aussehen.

In dem Hôtel von Pulo-Pinang, in dem wir eine

stark gewürzte Mahlzeit, deren Hauptbestandteile wiederum Reis und Curry waren, einnahmen, hatte ich das kurze Vergnügen, in der Person des blonden, bleichen und schmächtigen Kellners einen deutschen Landsmann begrüßen zu können, und zwar einen Vollblutsachsen, der die Aussprache seiner Heimat auch beim Englischsprechen nicht verleugnen konnte. Er war weniger erstaunt, mich zu sehen, als ich, ihn so weit von Leipzig und Dresden anzutreffen. Er erzählte mir, daß er sich nun seit achtzehn Monaten in Georgetown befinde. Es kämen dort viel Landsleute vorbei, und sie seien immer alle äußerst freundlich. Er habe sich schon ein paar hundert Dollars erspart und beabsichtige, im nächsten Jahre nach Deutschland zurückzukehren. Er habe zwar noch lange nicht genug erworben, um von seinen Renten leben zu können, aber er wolle sich lieber mit schwerer Arbeit und einem kleinen Verdienst zu Hause begnügen, als noch viel länger in einem heißen Lande wohnen, „wo der Mensch ja aus der Transspiration niemals herauskäme." — Er verkaufte mir aus reiner Gutmütigkeit, weil er sich freute, wie er treuherzig versicherte, einen Landsmann vor sich zu sehen, einen hübschen Rohrstock. Ich zahlte dafür ohne Zögern den von ihm verlangten Preis von drei Dollars. Als ich diesen Zuwachs meiner Habe Ward zeigte, belehrte er mich, daß der übliche Preis für ähnliche Stöcke ein Viertel Dollar für das Stück sei und daß man gewöhnlich für zwei Dollars ein Dutzend bekomme.

In Pinang stiegen einige neue Fahrgäste an Bord der „Aden", darunter ein Franzose, der in Singapor ansässig war und der in Gesellschaft seiner Frau und

seiner Schwägerin, beide aus Mauritius, reiste. — Die Schwägerin war ein junges zartes Mädchen mit der eigentümlichen langsamen Grazie in den Bewegungen, die die Kreolinnen auszeichnen soll und mir damals noch neu war. Wenn man sie anredete und dabei neben ihr stand, so gebrauchte sie nach der Uhr fünf Sekunden, um den Kopf zu wenden, und eine sechste Sekunde, um die Augen in die Höhe zu schlagen. Aber sie war sehr hübsch und beantwortete alles, was man ihr sagte, mit einem müden, freundlichen Lächeln. Dabei legte sie dann das hübsche Köpfchen auf die Seite wie ein Vogel; und ich glaube nicht, daß sie viel mehr Verstand wie ein kleiner Vogel hatte. — Ihr Schwager erzählte mir, er sei zu seinem Vergnügen nach Pinang gegangen, um einige alte Bekannte wiederzusehen und sich und seinen Damen etwas Abwechselung zu verschaffen, denn das Leben in Singapor biete wenig Zerstreuung. — Zwei Tage Seereise hin und ebenso viel zurück, weiter als von Marseille nach Algier! — Die Beförderungsmittel sind im Osten schlechter als bei uns; aber niemand scheint sich dort um Entfernungen zu kümmern. So spricht man in Yokohama von einer Reise nach San Francisco, die über drei Wochen dauert, wie bei uns von einem Ausflug nach Paris oder Rom etwa. „Ich will eine Spritzfahrt nach San Francisco machen“ — „I'll run over to Fr'isco“ — ist eine Phrase, die ich in Japan oftmals gehört habe. Zu verschiedenen Malen bin ich von Schiffskapitänen oder Schiffseigentümern aufgefordert worden, große Reisen, wie zum Beispiel von Japan nach Korea oder von Singapor nach Borneo, mit ihnen

zu unternehmen, und diese Aufforderungen wurden in der anspruchslosen Weise gemacht, in der mich in Berlin ein Bekannter einladen würde, ihn in Potsdam oder Charlottenburg zu besuchen.

Der Weg von Pinang nach Singapor — an der Südspitze nach der malaiischen Halbinsel — führt durch die Straße von Malakka. Die „Aden“ hielt sich während der ganzen Fahrt in der Nähe der Küste, so daß wir das Land nur selten aus dem Gesicht verloren. Sonntag früh, den 29. Mai — wir hatten Pinang am Donnerstag Abend verlassen —, langten wir an unserem neuen Bestimmungsorte an. Die Einfahrt nach Singapor ist äußerst malerisch. Die Wasserstraße führt durch ein Labyrinth kleiner grüner, fruchtbarer, mit Palmbäumen bedeckter Inseln.

* * *

Singapor, von den Engländern „Straits settlement“ genannt, liegt in der unmittelbaren Nähe des Äquators. Ich sah den Ort im Jahre 1859 nur oberflächlich; da ich aber später zu verschiedenen Malen dorthin zurückkehrte und mich im ganzen wohl vier Monate lang in Singapor aufgehalten habe, so ist mir die Stadt selbst und die kleine Insel gleiches Namens, auf der sie sich befindet, ziemlich bekannt geworden.

Singapor hat einen großen und belebten Hafen. Neben den europäischen und amerikanischen Kauffahrern und zahlreichen englischen und holländischen Dampfschiffen sieht man dort schon die schweren, unförmlichen ostasiatischen

Dschunken, die „Enten der See“, wie sie die Engländer getauft haben. Der Strand von Singapor ist flach, nicht ganz so reich und schön wie der von Ceylon, aber hübsch und einladend. Dicht am Meere befindet sich die Promenade, „Esplanade“ genannt, ein großer Kreis, in dem sich die wohlhabenden Einwohner Singapors von fünf bis sechs Uhr nachmittags in ihren offenen Wagen und Palanquins umherziehen lassen. Man grüßt nach allen Seiten hin, Bekannte, die sich etwas zu erzählen haben, fahren neben einander her und unterhalten sich von Wagen zu Wagen, die Frauen zeigen ihre bunten Kleider — denn man liebt im Süden auffallende Stoffe —, die Männer sind vom Kopf bis zur Zehe in weiß gekleidet. — Man nimmt in Singapor und auch in China einem Manne nicht übel, ein Hemd zu tragen, dessen Kragen oder Manschetten defekt zu werden anfangen oder bereits zweifellos sehr abgenutzt sind; aber die Wäsche muß schneeweiß sein, oder der Besitzer gilt sofort für: „schlechte Gesellschaft“. Peinlichste Reinlichkeit — ich habe es bereits gesagt, aber da es so charakteristisch ist, darf ich es wohl wiederholen — ist das erste, was man unter dem Äquator, in der englischen Gesellschaft wenigstens, von einem wohlerzogenen Menschen erwartet und verlangt. Es hält übrigens nicht schwer, allen Ansprüchen in dieser Beziehung gerecht zu werden, da nach meinem Wissen nirgends so gut und so billig gewaschen wird wie in Singapor. Ein einzelner Herr konnte sich zu meiner Zeit für fünf Dollars monatlich bei einem indischen Wäscher abonniren und war dann berechtigt, so viel weiße Anzüge, Hemden, Strümpfe, Taschentücher und so weiter zur Wäsche zu geben, wie

ihm behagte. Da ein „Gentleman“ sich täglich mindestens einmal von Kopf bis zu Fuß frisch anzieht, so beläuft sich die Anzahl der Stücke, die man im Monat für fünf Dollars — ungefähr zwanzig Mark — waschen lassen darf, leicht auf zweihundert.

Dicht neben der Esplanade befand sich im Jahre 1859 das Hôtel „Esperanza“, von einer Französin, spanischer Abkunft, vortrefflich gehalten. Ich stieg dort jedesmal ab, wenn ich nach Singapor kam, und knüpfte mit der Zeit eine angenehme Bekanntschaft mit dem spanischen Konsul an, der dort seit längerer Zeit wohnte und sich in freundlicher Weise erbot, mein Cicerone zu sein.

Die Zeit vergeht in Singapor in ebenso regelmäßiger Weise wie an Bord eines Schiffes. Jeder Tag im Jahre ist ziemlich genau zwölf Stunden lang — von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends — und der Bequemlichkeit halber haben die meisten Europäer dieselbe Tageseinrichtung angenommen. — Man steht gegen sechs Uhr auf und nimmt zunächst sein Bad: dabei steigt man jedoch nicht in eine Wanne, sondern stellt sich neben einen mit Wasser gefüllten, großen irdenen Kübel und gießt sich aus einem kleineren Gefäß eine oder zwei Minuten lang das Wasser über den Kopf. Diese Art zu baden ist außerordentlich erfrischend.

Nach dem Bade pflegte ich auf der Veranda, die einen hübschen Anblick auf das rege Leben im Hafen gewährte, eine Tasse Thee zu trinken. Ich trug bei dieser Gelegenheit den in Indien und China von allen Europäern und Amerikanern angenommenen, einfachen und leichten Schlafanzug, aus chinesischen Strohpan-

toffeln, weiten Beinkleidern — Pudjamas genannt — und einer chinesischen seidenen Jacke bestehend. Der ganze Anzug wiegt nur wenige Lot. Die europäischen Bewohner von Holländisch-Indien geben einem anderen Morgenanzug den Vorzug: statt der Beinkleider tragen sie den „Sarong“ aus Seide oder Baumwolle, ein Kleidungsstück, in dem von den Eingeborenen mit Vorliebe Luxus getrieben wird und das, aus einem langen Tuche bestehend, welches, um die Hüften geschlungen, bis auf die Knöchel hinabreicht, wie ein buntfarbiger, ganz eng anliegender Unterrock aussieht. Dieser Anzug, der auch von holländischen Damen getragen wird, würde nach unseren Begriffen nicht gerade als „decent“ zu bezeichnen sein — aber das Anstandsgefühl ändert sich mit den Breitegraden. Unter den Tropen sieht man fortwährend nackte Gestalten. Das Auge gewöhnt sich schnell daran. Die verschiedenen Empfindungen, die dieser Anblick bei den eingewanderten Weißen zunächst hervorruft, stumpfen sich in kürzester Frist ab, und zwar nicht nur bei den Männern. Das Wort einer französischen Prinzessin: „Ein Diener ist kein Mann“, ist mit der kleinen Variante: „Ein Farbiger ist kein Mann“, für viele Europäerinnen, die in Hinterindien leben, wahr. Sie zeigen sich innerhalb ihrer vier Pfähle in den unglaublichsten Kostümen ohne ihren Gefühlen den geringsten Zwang anzuthun und ohne nach den vorherrschenden Begriffen den Anstand und die Sittlichkeit zu verletzen.

Je mehr man sich in der Welt umsieht, desto klarer wird es einem, daß für das, was schamhaft oder schamlos ist, keine feste Regel gilt. Es wird eben mit der

Zeit schlechterdings unmöglich, bei dreißig bis vierzig Grad Hitze dem Anstandsgefühl denselben Ausdruck zu verleihen wie bei fünfzehn Grad Kälte.

Bis elf Uhr vormittags pflegte ich im Hôtel Esperanza in China-Slippers und Pudjamas ungezwungen und unbemerkt umherzugehen. Das waren dann auch meine besten Arbeitsstunden, da die Luftwärme in den Zimmern um diese Zeit immer noch ganz erträglich war. Gegen Mittag zog ich mich an, um im gemeinschaftlichen Speisesaale zu frühstücken oder, wie man in Indien sagt: „Tiffin“ zu nehmen. Die Speisetafel erinnerte mich lebhaft an die gemeinschaftlichen Mahlzeiten an Bord der „Nemesis“. Wir saßen in einer luftigen Halle, an einer großen, mit Südfrüchten überfüllten Tafel. Über dem ganzen Tische hing der Länge nach ein Punka, das heißt ein riesiger Fächer, über zwanzig Fuß lang und ungefähr drei Fuß breit, der mit weißer Leinwand überzogen war und vermittels eines starken Seiles durch malaiische Diener in fortwährender schwingender Bewegung gehalten wurde. Dieses Punkafächeln ist nicht nur sehr erfrischend, sondern hat auch noch den großen Vorteil, daß es die Musquitos und Fliegen, die in dem Saale umhersummen, vom Speisetisch entfernt hält. — Die Bedienung war sehr zahlreiche. Ein jeder der Gäste hatte seinen eigenen Diener — Malaien, Chinesen oder Inder —, der hinter dem Stuhl seines Herrn stand, und außerdem liefen die Angestellten des Hôtels geschäftig und geräuschlos umher, um jeden Wunsch der Gäste auf das schnellste zu erfüllen. Selbst in den besten europäischen Gasthäusern dürfte es aus Mangel an Händen unmöglich sein, eine

so vorzügliche Bedienung zu finden, wie man sie im Osten überall, auch noch in Gasthäusern zweiten und dritten Ranges, anzutreffen pflegt. — Die Hauptschüssel der Mahlzeit war wie immer Reis mit Curry, und viele der Anwesenden pflegten von keinem Gericht als von diesem zu nehmen, da jede fette und schwere Nahrung bei der herrschenden großen Hitze leicht lästig, schädlich und widerlich wurde.

Um „Tiffin"-Zeit war es dann gewöhnlich sehr heiß geworden. Die Straßen erschienen wie ausgestorben, und auch die Arbeiten im Hafen ruhten mehr oder minder. Gegen vier Uhr sammelten sich Wolken am Himmel, ein kurzes und oft heftiges Gewitter, von Donner, Blitz und Regen begleitet, entlud sich über Singapor. Es zog schnell vorüber, und dann war die geeignete Zeit zur Spazierfahrt gekommen. Der Himmel war noch bewölkt und im Westen besonders von wunderbarem Farbenreichtum. Nirgends habe ich die Sonne prachtvoller untergehen sehen, als es in Singapor jeden zweiten oder dritten Tag der Fall ist. Zwischen sechs und sieben Uhr wurde gegessen, zwischen acht und zehn Uhr stand es frei, Besuche zu machen, und um elf Uhr ging man zu Bett. Ein einförmiges, nach unseren Begriffen vielleicht nicht sehr thätiges, aber dessenungeachtet anstrengendes und ziemlich langweiliges Leben ist es, das viele Fremde in Singapor führen.

Ich pflegte des Abends auf der Veranda des Hôtels Esperanza mit meinem neu erworbenen Freunde, dem spanischen Konsul zu sitzen. Vor uns erblickten wir das von den großen Sternen des südlichen Himmels traum-

haft beleuchtete Meer, dessen Wellen im ruhigen Hafen sanft murmelnd an der flachen sandigen Küste erstarben, auf der Veranda standen alte, einfache Lampen, die mit Kokosnußöl genährt wurden. Sie gaben ein schwaches gelbliches Licht, bei dem man nur mit Mühe lesen konnte, und sie verbreiteten einen starken Ölgeruch. Auf der Decke und an den Wänden wimmelte es von kleinen, schnellen Eidechsen, die auf Musquitofang ausgingen. Manchmal zeigte sich auch ein häßlicher Skorpion oder einer jener Tausendfüßler, deren Biß empfindliche Schmerzen verursachen soll. — Mein Freund Don Balbino, der ein beschauliches Leben führte, durch seinen Beruf wenig in Anspruch genommen war, viel Romane las und der Geselligkeit, weil sie ihn ermüdete, abhold war, hatte zu seinem Privatvergnügen eine große Spieluhr erworben, die in den höchsten Zithertönen ein halbes Dutzend italienischer Arien vortrug. Bei diesem anspruchslosen Konzerte pflegten wir gewöhnlich beide einzuschlafen. Meine Freunde zu Hause dachten wohl an mich wie an jemand, der ein bewegtes, aufregendes Dasein führen mochte. Ich erinnere mich aber nicht, jemals so ruhig und regelmäßig gelebt zu haben wie während meiner wiederholten und längeren Besuche in Singapor, muß indes, um billig zu sein, hinzusetzen, daß das Leben der dort ansässigen fremden Kaufleute keineswegs ein sorgenloses und leichtes sein soll, von ihnen vielmehr als so aufreibend geschildert wird, daß die meisten gezwungen sind, jedes vierte oder fünfte Jahr nach ihrer Heimat zur Erholung zurückzukehren, wenn sie es nicht darauf ankommen lassen wollen, ihre Gesundheit zu Grunde zu

richten. Ich machte die Bekanntschaft mehrerer dieser Kaufleute und lernte in ihnen gastfreundliche, liebenswürdige und im allgemeinen stille und traurige Menschen kennen, die alle den Wunsch hegten, bald in der Lage zu sein, für immer — „für gut", wie man dort sagt — nach Europa zurückzukehren.

Singapor wird von einem englischen Gouverneur regiert. Die Bevölkerung besteht aus den eingeborenen Malaien und aus eingewanderten Indern, Chinesen und Europäern. In der weißen Gesellschaft bildet englisch, in der farbigen malaiisch die Umgangssprache. Diese ist wohltönend, und man erwirbt leicht eine oberflächliche Kenntnis derselben, die genügt, um mit den malaiischen Dienern und Kaufleuten zu verkehren. Die ersten Worte, die man lernt, sind: „rechts", „links", „geradeaus", „schnell", „langsam", „nach Hause", denn der erste Malaie, mit dem man sich zu verständigen hat, ist gewöhnlich der Kutscher. Wagen sind in Singapor billig: sie kosten nämlich nur einen Dollar für den ganzen Tag. Da diese Ausgabe aber schwer zu vermeiden ist, so wird sie doch von vielen als eine drückende empfunden. Im allgemeinen würde man im Osten ebenso billig, wenn nicht billiger als bei uns zu Hause leben können: Lebensmittel sind zu Spottpreisen zu haben, Heizung, Licht sogar kann man beinahe gänzlich entbehren, auch die Mieten würden niedriger sein, als man in unseren großen Städten dafür zahlt, wenn man in Indien und China an seine Wohnung dieselben, verhältnismäßig bescheidenen Ansprüche stellen wollte wie hier. Aber die Lebensweise aller im Osten ansässigen Fremden hat einen viel großartigeren Zuschnitt als das

Leben zu Hause. Selbst der bescheidenste kleine Handlungskommis hält sich seinen eigenen Diener, und wenige Leute versagen sich den Luxus — oder dürfen ihn sich versagen —, Reitpferde oder Pferde und Wagen zu halten. Der nach ökonomischen Grundsätzen geleitete Hausstand eines hohen Beamten oder angesehenen Kaufmanns zählt in Indien eine zahlreichere Dienerschaft, als man in Europa, selbst bei sehr reichen Leuten, antrifft. Ein jeder einzelne dieser Diener kostet verhältnismäßig wenig, aber wenn man ein Dutzend oder mehr von ihnen hat, so summiren sich am Ende des Jahres der Lohn und die Ausgaben für die Beköstigung doch zu einer bedeutenden Summe auf. Man spricht daher mit Recht von den großen Unkosten des Lebens im Osten; nur muß man dabei berücksichtigen, daß man sich dafür Bequemlichkeiten aller Art gestattet, die man unter dem gemeinschaftlichen Namen „asiatischer Luxus" zusammenzufassen pflegt. Ein wohlhabender Mann, der hier so leben wollte, wie er, ohne für einen Verschwender zu gelten, zu meiner Zeit in Hongkong, Schanghai und Yokohama lebte, ein solcher Mann würde für seinen Hausstand in London, Paris oder Berlin vier- oder fünfmal mehr ausgeben als in China oder Japan. Dies soll sich übrigens in den letzten Jahren erheblich geändert haben, seitdem der Handel mit den ostasiatischen Ländern aufgehört hat, ein so ergiebiger zu sein, wie er es in früheren Zeiten war.

Die farbigen Diener, wie ich hier noch bemerken will, sind ausgezeichnet in ihrer Art und nicht selten treu und ehrlich, — aber ein jeder von ihnen verrichtet im Laufe

des Tages nur wenig Arbeit. Der „Wasser-Kuli" füllt des Morgens die Badewannen, hält das Badezimmer in Ordnung und hat dann sein Tagewerk vollendet. Der „Lampen-Kuli" ist auch, so zu sagen, im Besitz einer Sinecure, denn das, was er zu thun hat und mit großer Sorgfalt verrichtet, würde in jedem europäischen Hause von einem Diener, der noch mancherlei andere Dienste zu leisten hätte, gethan werden. Der Kammerdiener hält die Garderobe seines Herrn in Ordnung und bedient ihn bei Tische. Er hat alle Eigentümlichkeiten seines Gebieters beobachtet und ist von tadelloser Pünktlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit. Sein stilles Wesen trägt dazu bei, seine Bedienung sehr angenehm zu machen; aber man darf nicht mehr von ihm verlangen, als was genau zum engbegrenzten und kleinen Bereich seiner Thätigkeit gehört. In größeren Häusern findet man außer den Genannten noch den Pförtner, den Nachtwächter, die Kutscher und Stallknechte, Sänftenträger und in vereinzelten Fällen auch Ruderknechte. Die zahlreiche Dienerschaft lebt im allgemeinen friedlich unter einander; Streit und Eifersüchteleien, wie sie in größeren europäischen Hausständen häufig vorkommen, gehören zu den Seltenheiten. An der Spitze des Haushalts pflegt in den „Straits", in China und in Japan ein Chinese zu stehen, der den Namen „Comprador" führt, in kaufmännischen Häusern eine Art Unterkassierer, in anderen gewissermaßen Majordomus ist, eines großen Vertrauens genießt und dies auch gewöhnlich rechtfertigt. Jedermann weiß, daß der Comprador auf alle Beträge, die im Dienste der Herrschaft durch seine Hände gehen, eine

bestimmte kleine Kommission, den sogenannten „Squeeze“, erhebt. Dieser wird ihm als ein erlaubter Gewinn überlassen; ehe er sich jedoch denselben aneignet, ist er gewöhnlich unermüdlich in der Verteidigung der Interessen seines Herrn.

Ich selbst trat erst später, nachdem ich mich in Japan niedergelassen hatte und mich an der Spitze eines Hausstandes befand, mit einer zahlreichen Dienerschaft in Verbindung. In Singapor, wo ich im Hôtel lebte, genügte es mir, einen Diener zu haben, der obendrein sehr wenig zu thun hatte, den ich aber dessenungeachtet schlechterdings nicht hätte entbehren können.

Ich habe die obigen Bemerkungen, von denen die meisten ihren Platz in meinen Erinnerungen an den Aufenthalt in China und Japan gefunden haben würden, hier eingeschaltet, weil der Aufenthalt in Singapor für mich gewissermaßen die Einleitung zu dem Leben in China, Cochinchina und Japan bildete. Mein erster Besuch in den „Straits“ war, wie gesagt, ein kurzer. — Sechsunddreißig Stunden, nachdem ich dort angekommen war, setzte ich meine Reise fort, und nach vierzehntägiger Fahrt, während deren wir nur einmal, in Hongkong nämlich, kurze Zeit anhielten, langte ich am 15. Juni, achtundvierzig Tage, nachdem ich Marseille verlassen hatte, wohlbehalten in Schanghai an.

Reise nach Saigun. — Cochinchina.

Während der zehn Jahre, die ich seit Juni 1859, mit nur einer längeren Unterbrechung, in Ostasien zugebracht habe, bin ich selten mehrere Monate lang hinter einander an einem und demselben Orte geblieben; dagegen habe ich verschiedene Städte, namentlich Saigun, Hongkong, Kanton, Schanghai, Nagasaki, Yokohama, Yedo und Hakodate während jener Zeit mehrere Male besucht. — Wollte ich also bei diesen Aufzeichnungen nach der Zeitfolge verfahren, so würde ich genötigt sein, wiederholentlich von denselben Reisen, Ländern, Städten, Personen und Verhältnissen zu sprechen. Um diese verwirrende Art des Vortrags zu vermeiden, werde ich in Zukunft von einer chronologischen Darstellung meiner Erlebnisse in Asien Abstand nehmen und dagegen alles, was mir über ein und dasselbe Land in der Erinnerung geblieben ist, in ein und demselben Abschnitte zusammenfassen. In dieser Absicht habe ich mir Mitteilungen über Hongkong und Schanghai, obgleich sie die Reisebeschreibung von Marseille bis China vervollständigt haben würden, für ein späteres Kapitel über meinen Aufenthalt in China vorbehalten.

Ich befand mich im Monat Januar des Jahres 1861 in Schanghai und traf dort eines Tages, als ich auf dem „Bund“, der Hafen- und Hauptstraße der Fremdenniederlassung, spazieren ging, mit einem französischen Marineoffizier, dem Lieutenant zur See Senez, zusammen, den ich von Paris her kannte und der mich im Laufe unserer Unterhaltung aufforderte, mich an Bord des französischen Flaggschiffs „Impératrice Eugénie“ der Expedition nach Cochinchina unter Admiral Charner anzuschließen.

Die Franzosen lagen damals seit mehreren Jahren mit den Anamiten im Krieg. Die Feindseligkeiten hatten ihre erste Ursache in den Klagen einiger in Frankreich hochangesehener katholischer Missionsgesellschaften, von denen Mitglieder in Anam mißhandelt und zu Tode gemartert worden waren. Der König von Anam war deshalb von den Franzosen und später auch von den Spaniern, die sich diesen angeschlossen hatten, aufgefordert worden, einen Vertrag abzuschließen, der unter anderem feststellen sollte, daß den in seinem Reiche ansässigen Christen die freie Ausübung ihrer Religion gestattet und daß mehrere Häfen des Königreichs dem fremden Handel geöffnet würden. — Der anamitische Herrscher hatte diesem Ansinnen nicht ohne weiteres Folge geleistet und war deshalb von den vereinigten Franzosen und Spaniern bekriegt und, wie dies vorauszusehen war, besiegt worden. Aber seine Niederlage war noch keine vollständige, und um ihn zu zwingen, sich ganz nachgiebig zu zeigen, und um gleichzeitig ein Pfand zu ergreifen, das seine Unterwürfigkeit für die Zukunft sicherte, hatte der Admiral

Charner, dessen Streitkräfte nach Beendigung des Krieges der Franzosen gegen China frei geworden waren, den Auftrag erhalten, die südlichste Provinz des Königreichs Anam, das eigentliche Cochinchina mit der Hauptstadt Saigun, zu erobern und unter französische Botmäßigkeit zu bringen.

Ich war dem Admiral Charner vor einigen Jahren in Paris vorgestellt worden und erinnerte mich seiner als eines schlichten, wohlwollenden alten Herrn, der sich damals freundlich mit mir unterhalten hatte; — aber ich durfte kaum hoffen, daß er mich nach einer einzigen flüchtigen Begegnung nicht längst vergessen haben sollte. Ich zauderte deshalb, ihm das Gesuch, mich dem von ihm geleiteten Kriegszuge anschließen zu dürfen, vorzutragen; aber Senez überwand meine Bedenken. Der Admiral, sagte er, werde mich gern an Bord seines Schiffes sehen. Ich könne versichert sein, daß er sich meiner noch erinnere; aber selbst wenn ich ihm ein Fremder wäre, so würde seine, Senez', Empfehlung genügen, um mir freundliche Aufnahme zu sichern.

Ich traf am selben Abend noch mit mehreren anderen Offizieren der „Impératrice Eugénie" zusammen: sie bestätigten ohne Ausnahme, was Senez mir gesagt hatte, und als ich mich dessen ungeachtet noch nicht entschließen wollte, einen Schritt zu thun, der mich nach meinem Erachten der Gefahr aussetzte, unbescheiden zu erscheinen, luden sie mich schließlich ein, am nächsten Tage an Bord der Fregatte mit ihnen zu frühstücken, dann würde die Sache — so versicherten sie — wie von selbst in Ordnung kommen. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Ich

nahm die Einladung an und frühstückte infolge derselben am nächsten Morgen mit den Offizieren der „Impératrice Eugénie“.

Als ich mich nach der Mahlzeit auf dem Verdeck befand, erschien dort bald darauf der Admiral. Senez stellte mich ihm vor; aber da man ihm vorher meinen Besuch jedenfalls schon angezeigt hatte, so unterbrach er mich mit den freundlichen Worten, es bedürfe keiner Vorstellung, da wir alte Bekannte seien — und gleich darauf fügte er hinzu:

„Ich höre, daß Sie die Absicht haben, uns nach Cochinchina zu begleiten. Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen Es wird mich freuen, Sie auf meinem Schiffe zu sehen, und ich hoffe, es wird Ihnen hier gefallen.“

Ich dankte dem Admiral, und damit war die Sache geordnet. Ich durfte mich als ein berechtigtes Mitglied der französischen Expedition nach Cochinchina betrachten.

Am 22. Januar 1861 nahm ich wieder einmal von Bekannten Abschied und packte sodann meine Koffer, zwei Beschäftigungen, die mir nie Freude gemacht haben, aber die ich systematisch betrieb und in denen ich es mit der Zeit zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hatte. — Am 23. begab ich mich mit Sack und Pack, das heißt mit den zwei im „Indian-Outfit-Store“ in London gekauften Koffern, an Bord der Fregatte, und am nächsten Morgen verließ ich auf dieser den Hafen von Schanghai. — Wir kamen am ersten Tage nicht sehr weit. Wir hatten nämlich die Flut verpaßt und mußten, da das große Schiff tief ging, nahe an zwölf Stunden vor der Sandbank ankern, die, bei niedrigem Wasser, den Ausfluß

des Whampoastroms — an dem Schanghai liegt — in den Yangtsekiang versperrt. Es war unfreundliches, kaltes Wetter. Wir blieben unten in der Kajüte, wo man mit unermüdlichem Eifer die ganze Zeit über Ecarté spielte.

Ich wurde an diesem ersten müßigen Tage mit sämtlichen Offizieren der „Impératrice Eugénie“ bekannt. Einige von ihnen haben sich seitdem einen Namen gemacht: du Quillio, damals Kapitän zur See, jetzt Admiral, hat eine hervorragende Rolle während der Belagerung von Paris gespielt — Jaurès, im Jahre 1861 noch Lieutenant zur See, ist, nachdem er als Admiral, Senator und Botschafter eine viel genannte Persönlichkeit geworden, vor einigen Jahren gestorben — Pallu, damals ebenfalls Lieutenant zur See, hat es bis zum Admiral und Membre de l'Akadémie gebracht. Während des Feldzuges von 1870/71 wirkte er als Chef des Stabes des Generals Bourbaki. — Der ehrwürdige Admiral Charner ist gestorben. — Was aus Senez, einem kleinen, brünetten, ungemein lebhaften Kreolen, geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe ihm vor vielen Jahren in Cochinchina Lebewohl gesagt und seitdem nicht wieder von ihm gehört. Ich hoffe, es ist ihm gut ergangen, denn er war mir der freundlichste Wirt, und ihm habe ich es hauptsächlich zu danken, daß ich mich an Bord des französischen Flaggschiffs und später im Kriegslager von Cochinchina jeder möglichen Annehmlichkeit erfreuen konnte. Er räumte mir vom ersten Tage ab seine eigene kleine Kajüte ein und schlief während der ganzen Überfahrt von Schanghai nach Saigun auf einem Sofa in der großen Kajüte. Ich glaubte mich aus

Höflichkeit genötigt, dagegen Einspruch zu erheben, aber er gab nicht nach, bis ich von seinen beschränkten Räumlichkeiten und seinem Bett Besitz genommen hatte. Ich versuchte ihm seine Freundlichkeit dadurch zu vergelten, daß ich bei gutem und schlechtem Wetter, so oft er die Wache hatte, auf dem Verdeck bei ihm aushielt. Das dauerte täglich vier Stunden, und wenn diese auf die erste Tageswache, von vier bis acht Uhr morgens fielen, so war der Dienst, den ich verrichtete, weder ein angenehmer noch ein leichter. Aber ich gewöhnte mich daran. Man gewöhnt sich überhaupt, wenn man jung und gesund ist und guten Willen hat, schnell an allerhand Unbequemlichkeiten, die man, so lange man sie noch nicht kennen gelernt hat, für unerträglich zu halten geneigt ist.

Am 25. Januar setzten wir unsere Reise fort, und am 31., nach einer sehr stürmischen Überfahrt, langten wir in Hongkong an. Von diesem ersten Abschnitt unserer Fahrt ist mir ein Vorkommnis in der Erinnerung geblieben.

Die „Impératrice Eugénie“ hatte in Schanghai einen Lotsen an Bord genommen, einen jungen Amerikaner von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, gut gewachsen mit feingeschnittenem, wettergebräuntem Gesicht und auffallend klaren, hellen Augen. Er war mit einer gewissen Eleganz gekleidet, die mit dem harten Gewerbe, das er trieb, in Widerspruch zu stehen schien. Sein ganzes Auftreten an Bord der „Impératrice Eugénie“, den höchsten Offizieren sowie den Matrosen gegenüber, war das eines Mannes, der weiß, daß eine große Verantwortlichkeit auf ihm ruht, und der seine schwere Pflicht ohne Ängstlichkeit, ruhig und ernst erfüllt. — Das kleine Lotsenboot wurde

von der „Impératrice Eugénie“ geschleppt. Als der Amerikaner uns am Ausfluß des Yangtsekiang verlassen wollte, ging die See sehr hoch. Die Fregatte stoppte; aber das Lotsenboot wurde dermaßen von den Wellen hin- und hergeworfen, daß es gefährlich schien, es an die Seite der Fregatte zu bringen. Der Amerikaner stand auf dem Verdeck und überwachte jede Bewegung seines Fahrzeugs, dessen Mast in weiten, einigermaßen regelmäßigen Bogen wie ein kolossaler Metronom zwischen der Fregatte und der See hin- und herschwang. Das Tau, an dem das Boot geschleppt worden, war noch nicht losgelassen worden. Der Lotse blickte aufmerksam über Bord und maß die Entfernung zwischen dem Boote und der Fregatte, dann befahl er, das Tau um einige Fuß zu kürzen, und sobald dies geschehen war, wandte er sich zu uns, lüftete den breitrandigen Hut mit einer etwas theatralischen Gebärde, die dem Manne gerade aber gut stand, und sagte: „Good bye, Gentlemen!“ — und gleich darauf, den Augenblick abpassend, in dem der Mast des Bootes sich der Fregatte zuneigte, sprang er von Bord ab auf den Mast zu, den er mit bewunderungswürdiger Kraft und Geschicklichkeit erpackte und an dem er leicht und schnell wie eine Katze bis auf das Deck des kleinen Fahrzeuges hinunterglitt. Das Manöver war mit solcher Verwegenheit und Genauigkeit ausgeführt worden, daß selbst einige der stoischen Seeoffiziere, die neben mir standen, Beifall riefen. — Gleich darauf wurde die Maschine der „Impératrice Eugénie“ wieder in Bewegung gesetzt, das Lotsenboot hatte ein großes Segel aufgespannt und schoß, schief auf dem Wasser liegend

seinen Weg nach Schanghai zurücksuchend, von uns fort, während die mächtige Fregatte dem Süden zu weiterdampfte. Einen Augenblick noch sah ich den Lotsen. Er hatte das Steuer ergriffen und stemmte sich mit dem Rücken dagegen. Er war wie eingehüllt in einen Mantel von sprühendem Gischt. Ich stellte ihn mir vor: aufmerksam, ruhig und ernst, wie ich ihn vor wenigen Minuten noch auf dem Verdeck der Fregatte gesehen hatte. Der Mann ist mir wie eine Verkörperung männlicher, trotziger Kraft und Verwegenheit in der Erinnerung geblieben.

* * *

In Hongkong wurde die „Impératrice Eugénie“ mit Kanonendonner empfangen, nachdem sie mit Kanonendonner gegrüßt hatte. Zuerst wurden der englischen Flagge die Honneurs bezeugt, die ihr zukamen, sodann dem englischen Admiral und dem amerikanischen Commodore, die sich im Hafen befanden. Die Forts und die Schiffe antworteten dem Admiral Charner in vorschriftsmäßiger Weise. — Sobald der Lärm vorüber war, stieg ich ans Land, um einige Bekannte aufzusuchen und verschiedene kleine Einkäufe zu machen, auf deren Zweckmäßigkeit Senez mich aufmerksam gemacht hatte.

Meine Hongkonger Bekannten fand ich unverändert in ihrer eigentümlich gleichgültigen und angenehmen Gastfreundlichkeit. Damit will ich sagen, daß die wohlhabenden Kaufleute in China es damals selbstverständlich fanden, einen beliebigen, wenn auch oberflächlichen Bekannten ein=

zuladen, ihr Gast zu sein; daß sie diesen aber dann wie zum Hause gehörig betrachteten und behandelten und sich nicht mehr um ihn bekümmerten als um die ständigen Mitglieder des Haushaltes. Dem Gast wurde ein Zimmer und ein Diener angewiesen, und man teilte ihm mit, zu welchen Stunden die allgemeinen Mahlzeiten eingenommen wurden. Darauf war er dann frei, seinen eigenen Gewohnheiten und Neigungen zu folgen. Erschien er bei Tische, so war er dort gewissermaßen mehr als willkommen: er war „zu Hause“, und der Platz, auf dem für ihn gedeckt war, war eben *sein* Platz; — kam er nicht, so wurde dies kaum bemerkt. — Der Wirt und die Mitglieder des Hausstandes beanspruchten ihrerseits ebenfalls vollständige Freiheit dem Gaste gegenüber und ließen sich durch seine Gegenwart weder in ihren Gesprächen noch in ihren Beschäftigungen oder Vergnügungen stören.

Ich schlief zwei Nächte in Hongkong und begab mich dann wieder an Bord der „Impératrice Eugénie“, die am 2. Februar ihre Reise nach Saigun fortsetzte. Die Ausfahrt aus dem Hafen war schwierig; aber zwei Stunden, nachdem wir die Anker gelichtet, hatten wir die zahlreichen Sandbänke und kleinen Felseninseln, die den Eingang zu Hongkong versperren, hinter uns gelassen. Der chinesische Lotse, der uns bis dahin begleitet hatte, verließ die Fregatte, und wir dampften nun schnell vorwärts. — Ich sah drei neuangekommene Fahrgäste an Bord: einen französischen Priester und einen katholischen Siamesen, die nötigen Falls als Dolmetscher Dienste leisten sollten, — ferner den General de Vassoigne, dem

unter dem Oberbefehl des Admirals Charner die Führung der Landungstruppen übertragen worden war. Er hatte soeben den Feldzug im nördlichen China mitgemacht und war bei der Einnahme und Plünderung von Yüen-min-yüen, dem Sommerpalaste der chinesischen Kaiser, zugegen gewesen. — Die französischen Marineoffiziere, die nicht zu diesem „Feste“ geladen worden und die großen Schätze, die dort den Siegern in die Hände gefallen waren, nur vom Hörensagen kannten, bezeichneten die Plünderung des Sommerpalastes als eine barbarische Handlung, unwürdig einer civilisirten Nation, deren England und Frankreich sich zu schämen hätten. Die glücklichen Eroberer, die mit vollen Säckeln aus Peking zurückgekehrt waren, ließen diese bittere Kritik ruhig über sich ergehen; aber niemand dachte daran, die Perlen, Goldstücke, Edelsteine und Kunstgegenstände, die das Kriegsglück ihm zugeführt hatte, anders als gegen Barzahlung in mexicanischen Dollars oder in guten Wechseln auf London und Paris aus den Händen zu geben.

Am 5. Februar tauchte die Küste von Cochinchina aus dem Meere empor, und am 6. abends ging die „Impératrice Eugénie“ in der Nähe des Cap Jacques, fünfzehn Meilen vor dem Eingang des Flusses von Saigun, vor Anker. Die Überfahrt war beschwerlich gewesen. Drei Tage lang hatte es beinahe ununterbrochen geregnet und gestürmt. — In Cochinchina fanden wir sonniges, warmes Wetter. Am Tage unserer Ankunft ereignete sich ein Unglücksfall: ein junger Matrose, Träger eines bekannten Namens, Pozzo di Borgo, wurde beim Loten, von der Leine, an der das Senkblei

hing, gepackt, über Bord geworfen und mußte jämmerlich ertrinken.

Am 7., morgens um acht Uhr, verließen wir das Cap Jacques. Ein französischer Marineoffizier, der sich seit einem Jahre behufs hydrographischer Studien in Cochinchina aufhielt, lotste die „Impératrice Eugénie“ den Fluß hinauf bis nach Saigun. — Der tiefe und schnelle Strom schlängelt sich inmitten einer weiten und fruchtbaren Ebene zwischen ergiebigen Reisfeldern und dichten Wäldern von Rhizophoreen, Palmen-, Bambus- und Fruchtbäumen dem Meere zu. Die Ufer sind ganz flach und bis an das Wasser mit einer dichten tropischen Vegetation bedeckt. Von Cap Jacques bis nach Saigun zählt man sechzig englische Meilen. Der Fluß ist so schmal, daß man auch ohne Glas erkennen kann, was an den Ufern vorgeht. An einigen Stellen beträgt seine Breite nur fünfhundert Fuß, bei Saigun erreicht sie ungefähr zwölfhundert; dessen ungeachtet trägt er Schiffe, die wie die Fregatte, an deren Bord ich mich befand, vierundzwanzig Fuß tief gehen. — Wenn man sich Saigun nähert, so erblickt man zahlreiche Hütten, die gewissermaßen eine Vorstadt bilden, obgleich sie viel zerstreuter liegen, als dies unter ähnlichen Verhältnissen in Europa der Fall ist. Diese Hütten sahen ärmlich aus, aber doch nicht so erbärmlich wie jene, die ich in Ägypten zwischen Alexandrien und Suez erblickt hatte. — Gegen ein Uhr ankerten wir unmittelbar vor dem Quai von Saigun.

* * *

Saigun ist die Hauptstadt der südlichsten Provinz des Königreichs Anam. — Anam ist ein großes, fruchtbares, dicht bevölkertes Land, und man sollte annehmen, daß die genannte Provinzial-Hauptstadt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, die Größe und den Reichtum des ganzen Landes zu erkennen geben müsse. Dem ist aber nicht so. Saigun ist nichts weiter als ein großes, sogar ziemlich erbärmliches Dorf, in dem nicht ein einziges öffentliches oder Privatgebäude die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht, und das des reichen Mantels bedarf, mit dem die tropische Flora es von allen Seiten umhüllt, um nicht häßlich und ärmlich zu erscheinen. Früher soll Saigun nahe an zweimalhunderttausend Einwohner gehabt haben; heute findet man dort nicht mehr als dreißig- bis vierzigtausend Eingeborene. Sie bilden einen zwar nicht sehr reinlichen, sonst aber liebenswürdigen Menschenschlag, dessen einfache Sitten und Gebräuche leicht zu beobachten sind.

Die Anamiten von Cochinchina, die sich übrigens wesentlich von denen von Tonking und Anam unterscheiden sollen, sind nicht schön wie die Inder, aber weniger häßlich als die Chinesen. Sie sind klein, zierlich und wohlgebaut und von hellbrauner Farbe. Sie haben schwarzes, glänzendes, schlichtes, dickes und dichtes Kopfhaar. Manchmal, aber nur ausnahmsweise, findet man auch Leute mit braunem Haupthaar unter ihnen. Männer und Frauen lassen das Haar lang wachsen und binden es auf dem Hinterkopfe in einen Knoten zusammen, um den viele ein farbiges Tuch winden. Der Ausdruck des Gesichts ist dem der Malaien ähnlich; nur sehen die

Anamiten lebhafter und freundlicher aus als jene. Die Stirn, obgleich niedrig, ist oft schön gewölbt. Die Augen sind glänzend schwarz, gewöhnlich klein und häufig schiefgeschlitzt wie die der Chinesen. Im allgemeinen sind jedoch die Augen der Anamiten, nach unseren Schönheitsbegriffen, angenehmer als die der Chinesen. Eine auffallende Erscheinung ist, daß die Augen einiger Anamiten von weitem ganz hell, fast weiß, wie die Augen von Blinden erscheinen. Wenn man derartige Augen sodann in der Nähe betrachtet, so findet man, daß sie sehr glänzend schwarz und außergewöhnlich rund sind. Die Ohren der Anamiten sind wohlgeformt. Die Backenknochen stehen hervor, jedoch nicht so häßlich wie an den breiten Gesichtern der Malaien. Die Nase ist klein, häufig platt und eingedrückt, die Nasenflügel sind weit geöffnet. Mund und Kinn sind nicht selten von hübscher Form; jedoch wird der untere Teil des Gesichts der Anamiten durch Betelkauen, das die Zähne verdirbt und die Lippen und den Mund schwarzrot färbt, in widerlicher Weise entstellt. Die Frauen haben wohlgeformte Schultern, Brüste und Hüften. Ihre Haut ist von außerordentlicher Feinheit und von etwas hellerer Farbe als die der Männer. Man sagt, daß man im Norden von Anam Frauen antrifft, die mit europäischen Südländern verglichen werden können. Die Hände der Eingeborenen sind klein und schmal, aber häßlich affenartig hager. Die Füße sind sehr klein und schön. Üppige Gestalten sieht man beinahe nie. Frauen von zwanzig Jahren sehen oft wie Kinder von vierzehn aus, Frauen über dreißig Jahre sind in der Regel abgemagert und haben sich durch den Gebrauch des Betel dermaßen ent=

stellt, daß sie ekelhaft häßlich sind. Sie tragen ihre Kinder, die gewöhnlich ganz nackt sind, auf der linken oder rechten Hüfte reitend.

Der Anzug der Anamiten ist einfach und für beide Geschlechter derselbe. Er besteht in einem weiten Beinkleid, einer Blouse, die bis über die Hüften reicht, und, je nach der wärmeren oder kälteren Jahreszeit, aus einem oder mehreren Oberkleidern. Leute ärmerer Klasse tragen gewöhnlich nur Beinkleid und Blouse, aber diese Kleidungsstücke sind auch bei ihnen nicht selten von Seide.

Im Norden und Süden der Stadt Saigun, in der Richtung von Westen nach Osten fließen der „Arroyo de l'Avalanche“ und der „Arroyo Chinois“. — Ich gebe hier die französischen Namen, weil diese allein in der europäischen Niederlassung von Saigun gebräuchlich sind. — Es sind zwei schmale, tiefe Flüsse, auf deren grünen flachen Ufern ein reges Tier- und Pflanzenleben herrscht und deren Gewässer von zahlreichen chinesischen und cochinchinesischen Dschunken und Booten bedeckt sind. Beide ergießen sich in einer Entfernung von ungefähr anderthalb englischen Meilen in den Strom von Saigun.

Saigun ist demnach auf drei Seiten von Wasser umgeben. Die Westseite allein ist frei: dort erstreckt sich eine große, baumlose Ebene, die mit unzähligen Grabhügeln ganz dicht bedeckt und von den Franzosen „Plaine des Tombeaux“ genannt worden ist. — In dieser Ebene befanden sich zu meiner Zeit die befestigten Linien, hinter die sich die Anamiten seit der Zerstörung der Citadelle von Saigun, während einer früheren Phase des Krieges, zurückgezogen hatten.

Saigun hat zwei Hauptstraßen: die eine, der Quai, zieht sich längs des großen Stromes hin und ist ungefähr eine englische Meile lang; die andere „Rue des Bazars“ genannt, läuft mit dem „Arroyo Chinois“ parallel und ist etwas länger als die Staden. In beiden Straßen wohnen fast nur Kaufleute: die meisten sind Chinesen, jedoch findet man dort auch einige Franzosen, Engländer, Amerikaner und Deutsche. Die Chinesen betreiben jeden möglichen Handel. Sie verkaufen Reis, Opium, seidene und baumwollene Stoffe, Eßwaren, sie sind Schneider, Schuster, Wäscher ꝛc. — Die französischen Kaufleute beuteten im Jahre 1861 eigentlich nur den Getränkehandel aus und hatten mehrere Kaffeehäuser errichtet, in denen von Mitgliedern der Garnison Piquet oder Domino mit derselben gewissenhaften Regelmäßigkeit gespielt wurde wie in dem „Café“ einer französischen Provinzialstadt. — Die wenigen englischen, deutschen und amerikanischen Geschäftsleute, die im Jahre 1861 in Saigun ansässig waren, trieben hauptsächlich Großhandel in Reis. Der Mittelpunkt des Handels von Südcochinchina mit China befand sich damals jedoch nicht in Saigun, sondern in der „Chinesischen Stadt“, „la Cité Chinoise“, die am „Arroyo Chinois“, anderthalb Stunden westlich von Saigun, liegt und von fünfzehn- bis zwanzigtausend chinesischen Kolonisten bewohnt ist. Diese waren bis zur Zeit, wo Saigun ganz in französische Hände überging, die einzigen Kaufleute, denen die Stadt ihren Ruf als Handelsemporium verdankte.

Die chinesische Stadt ist zwar kleiner als die cochinchinesische, aber reicher und belebter. Man findet darin

Wohngebäude aus Stein und aus Holz, eine bedeutende Anzahl von großen Warenlagern und mehrere Tempel, unter denen einer an Schönheit und Reinlichkeit alle Tempel übertrifft, die die Fremden in China gewöhnlich zu sehen bekommen.

Die Anamiten, die eigentlichen Herren des Landes, bilden die wenigst beachtete Klasse der Bevölkerung von Saigun. Sie leben in engen Querstraßen zurückgezogen und scheinen auf den Zufall zu warten, um Arbeit und Arbeitslohn zu finden. Die Europäer kamen damals fast gar nicht mit ihnen in Berührung, sondern hatten ausschließlich mit chinesischen und europäischen Kaufleuten und chinesischen Handwerkern und Arbeitern zu thun.

Das Leben in Saigun, wie ich es bald darauf kennen lernte, ist gezwungenermaßen ein regelmäßiges und einfaches. Während der Tageshitze, von neun Uhr morgens bis fünf Uhr abends, gehen die Fremden nicht gern aus, da sie sich scheuen, sich der Sonne auszusetzen, so lange sie hoch am Himmel steht. Saigun ist nur während der frühen Morgenstunden und des Abends gegen Sonnenuntergang einigermaßen belebt.

* * *

Drei Tage nach meiner Ankunft in Saigun konnte ich einem größeren Volksfeste als Zuschauer beiwohnen. Das cochinchinesische Neujahrsfest fiel im Jahre 1861 auf den 10. Februar. — Es war sehr warm. Ich lag auf dem Verdeck der Fregatte, mit der ich angekommen war, unter einem schönen großen Sonnensegel und ver-

suchte zu lesen; aber es wollte mir nicht gelingen. Es schwirrte und schimmerte mir vor den Augen, und der schwere heiße Tag lag mir wie Blei auf dem Schädel. Bunte, wirre Träumereien zogen mir durch das Hirn und verfolgten mich bis in den unerquicklichen Schlaf, in den ich bald darauf verfiel.

Während dieses Schlafes hörte ich fernes dumpfes Brausen, das näher und näher rückte, immer stärker ward und mich endlich aufweckte. Ich schlug die Augen auf und glaubte noch zu träumen. Der Strom von Saigun war mit großen und kleinen Booten bedeckt, die mit bunten Flaggen aller Farben und Größen geschmückt waren und in denen sich tausende von Männern, Weibern und Kindern zusammendrängten. Sämtliche Boote schienen sich nicht weit von der Fregatte, auf der ich mich befand, einen Sammelplatz gegeben zu haben. Ich bemerkte dort vier lange schmale Barken, die mit den venetianischen Gondeln große Ähnlichkeit hatten, nur daß sie erheblich schmaler waren als diese. In jedem der Fahrzeuge, die so unsicher schienen, daß vier oder fünf Europäer kaum gewagt haben würden, den tiefen, reißenden Strom in einem derselben zu durchfahren, saßen zwanzig Anamiten. Sie waren bis zu den Hüften nackt und trugen ganz kurze seidene Hosen. Jeder von ihnen, mit Ausnahme von zweien, war mit einem leichten, ungefähr vier Fuß langen, breiten Ruder bewaffnet. Im Hinterteil eines jeden Bootes saß ein Mann mit einer kleinen Pauke und ein anderer mit einem „Tamtam“ aus Holz. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die vier Boote in Reih' und Glied gebracht. Die acht Pauken- und Tamtam-

schläger schlugen gleichzeitig auf ihre Instrumente, die achtzig Ruderer stießen einen kurzen lauten Schrei aus, hoben die Ruder in die Höhe, und die Regatta begann.

Während des Rennens wurde dieselbe taktmäßige Ordnung beobachtet: ein Pauken- und Trommelschlag, ein Schrei, ein Ruderschlag. Zu Anfang des Spiels verstrichen immer mehrere Sekunden zwischen jedem Schrei und Schlag; aber das Tempo dieser eigenartigen Musik ward immer lebhafter und lebhafter, bis zuletzt die Ruderer mit größtmöglicher Geschwindigkeit arbeiteten, die Paukenschläger ihre Instrumente keinen Augenblick in Ruhe ließen und alle Anwesenden — Zuschauer sowohl wie Ruderer — einen einzigen lauten, langen Schrei erhoben. — Die kleinen Boote flogen mit erstaunlicher Geschwindigkeit über das Wasser und erreichten in kurzer Zeit das weite Ziel des Rennens.

Andere Boote von geringerer Größe, mit zehn und vier Ruderern und zuletzt mit einem einzigen Führer bemannt, folgten ihnen und fesselten meine Aufmerksamkeit während mehrerer Stunden. — Die Art und Weise, wie die Eingeborenen gewöhnlich die kleinen anamitischen Boote von seltsam geschwungener Form, mit großer Geschicklichkeit und Leichtigkeit forttreiben, ist sehr anmutig. Der Ruderer steht dabei in dem hoch erhobenen Hinterteil des Bootes und drückt mit der ganzen Schwere seines Körpers auf das tiefer gelegene Ruder. Seine Füße bewegen sich nicht vom Platze, und die Geschmeidigkeit, mit der er sich wieder emporhebt, nachdem er, tief auf das Ruder gebückt, dem leichten Boote einen starken, schnellen Antrieb gegeben hat, ist wahrhaft erstaunlich.

Als die Sonne tief am Himmel stand, verließ ich das Schiff, um in der Dämmerstunde eine kurze Promenade zu machen. Dicht am Landungsplatze befand sich der Markt von Saigun. Die Anamiten hatten dort eine sogenannte amerikanische Schaukel errichtet, ganz so, nur roher gearbeitet, wie man sie auf unseren Jahrmärkten antrifft. In jedem der sechs starken Stühle, aus denen die Schaukel bestand, saßen zwei Personen, Mädchen oder junge Frauen, und an den Armen und Lehnen klammerten sich Gruppen von drei, vier und sechs Kindern. Ein Dutzend kräftiger Anamiten gab der Schaukel möglichst schnelle Bewegung. Die leichten, bunten seidenen Gewänder der Weiber flatterten in wilder Unordnung, die Abendsonne glühte auf den nackten Gestalten der jauchzenden Kinder, — und Männer, Frauen und Kinder lachten und schrien um die Wette. Es war ein wildes, lautes und lustiges Schauspiel.

Von dem Markte ging ich mit einigen französischen Offizieren, die ich dort angetroffen hatte, in das Theater, um dem Neujahrs-„Sing-song" beizuwohnen.

Theater ist ein stolzes Wort für das, was ich sah. — Inmitten einer weiten offenen Halle, deren Dach, aus Palmenblättern, von dicken Bambusstäben getragen wurde, lag eine grobe Bastmatte von sechs bis acht Fuß Länge und Breite. An jeder Ecke kauerte ein Cochinchinese, eine rauchige, dunkle, rötlich brennende Harzfackel in den Händen. Links saß das Orchester. Es bestand aus einer Querpfeife, einer zweisaitigen Geige, einer Holztrommel und zwei kleinen Pauken. Die Musik war barbarisch, ohne jede Melodie. Die Schauspieler, drei an der Zahl,

waren fast ganz nackt und in grotesker Weise bemalt. Sie sprächen einzeln, zu zweien und dreien, gestikulirten sehr lebhaft und schienen ein episches Gedicht herzusagen. Die Musik begleitete fortwährend. Von Zeit zu Zeit ward die Rede durch ein wildes, gesungenes oder vielmehr geschrieenes Recitativ unterbrochen. — Das Publikum, das sich rings umher gelagert hatte und die ganze Halle bis in die dunkelsten Winkel ausfüllte, wirkte dabei durch taktmäßiges Händeklatschen und Fußstampfen mit. Alle Eingeborenen schienen übrigens der Vorstellung mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen, und während die Schauspieler sprachen, hörte man keinen Atemzug. Die Zuschauer saßen da in lautloser Stille mit vorgebeugten Hälsen, die glänzenden Augen unverwandt auf die Komödianten gerichtet, die ihre Rollen mit ungeheurem Enthusiasmus spielten: sie verzerrten die Gesichter, warfen die Arme und Beine wie Hampelmänner und gaben ihren Körpern die unnatürlichsten Stellungen. Dabei schrien sie in hohen Fisteltönen und sprangen von einem Ende der Matte zum andern wie Besessene. Das Ganze hatte etwas Wildes und Phantastisches, das mich aber nicht sehr überraschte, da ich Ähnliches in chinesischen und auch in japanischen Schauspielhäusern bereits gesehen hatte.

* * *

Die nächsten Tage benutzte ich, um mich etwas in der Stadt umzusehen. Ich befolgte dabei keinen besonderen Plan, sondern ging in Saigun spazieren, wie ich es etwa in Paris thun würde, wenn mir die Stadt noch

neu wäre. Nur gab es in Saigun wenig zu sehen, und ich fand nur selten Gelegenheit, stehen zu bleiben, um etwas, das mir gefiel oder auffiel, zu mustern. — Die Häuser der Anamiten sind einstöckig und durch dünne Wände, die nicht bis zum Dach hinaufreichen und sonach die Luft ungehindert durchziehen lassen, in verschiedene Gemächer geteilt. Die meisten Häuser, die ich sah, hatten keine Fenster; bei vielen war aber die Vorderwand durchbrochen, wodurch dem Innern ein schwaches Licht gegeben wurde. Einige Häuser sind aus Stein, mit Ziegeln, andere aus Holz, mit Ziegeln oder Palmenblättern bedeckt, die ärmlichsten aus Palmenblättern mit einem Dach aus demselben billigen und leichten Material. Das Innere der Hütten ist einfach und wenig einladend. Die Häuser sind weder gepflastert noch gedielt und besitzen gewöhnlich nur drei Räume: eine Küche, eine Art Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Die Betten bestehen aus breiten Bänken die zwei Fuß über dem Erdboden erhoben und mit groben Bastmatten bedeckt sind. Tische sah ich nicht, die Stühle sind von der plumpsten Art, das Eßgeschirr aus grober Erde, steht dem chinesischen sowohl wie dem japanischen weit nach. Zum Essen bedienen sich die Anamiten derselben kleinen Stäbchen wie die Chinesen und Japaner. Arbeitende Anamiten, mit Ausnahme der Fischer und Schiffer, erblickte ich in Saigun nicht. Die dort ansässigen Eingeborenen schienen den ganzen Tag über nichts weiter zu thun zu haben, als Reis zu kochen, ihn zu verzehren und sich nachher in Hängematten zu schaukeln.

Die Franzosen in Saigun. — Der Feldzug von 1861.

Die französischen Kriegsschiffe, die vor Saigun lagen, besaßen ein jedes in der Stadt ein Haus, das je nach dem Schiffe, zu dem es gehörte, „Case Impératrice Eugénie“, „Case Laplace“, „Fourbain“, „Renommée“ und so weiter getauft war. Diese Wohnungen waren auf das einfachste, ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit oder Anspruch auf hübsches Aussehen möblirt und lediglich dazu bestimmt, den Marineoffizieren, im wirklichen Sinne des Wortes, als „pied à terre“ zu dienen. Man konnte dort das Ende eines Regengusses abwarten, sich umkleiden, wenn man, ohne an Bord zurückzukehren, in der Stadt essen wollte, kleine Pakete zum Abholen niederlegen, Rendezvous geben und so weiter. Die Schlüssel zu den verschiedenen „Casen“ waren gewöhnlich alten cochinchinesischen Weibern anvertraut, die in einem dunklen Hinterstübchen der Hütten hausten. Im allgemeinen wurden diese Absteigequartiere nur wenig benutzt, denn der Aufenthalt darin war kein angenehmer. — Eine einzige „Case“ machte in dieser Beziehung eine Ausnahme: die des Hafenkommandanten, Lieutenant zur See de Bréa, eines Sohnes

des unglücklichen Oberst de Bréa, der im Jahre 1848 in Paris, während der Junitage, von französischen Aufständischen ermordet wurde. — Bei Herrn de Bréa wurde jeden Tag, nicht nur von früh bis spät, sondern auch von spät bis früh, ohne jede bemerkenswerte Unterbrechung gespielt. Die einzigen Stunden, wo die Cafe manchmal leer stand oder wenigstens nicht stark besucht war, waren die heißen Vormittagsstunden von elf bis drei. Zu jeder anderen beliebigen Zeit des Tages oder der Nacht konnte man sicher sein, in der „Cafe Bréa" Gesellschaft, gewöhnlich sogar recht zahlreiche Gesellschaft anzufinden. Weder in London noch in Paris, Petersburg oder Berlin habe ich einen Klub kennen gelernt oder von einem solchen sprechen hören, in dem mit so geringen Unterbrechungen gespielt wurde wie dort. — Dies erklärte sich übrigens durch die eigentümliche Lage, in der wir uns befanden. Vor Saigun befanden sich damals einige zwanzig französische Kriegsschiffe. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Offiziere auf denselben Dienst zu thun hatten, aber ihre Zahl war jedenfalls eine sehr bedeutende. Nun hatten aber diese Offiziere während der langen Ruhezeit vor und nach dem Kriege wenig mehr zu thun, als täglich eine bestimmte, nicht sehr große Anzahl Stunden als Wachthabende auf ihren Schiffen zuzubringen. Dieser Dienst selbst aber war in dem ruhigen Strom von Saigun, im Mittelpunkt der französischen Stellungen, einem barbarischen, wenig zu fürchtenden Feinde gegenüber, vielmehr eine Erholung als eine ermüdende Thätigkeit. Die dienstlichen Obliegenheiten brachten es jedoch mit sich, daß alle vier Stunden einige zwanzig Offiziere auf Wache

zogen oder von der Wache zurückkamen. Unter diesen zwanzig jungen Männern fanden sich dann immer ein Dutzend oder mehr, denen es, sei es am Tage, sei es in der Nacht, angenehm war, vor oder nach der Wache einige Stunden, in Gesellschaft von Kameraden, beim Kommandanten Bréa zuzubringen. Ich habe mehr als einmal gesehen, daß ein Offizier gegen Mitternacht mit den Worten vom Spieltisch aufstand: „Ich komme nach meiner Wache zurück,“ — schnell verschwand und nach vier Stunden etwa wieder erschien, um die durch die Wache unterbrochene Partie fortzusetzen.

Ich will nun zunächst bemerken, daß unter den Spielern der beste Ton herrschte. Niemals habe ich in der Cafe Bréa einem Streit über Karten beigewohnt oder in Saigun von einem solchen gehört. Die Offiziere gewannen oder verloren, mit anscheinend vollständigem Gleichmut. Übrigens war das Spiel, dem sie sich hingaben, um der tödlichen Langeweile des Garnisonlebens in einer Stadt zu entgehen, die sonst keine Zerstreuungen irgend einer Art bot, nie ein übertrieben hohes, sondern wurde vielmehr vom Wirte selbst oder von den älteren unter den Gästen innerhalb gewisser, bescheidener Grenzen gehalten. Man spielte, um die schwere, lange Zeit totzuschlagen, und um dies unbehindert von den kommandirenden Offizieren thun zu können, war es geboten, Auftritte, große Gewinne oder Verluste, die in der Armee Aufsehen erregt haben würden, zu vermeiden. — Die Spielgesellschaft bestand ausschließlich aus jüngeren Offizieren: vom Fähnrich bis zum Lieutenant zur See hinauf. Fregattenkapitäne oder Kapitäne zur See beteiligten sich

nicht daran. — Die Erklärung des ununterbrochenen Spielens war die Wache; sie war gleichzeitig die einzige Entschuldigung dafür, — und da ein Kapitän diese Entschuldigung nicht hätte vorbringen können, so nahm er auch nicht an der Partie Teil.

Die Case Bréa war besser gehalten als alle anderen. Es war ein an den Ufern des Flusses gelegenes, luftiges einstöckiges Haus, vor dem sich ein kleiner von Matrosen und Offizieren sorgfältig gepflegter Garten befand. Die Case bestand aus einem großen Saal, einem kleinen Arbeitszimmer, einem Schlafgemach, einer Badestube, einer Küche, einem Bedientenzimmer und aus einer breiten Veranda, die durch Vorhänge aus Segeltuch, die häufig angefeuchtet wurden, gegen Sonne und Hitze geschützt war. Alles in der Case war reinlich und ordentlich gehalten. — Der Matrose wirft beim Reinmachen mit dem Wasser eimerweise um sich, und diese Methode hat in heißen Ländern fast nur Annehmlichkeiten. — Im Saale war ein kleiner, mit einer weißen Decke versehener Seitentisch, auf dem Getränke und Eis standen, ferner befand sich dort der große viereckige Tisch, um den die Spieler saßen. — Im Schlafzimmer stand ein kleines hartes Feldbett, das nie benutzt zu werden schien. Auf der Veranda waren zwei Hängematten angebracht, in die der eine oder der andere müde Spieler sich von Zeit zu Zeit zurückzog, um sich auszuruhen oder um zu schlafen.

Unter diesen Spielern waren einige „Typen", die mir im Gedächtnis geblieben sind: Einer, ein vornehmer junger Mann, aus einer der besten französischen Familien,

der nie spielte, ohne einen Fetisch eigentümlicher Art neben sich auf den Tisch zu legen. Der Talisman bestand aus einem toten Johanniswürmchen, das in einer kleinen, sorgfältig versiegelten Phiole, wie sie in homöopathischen Apotheken gebraucht werden, aufbewahrt wurde. Dieser Fetisch stand in großem Ansehen, und der Besitzer desselben erwies eine Gunst, wenn er ihn einem seiner Freunde, der gerade die Bank hielt, anvertraute. In solchen Fällen spielte er selbst niemals gegen die Bank, da der Fetisch, wie sein Eigentümer mit feierlichem Ernst behauptete, seine heilbringende Kraft verloren haben würde, wenn sein eigentlicher Besitzer jemals gewagt haben sollte, gegen dessen zeitweiligen Inhaber Partei zu nehmen.

Ein anderer Spieler brachte immer seinen Hund mit, ein hübsches, ruhiges Tier, das an einem bestimmten Platze zwischen den Hinterbeinen des Stuhls, auf dem sein Herr saß, liegen mußte. Verlor der Herr und wollte der Zufall, daß der Hund dann vielleicht gerade aufgestanden oder abwesend war, so genügte dies als eine Erklärung des erlittenen Verlustes. Der Hund führte den englischen Namen „Sport“, der von einigen Franzosen „Spohr“ ausgesprochen wurde. Diesen Fehler verbesserte der Herr des Hundes mit folgenden stereotypen Worten, die ich Gelegenheit hatte, mehrere Dutzend Male zu hören:

„Mein Hund heißt nicht ‚Spohr‘, sondern ‚Sport‘. Wenn ich gewinne, so nenne ich ihn ‚Se porte bien‘, wenn ich verliere ‚Se porte mal‘.“

Diese Redensart war allgemein bekannt, so daß der Eigentümer des Hundes ebenso häufig „Se porte bien“

oder „Se porte mal“ wie bei seinem eigenen Namen genannt wurde.

Der Kommandant Bréa selbst saß immer am Spieltisch, es sei denn, daß er in seinem Arbeitszimmer etwas zu thun hatte, was aber selten vorkam — oder daß er ruhte. Er schlief wenig und nahm seinen Schlaf in kleinen Dosen von höchstens zwei Stunden. Essen sah ich ihn nie. Ich vermute, er nahm seine Mahlzeiten während der heißesten Stunden des Tages ein, wenn die Hitze so schwer war, daß nur wenige eifrige Spieler den Mut hatten, sich aus den verhältnismäßig kühlen Schiffsräumen an Land zu begeben, um dem Kommandanten Gesellschaft zu leisten.

Bréa war ein großer blonder, vornehmer Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem stillen, sympathischen Gesicht, das gleichzeitig freundlich und traurig aussah. Er spielte, ohne die geringste Leidenschaft zu zeigen, ebenso ruhig im Gewinn wie im Verlust, niemals übertrieben hoch, aber unermüdlich. Zu beliebigen, verschiedenen Stunden des Tages oder der Nacht pflegte er sich dann und wann zu erheben, die langen Glieder zu recken und, halb seufzend, halb gähnend, mit einem Ausdruck großer Abgespanntheit auf dem Gesichte zu sagen: „Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren! Ich werde etwas ruhen.“ Dann legte er sich in eine der Hängematten nieder, die auf der Veranda angebracht waren. — Ich beobachtete ihn dort einmal und sah ihn, die nackten, mageren Arme unter dem Kopf zusammengeschlagen, das Gesicht ganz still, die Augen weit geöffnet, wohl über eine Stunde lang in den Mond hineinstarren, der voll

und schön am Himmel stand. — Ich habe nie in meinem Leben einen zweiten Spieler wie ihn kennen gelernt.

Viele Jahre später begegnete ich in Paris auf den Boulevards einem Marineoffizier, mit dem ich während des cochinchinesischen Feldzuges in Saigun zusammen gewesen war. — Wir sprachen von alten Zeiten, und ich erkundigte mich nach gemeinschaftlichen Bekannten.

„Was ist aus Bréa geworden?“

„Tot.“

„Woran ist er gestorben?“

„An einer ununterbrochenen Reihe von tausend und einigen Tagen und Nächten Ecarté und Baccarat.“

* * *

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Saigun, am 15. Februar 1861, teilte mir Senez mit, daß er Befehl erhalten habe, sich mit seiner Kompagnie in das Kriegslager zu begeben, das die Franzosen in einer Entfernung weniger Meilen von Saigun aufgeschlagen hatten. — Ich war bereit, ihm zu folgen, und machte mich am nächsten Morgen vor Tagesanbruch marschfertig, da mir gesagt worden war, daß wir bald nach vier Uhr aufbrechen würden. Um halb fünf Uhr marschirte ich denn auch neben Senez an der Spitze seiner Kompagnie unserem neuen Bestimmungsorte zu. — Der Weg zog sich durch ein unkultivirtes, mit dichtem Wald bedecktes Land, und unser Führer traf während des Marsches umsichtige Vorsichtsmaßregeln, um nicht vom Feinde überfallen zu werden, der sich in unserer unmittelbaren Nähe umhertreiben sollte und sich unter

dem Schutze des Waldes leicht an uns heranschleichen konnte. Aber die Anamiten, die während der letzten Jahre gelernt hatten, daß sie sich bei jedem Zusammenstoß mit den Franzosen blutige Köpfe zu holen pflegten, und die wohl noch hier und da verzweifelten Widerstand leisten konnten, aber augenscheinlich zu entmutigt waren, um irgendwo zum Angriff überzugehen, ließen uns unbehelligt, und so langten wir gegen zehn Uhr, obgleich leidlich müde — denn die Sonne brannte unbarmherzig — so doch vollzählig und unversehrt im französischen Lager an. Dort wurde der von Senez geführten Kompagnie die Pagode Kai-Mai, die einen der Vorposten der französischen Angriffslinie bildete, als Quartier angewiesen.

Senez, der ein großes Talent besaß, sich unter schwierigen Bedingungen gut einzurichten, und der deshalb von seinen Kameraden den Beinamen „le Débrouillard“ erhalten hatte, ließ zunächst den großen leeren Tempel gründlich reinigen und sodann in verschiedene abgesonderte Räume einteilen. — Bastmatten und Segeltücher leisteten vortreffliche Dienste zur Herstellung spanischer Wände, und bald war der Tempel in Stuben für die Offiziere und in Säle für die Mannschaften eingerichtet, in denen wir uns alle ganz behaglich fühlten. Mir wurde ein Zimmer angewiesen, in dem mit Hilfe alter Kisten und Kasten, die man in irgend einer verlassenen anamitischen Hütte gefunden hatte, ein Tisch und ein Stuhl für mich hergerichtet waren, und in dem auch meine Hängematte, mit der unentbehrlichen Moustiquaire versehen, so angebracht war, daß ich eine behagliche und kühle Ruhestätte finden konnte.

In Erwartung der nun nahe bevorstehenden kriegerischen Ereignisse ließ ich mir zunächst angelegen sein, mich einigermaßen zu orientiren. Ich wußte bereits, daß die ganze Invasionsarmee, die Land- und Seemacht zusammengenommen, achttausend Mann stark sei. Ein gefälliger Offizier zeigte mir auf einer leidlich guten Karte das Feld, auf dem der Kampf geführt werden sollte. Ich fand mich unter seiner Leitung leicht darauf zurecht, verzichte aber auf den Versuch, hier ein Bild des Kampfplatzes zu geben, da ich mich auf lange und wenig interessante Auseinandersetzungen einlassen müßte, um dem Leser zu ermöglichen, sich in den unbekannten Ortschaften mit den befremdlichen barbarischen Namen auch nur einigermaßen zurechtzufinden. Ich begnüge mich, zu erwähnen, daß das anamitische Heer in und vor Ki-oa stand, einer Citadelle, die nach asiatischen Begriffen geradezu uneinnehmbar, aber zum Unglück der Anamiten nicht darauf eingerichtet war, gleichzeitig von der Wasser- und Landseite aus, mit weittragenden Geschützen angegriffen zu werden.

Die französische Flotte bildete lange Schlachtlinien auf dem Flusse von Saigun und den bereits genannten Arrayo de l'Avalanche und Arrayo Chinois; die Landarmee bedrohte Ki-oa von drei Stellungen aus, die die Namen „Camp des Lettrés", „Ouvrages neufs" und „Camp des Pagodes" führten. Im Camp des Lettrés und in den Ouvrages neufs lagen die Marineinfanterie, Jäger, Artilleristen und das kleine Korps von zweihundert Spaniern, das sich unter der Leitung des Oberst Palanca der französischen Expedition angeschlossen hatte; die

Matrosen (Marins fusiliers) hatten das „Camp des Pagodes“ besetzt, das aus vier Tempeln bestand. In einem derselben, der Pagode Kai-Mai, lag, wie bereits gesagt, die 230 Mann starke Kompagnie Senez, der ich mich angeschlossen hatte.

Der Angriff auf Ki-oa sollte erst gegen Ende des Monats stattfinden. Ich hatte demnach Zeit, mir das ganze Kriegslager anzusehen. — Im Camp des Lettrés und in den Ouvrages neufs herrschte richtiges Feldlagerleben. Die Garnison, aus alten Soldaten bestehend, die in Afrika und in der Krim, in Italien und China eine harte Lehrzeit durchgemacht hatten, verrichtete ihren Dienst ruhig und regelmäßig und verstand es, sich denselben so leicht wie möglich zu machen. Die Schildwachen traten nur selten aus dem Schatten der Bäume und Häuser und durchschritten, wenn sie abgelöst wurden, eiligen Schrittes die den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzten offenen Wege. Die anderen Soldaten, von verständigen Offizieren jeder unnützen oder beschwerlichen Arbeit enthoben, verrichteten ihren leichten Dienst während der kühlen frühen Morgenstunden oder nach Sonnenuntergang und ruhten während des ganzen Tages. Der Gesundheitszustand dieser Truppen war ein befriedigender, und die alten Soldaten lächelten, wenn sie von dem „mörderischen Klima“ von Cochinchina sprechen hörten, und sagten mit dem sicheren Selbstbewußtsein in Miene und Gebärde, das damals noch den französischen Soldaten kennzeichnete: „Nous en avons vu bien d'autres!“

Im Camp des Pagodes sah es weniger erfreulich aus. — Während die Infanterie gute Lager, zu ihrem Empfang

bereit, vorgefunden hatte, war den Matrosen im Camp des Pagodes nichts geboten worden als eine gewisse Anzahl schmutziger, feuchter Tempel und Häuser. Alles, was zum Leben und Wohnen darin nötig war, hatte erst eingerichtet werden müssen. — Die besten Matrosen sind bei aller Tapferkeit, nicht immer gute Land-Soldaten. Wenn es sich darum handelt, zu marschiren oder den gewöhnlichen Lagerdienst zu thun, so bleiben sie häufig selbst hinter mittelguten Linientruppen zurück. — Sie sind daran gewöhnt, jede Arbeit mit größter Energie anzugreifen und mit einem bedeutenden, oft ganz unnützen Kraftaufwand zu verrichten. Außerdem bringt es ihre Lebensweise mit sich, daß sie jede nicht ganz augenscheinliche Gefahr gering achten. Es ist vollständig unnütz, einem Matrosen Vorsicht zu predigen. Er betrachtet die sichtbare oder handgreifliche große Gefahr allein als einen seiner würdigen Gegner, und er hat nicht das geringste Verständnis für allgemeine Gesundheitsregeln, für den Rat zum Beispiel, sich in einem heißen und ungesunden Lande gegen Regenschauer und Sonnenstrahlen zu schützen. — Solche Anschauungen erwiesen sich nun aber in Cochinchina sehr bald als verderblich. — Die Matrosen hatten kaum ihre Schiffe verlassen und von dem Camp des Pargodes Besitz genommen, als auch schon viele von ihnen an bösartigen Fiebern und Dysenterie leidend, dienstunfähig wurden. Die Offiziere überwachten ihre Leute auf Schritt und Tritt. Ein Tagesbefehl wurde erlassen, wonach jeder nicht wachthabende Matrose sich von zehn bis drei Uhr ruhig in seinem Quartier zu verhalten hatte. Aber auch dies nützte nur wenig, und

täglich wurden neue Kranke aus dem Lager nach dem Hospital geschafft. Von tausend Marins fusiliers, die gelandet worden waren, fand der Admiral Charner, als er die französische Armee gegen den Feind führen wollte, nur noch siebenhundert streitbare Männer vor. Auch diese hatten sich durch das drohende Beispiel, das sie täglich vor Augen hatten, nicht einschüchtern lassen und führten ein beschwerliches, ermüdendes, aber sorgloses und fast heiteres Leben.

Des Morgens von sechs bis neun Uhr wurde exerzirt. Während derselben Zeit begab sich eine Abteilung von sechs Mann aus jeder Kompagnie auf den in der benachbarten Cité Chinoise abgehaltenen Markt. Dort ging es etwas wild zu, so wild, daß die chinesischen Händler nach kurzer Zeit verschwanden, und die Franzosen weite und nicht immer ungefährliche Ausflüge zu machen hatten, um sich Geflügel und Gemüse, das sie bis dahin reichlich vorgefunden hatten, zu verschaffen. — Von neun bis drei Uhr herrschte Totenstille im Lager. Alles sollte dann auf Befehl ruhen. — Ich unternahm es einige Male, um diese Zeit eine Runde zu machen: die Matrosen lagen halbnackt auf ihren Matten ausgestreckt und schliefen oder versuchten zu schlafen, die Offiziere, in möglichst leichten Anzügen, häufig mehr als halbnackt, schaukelten sich in anamitischen Hängematten und lasen Romane oder gähnten und schliefen. — Von drei bis sechs Uhr wurden wieder militärische Übungen vorgenommen. Gewöhnlich war es um diese Zeit noch sehr heiß, und die Soldaten, die mit Sack und Pack und in schweren Kleidern drei Stunden lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen waren, kehrten fast

immer sehr ermattet und niedergeschlagen nach ihren Quartieren zurück. Mancher legte sich dann erschöpft zur Ruhe und stand am nächsten Tage auf der Krankenliste. Die anderen gingen nach einem der zahlreichen Brunnen, die man in der Nähe des Lagers fand, und leisteten sich dort gegenseitig den Dienst, sich einige Kübel lauwarmen Wassers über den Körper zu gießen. Das ganze Lager glich um diese Zeit einer großen Badeanstalt, und auf allen Wegen, die zu den Quartieren oder Brunnen führten, sah man nackte Gestalten. Ich bin überzeugt, daß eine beliebige Anzahl civilisirter Europäer, die in Cochinchina eine Zeitlang ihrem Schicksal überlassen wären, sich in ihrer Kleidung sehr rasch dem Geschmack und den Gewohnheiten der Eingeborenen nähern würden. Als eine Thatsache kann ich verbürgen, daß man sich in dem Camp des Pagodes harmlos und unbeachtet in einem Zustande bewegte, der einem in Berlin, Paris oder London die öffentliche Moral überwachenden Schutzmann ein leicht zu rechtfertigendes Entsetzen eingeflößt haben würde. — Um sieben Uhr wurde gegessen, und um acht Uhr war jedermann mit Ausnahme der dienstthuenden Soldaten frei.

Manch schönen ruhigen Abend habe ich im Camp des Pagodes verlebt. Der alte Tempel, in dem wir uns dann zu versammeln pflegten, lag in einem Dickicht von hohen schlanken Palmen, deren grüne Wipfel zu dem mit großen, leuchtenden Sternen besäeten Nachthimmel emporragten. Überall herrschte tiefe Ruhe, die jede halbe Stunde durch ein fernes Rufen unterbrochen wurde, das näher und näher rückte, bis die Schildwachen der Pagode selbst ihr lautes: „Sentinelle, prenez garde à vous!“ hören

ließen. — Der Schrei, der daran mahnte, daß es doch gefährlich werden könnte, sich friedlichen Gedanken und Beschäftigungen ganz und gar hinzugeben, zog dann weiter, und es dauerte einige Minuten, bis er an den äußersten Vorposten zum letztenmal ausgestoßen wurde und dann verhallte.

Eines Abends, als wir ruhig versammelt saßen, entstand plötzlich ein wilder Tumult: „Aux armes! der Feind ist im Lager!" — Alles stürzte fort, und in wenigen Sekunden war der Tempel leer. Bald darauf standen Offiziere und Mannschaften kampfbereit auf ihren Posten. Es verlautete, daß eine vereinzelte Schildwache überfallen und erschlagen worden sei. Der Kommandant schickte mehrere Patrouillen aus, aber alles Suchen blieb erfolglos. Ein unglücklicher chinesischer Kuli, der das „Wer da?" der Schildwache nicht verstanden und folglich nicht beantwortet hatte, wurde niedergeschossen; aber die Anamiten, die es gewagt hatten, sich durch die französischen Linien zu schleichen und im Lager selbst einen ihrer Feinde zu töten, waren spurlos verschwunden.

Am 23. Februar wurde mir mitgeteilt, daß man am nächsten Morgen zum Angriff der befestigten Stellungen der Anamiten vorgehen würde. Wie diese Positionen eigentlich beschaffen seien, wußte man nicht genau; auch kannte man nur annähernd die Stärke der feindlichen Armee. Aber das kümmerte augenscheinlich niemand. Man sagte sich wahrscheinlich, daß ein Haufen gut bewaffneter Franzosen, denen im schlimmsten Falle eine breite Rückzugslinie nach den sicheren französischen Schiffen offen blieb, sich vor keiner anamitischen Armee, wie zahl-

reich sie auch sein möge, zu fürchten habe. — Die Truppenabteilungen, die Admiral Charner zum Rekognoszieren ausgesandt hatte, waren unverrichteter Sache zurückgekehrt oder hatten im günstigsten Falle nur Unerhebliches gesehen und erfahren. Nach den eingegangenen Berichten wußte man, daß die Festung Ki-oa den Mittelpunkt der feindlichen Stellungen bildete und daß einige Kilometer vor dieser Citadelle mehrere detachirte Forts lagen, in denen es von Anamiten wimmeln sollte. Es hatte demnach den Anschein, daß der Feind den Kampf zunächst in diesen vorgeschobenen Befestigungswerken aufnehmen würde. — Auf diese unvollkommenen Nachrichten hin mußte der französische Befehlshaber seinen Angriffsplan bauen. Einer disziplinirten Armee gegenüber würde man dies als eine große Unvorsichtigkeit bezeichnet haben; den schlecht bewaffneten, halbwilden anamitischen Soldaten aber durfte man schon wagen, aufs Geratewohl gewissermaßen, entgegenzugehen.

Ich traf am Vorabend der Schlacht mit dem Admiral Charner zusammen, der mir bereitwillig gestattete, mich am nächsten Tage seinem Generalstabe anzuschließen.

* * *

Es ist fünf Uhr. Die Morgendämmerung liegt schwül und feucht auf dem weiten Totenacker, der sich zwischen Kai-Mai und den cochinchinesischen Festungswerken unübersehbar dahinerstreckt. Noch ruht die Natur, aber die Menschen sind bereits thätig, das Werk des Tages vorzubereiten.

Auf der Straße, die von der chinesischen Stadt nach Kai-Mai führt, bewegt sich schlangenartig eine große dunkle Masse. Sie nähert sich langsam und geräuschlos und hat jetzt das Lager der Tempel erreicht. Dort macht sie Halt.

Da flammt aus dem roten Osten der erste Sonnenstrahl wie ein Blitz über die stumme Ebene, und alles erwacht dort zu lautem Leben. Tausende von buntgefiederten Vögeln begrüßen das Licht mit lautem Geschrei, Affen schaukeln sich auf den grünen Ästen der weitverzweigten Banianen und auf den starken langen Blättern der schlanken Palmen, und plumpe, kolossale Büffel erheben sich langsam und schwer aus dem feuchten Grase und nähern sich dem tiefen ruhigen Fluß, um dort ihr Morgenbad zu nehmen.

In der dunklen Masse werden flatternde Fahnen und rote, blaue und weiße Uniformen sichtbar, und an der Spitze zeigt sich nun der alte Admiral Charner, der Oberbefehlshaber der französischen Armee in Cochinchina. Er blickt besorgt und wohlwollend zugleich auf die jungen Truppen, die grüßend vor ihm vorbeimarschiren.

Zuerst kommen die kleinen, schnellfüßigen Jäger von Vincennes. Der schwere Tornister, der ihnen den ganzen Rücken bedeckt, und die Büchse, die sie mit nachlässiger Sicherheit tragen, scheinen die Freiheit ihrer Bewegungen kaum zu hindern. Ihr Schritt, der dem raschen Tempo eines lustig rufenden Hornes folgt, ist sicher und elastisch, und es kommt mir vor, als heitere sich das Gesicht des Admirals bei ihrem Anblick auf.

Die Jäger sind in der Ebene, aber man sieht sie

dort nur einen Augenblick, dann sind sie wie verschwunden. Jeder der unzähligen Hügel, mit denen „la Plaine des Tombeaux“ bedeckt ist, ist von ihnen benutzt worden, um sich dem Feinde in möglichst geschützter Stellung zu nähern.

Der Lieutenant zur See Jaurès, der Adjutant des Admirals, der den Jägern gefolgt ist, kommt jetzt zurückgesprengt und berichtet, daß sich die Tirailleurs den feindlichen Linien bis auf tausend Schritt genähert haben. Der Weg bis dahin ist frei.

Der Admiral, von seiner Stabswache, fünfzig berittenen Manilla-Tagals, gefolgt, setzt sich in Bewegung, nachdem der Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegeben worden ist, und bald befindet sich die französische Armee in der Ebene, wo sie eine lange, dünne Linie bildet, die sich den cochinchinesischen Festungswerken parallel dahinzieht.

Auf dem rechten Flügel befehligt der Oberst Palanca die kleine spanische Kolonne. Es sind darunter einige hagere, sonnverbrannte Spanier, die schon seit langen Jahren Kriegsdienste in den Kolonien gethan haben; aber der größte Teil der Truppe besteht aus Malaien: zuverlässigen, tapferen Soldaten, wenn sie neben europäischen Truppen fechten, aber blutdürstigen, plündernden Wilden, die dem Feinde gegenüber jede Grausamkeit für erlaubt halten. — Als das Signal zum Sturm geblasen wird und Palanca befiehlt, das Gepäck niederzulegen, ziehen sich die Tagals auch die Stiefel aus, um schneller laufen zu können.

Den linken Flügel der Armee bilden sieben Kompagnien Marins fusiliers vom Kapitän zur See de Lapelin ge-

führt; das Centrum, tausend Marine-Infanteristen, steht unter dem Oberst Fabre.

Vor der Schlachtlinie, die nur wenige Mann tief ist, halten auf dem rechten Flügel zweihundert Pioniere, auf dem linken hundert „Abordeurs" unter Pallu und im Centrum zweihundert Artilleristen. Rechts und links schwärmen die Tirailleure, angewiesen, im Notfall auch den Rückzug zu decken. Der General de Vassoigne führt den Angriff nach den Befehlen, die er vom Admiral Charner Tags zuvor erhalten hat.

Um sieben Uhr morgens eröffnet die Artillerie das Feuer. Die Anamiten antworten darauf und zeigen sich besser gerüstet, als man erwartet hatte. Ihre Kugeln treffen gut, und die Franzosen erleiden einige empfindliche Verluste. Der General de Vassoigne ist einer der Ersten, die kampfunfähig gemacht werden: eine Kugel zerschmettert ihm den rechten Arm und nötigt ihn, das Schlachtfeld zu verlassen. Ihm folgt bald darauf der spanische Oberst Palanca, der eine Schußwunde ins Bein erhalten hat und von seinen Tagals vom Pferde gehoben und auf einer Tragbahre hinter die Front getragen wird. Ich begegne ihm, als er das Feld verläßt. Er dreht sich eine Cigarette und macht seinem Ärger über den ihm zugestoßenen Unfall durch eine erstaunliche Anzahl von Variationen des populären spanischen Fluches Luft.

Da schweigen plötzlich die französischen Kanonen, und mehrere Minuten lang wird es still auf unserer Seite. Aus den Forts fallen noch einige Schüsse, aber auch diese werden seltener, und bald wird es auch auf der feindlichen Seite ruhig. Jetzt erschallt von verschiedenen Seiten

Trompetenruf, und gleichzeitig erkenne ich durch ein gutes Fernglas, wie sich die Ebene überall belebt. Auf vielen Punkten werden Soldaten sichtbar, die in kleinen Gruppen, hier und da sogar vereinzelt, vordringen. Sie verschwinden hinter Bäumen und Hügeln, tauchen an unerwarteten Stellen wieder auf, und schneller, als ich es für möglich gehalten hätte, erblicke ich sie am Fuße des hohen Walles, von dem aus vor einer halben Stunde auf sie gefeuert worden war. — Hinter diesem Wall ist alles still geworden. Man fürchtet eine Überraschung. Aber schon sind Sturmleitern angelegt und erklommen, und französische Soldaten stehen, Fahnen und Tücher schwenkend, auf den anamitischen Festungswerken. — Vor ihnen erstreckte sich ein weites Feld. Darauf lagen die Leichen der Anamiten, die während des Angriffes von den weittragenden französischen Geschützen getötet worden waren, sowie eine große Anzahl fortgeworfener schlechter Waffen, auch standen dort einige verlassene Geschütze. Die lebenden Feinde aber waren verschwunden: sie hatten die Flucht ergriffen, bald nachdem von den Franzosen das Signal zum Sturm gegeben worden war. Weit in der Ferne sah man die fliehenden Haufen in dem Gehölz verschwinden, das die Citadelle von Ki-oa maskirte.

Der Admiral ließ die ermüdeten Truppen auf dem Schlachtfelde ruhen. Um sechs Uhr wurde das improvisirte Lager wieder abgebrochen, und die Armee näherte sich nach zweistündigem Marsche der Citadelle von Ki-oa bis auf ungefähr eine halbe deutsche Meile. Dort wurde von neuem kampirt und der folgende Morgen erwartet.

So endigte der erste Tag von Ki-oa. Die Franzosen

begruben achtzehn Tote und schickten sechzig Verwundete in das Hospital Schun-kuang.

* * *

Um fünf Uhr morgens des folgenden Tages wurde wieder zum Abmarsch geblasen, und gegen sieben Uhr bereits hatten die Truppen das Gehölz durchschritten, das Ki-oa bis dahin vor unseren Augen verborgen hatte. Sobald die Franzosen sich dem Feinde zeigten, wurden sie mit heftigem Feuer begrüßt, auf das die französische Artillerie bald darauf lebhaft antwortete. Zwei Stunden ungefähr dauerte die Kanonade ununterbrochen fort. Während dieser Zeit hatte sich die französische Armee zum Angriff und Sturm bereit gemacht. Die Marins fusiliers, von der spanischen Kolonne und der Kompagnie der Abordeurs unterstützt, sollte die Südseite von Ki-oa angreifen, während dann die Marine-Infanterie mit Hülfe der Pioniere von der Westseite aus in das Fort zu bringen versuchen würde.

Es war der französischen Artillerie noch nicht gelungen, die Wälle der Citadelle erheblich zu beschädigen; aber die Sonne stieg höher und höher, und jeder fernere Zeitverlust machte das Werk des Tages zu einem heißeren, schwierigeren und gefährlicheren. Das Signal zum Sturm wurde gegeben. Die Soldaten drangen mutig vorwärts, und trotz der bedeutenden Schwierigkeiten des Terrains, in dem sich Tausende von verborgenen Fallen, sogenannte „Wolfslöcher“, befanden, hatten sie sich bald den Mauern der Festung genähert und dieselben erklommen. Dieser

erste Erfolg sollte jedoch kein vollkommener sein. Hinter der gewonnenen Stellung erblickten die Marins fusiliers einen weiten öden Vorhof, der noch durch einen zweiten hohen und anscheinend stark befestigten Wall von der eigentlichen Citadelle getrennt war. — Und nun erst begann der wirkliche Kampf.

Die Franzosen waren in wilder Unordnung in den Vorhof gedrungen: diejenigen, die am schnellsten laufen konnten, waren dort zuerst angelangt. Sie wurden von einem mörderischen Feuer empfangen, und nirgends war ein Hügel oder irgend ein Gegenstand zu entdecken, der ihnen Schutz hätte gewähren können. Hinter ihnen befand sich der Wall, über den sie soeben eingedrungen waren, und vor ihnen erhoben sich niedrige, dichte Bambushecken, erstreckten sich tiefe, weite Gräben und befanden sich zahllose Wolfslöcher, die ein rasches Vordringen unmöglich machten. Am äußersten Ende des gefährlichen Hofes endlich, doch nur wenige hundert Schritte von ihnen entfernt, drohte die große Mauer von Ki-oa, welche die feindliche, wohlbewaffnete Armee schützte und barg.

Die Offiziere bahnen sich langsam einen Weg durch die stechenden Hecken, tiefen Gräben und Wolfslöcher, mehrere fallen schwer, fallen tödlich verwundet, darunter der junge Laregnère, der Lieutenant der Kompagnie Senez, neben dem ich während unseres Aufenthaltes in der Pagode Kai-Mai einquartirt gewesen war und der mir noch vor wenigen Tagen, mit dem Vertrauen der Jugend, viel von seinen Hoffnungen und hochfliegenden Plänen erzählt hatte.

Endlich gelingt es dem Lieutenant zur See Jaurès

mit ungefähr dreihundert Mann, den Fuß der Festungs-mauer zu erreichen; und bald darauf klettern seine zu solchem Werke besonders gut geeigneten Leute den steilen Wall in die Höhe. Die Anamiten verteidigen sich tapfer und versuchen es mit ihren langen Lanzen, die Stürmenden am weiteren Vordringen zu hindern. Es ist ein vergeblicher Versuch. — Jetzt stehen zwanzig und gleich darauf einige hundert Franzosen auf dem Wall und springen von dort in das Innere der Citadelle, die wenigen Anamiten, die nicht bereits entflohen waren, im Handgemenge tötend oder vor sich her treibend.

Einen Augenblick glaubten die Franzosen, dem Feinde den Rückzug abschneiden zu können, denn sie sahen die Marine-Infanterie, die von der Westseite in das Fort gedrungen war, den Fliehenden entgegeneilen; aber diese verließen beim Anblick des neuen Feindes den eingeschlagenen Weg und warfen sich auf eine breite Straße, die nach dem freien Nordthor führte, durch das sie verschwanden, bevor die ermatteten und zu raschem Verfolgen untüchtig gewordenen Franzosen sie hätten erreichen können. Man schoß jedoch noch viele, vielleicht hundert von ihnen, nieder. Ihre Leichen wurden am nächsten Tag in- und außerhalb der Festung, in der unmittelbaren Nähe des Thores gefunden.

Der Anblick der siegreichen Truppen, die sich nun rasch um ihre Führer scharten, ist mir unvergeßlich geblieben. Hunderten von ihnen hingen die Kleider, die sie in den Bambushecken zerrissen hatten, in Fetzen um den Leib, einige konnten sich vor Ermattung kaum noch aufrecht erhalten, die meisten, mit erhitzten roten Ge-

sichtern, sahen wie Fieberkranke aus. Aber die Sonne brannte auch unbarmherzig, und der Tag war ein beschwerlicher und blutiger gewesen. Von den achtzehnhundert Mann, die Admiral Charner in das Feuer geführt hatte, waren über zweihundert getötet und verwundet worden.

* * *

Nach der Erstürmung des Forts von Ki-oa blieb ich fast noch drei Wochen bei der französischen Expeditionsarmee. Es war eine recht ermüdende und keineswegs erfreuliche Zeit, aus der mir heute nur noch wenig erinnerlich ist. Ein Tag glich dem anderen in dem regelmäßigen Soldatenleben, das wir führten, und das in demjenigen Teil von Cochinchina, in dem ich mich befand, durch kein Gefecht mehr unterbrochen wurde. Wir verließen gewöhnlich vor Sonnenaufgang die erbärmlichen Quartiere, in denen wir die Nacht zugebracht hatten, marschirten bis gegen zehn Uhr, rasteten während der Tageshitze an möchlichst schattenreichen Orten und setzten uns gegen vier Uhr wieder in Bewegung, um mit der Dunkelheit neue und regelmäßig elende Quartiere zu erreichen. Unsere Wege führten über sonnverbrannte Ebenen, durch dichte tropische Wälder, auf schlecht erhaltenen Straßen nach verödeten, ärmlichen Ortschaften und nach verlassenen Forts. In den meisten der letzteren wurden Reisvorräte, in einem für einige tausend Thaler Silber, vorgefunden, das vom Admiral Charner unter die Truppen, die darauf Anspruch zu machen hatten, verteilt wurde.

Es kamen auf jeden Mann nur wenige Franken, und es fehlte bei der Gelegenheit nicht an bitteren Vergleichen zwischen dem Lose des französischen Soldaten in Cochinchina und dem unerhörten Glück seines Waffenbruders in China, wo die Eroberung des kaiserlichen Sommerpalastes von Yün-min-yün manchen armen Soldaten wohlhabend, manchen glücklichen Offizier zum reichen Mann gemacht haben sollte.

Die Anamiten waren nirgends und nie mehr zu erblicken, obgleich wir täglich Beweise hatten, daß sie sich in unserer unmittelbaren Nähe aufhielten. In den Forts und auch in den verlassenen Dörfern fanden wir zu verschiedenen Malen frische Leichen von Hingerichteten. Die cochinchinesischen Überläufer, von denen sich eine kleine Anzahl im französischen Heere befand, um als Führer benutzt zu werden, behaupteten, die Getöteten seien anamatische Christen gewesen, die man aus Rache oder um dem nahenden christlichen Feinde Hohn zu sprechen, kurz vor der Ankunft der Franzosen enthauptet habe. Wohin die Henker geflohen seien, darüber konnten die Führer nichts berichten, und davon hatten auch die französischen Offiziere nur höchst unklare Ideen. Die wahrscheinlichste Vermutung war, daß man noch kleine Truppenkörper vor sich habe, weit leichtfüßiger als die mit ihrem Gepäck langsam vorschreitenden Franzosen, denen es nicht schwer fiel, eine erhebliche Entfernung zwischen sich und den nahenden Feind zu legen, nachdem sie ihn in der Ferne erspäht hatten. — Trotzdem wurde mit den Märschen und Contremärschen in der Umgegend von Saigun schließlich das erreicht, wonach man französischerseits gestrebt hatte:

alle wichtigen Punkte wurden nach und nach besetzt und somit die ganze Provinz den Franzosen unterwürfig gemacht.

Um diese Zeit hatten übrigens in anderen Teilen von Cochinchina noch Kämpfe stattgefunden, die zwar nicht so erhebliche Opfer wie die Einnahme der Forts von Ki-oa erheischt, aber doch Blut gekostet hatten. — Die Städte Mytho und Bienhoa waren von den Franzosen genommen worden.

Der König von Annam, nun auch in seinen nördlichen Besitzungen bedroht und für seine persönliche Sicherheit besorgt, falls er sich nicht bei Zeiten mit dem siegreichen Feinde verständigen sollte, gab seinen Willen zu erkennen, mit den Franzosen in Friedens-Unterhandlungen zu treten.

Es war nicht anzunehmen, daß sich mir noch eine Gelegenheit darbieten würde, im französischen Lager Neues und Bemerkenswertes zu sehen. — Senez that, was in seinen Kräften stand, um mir das Leben leicht und angenehm zu machen; aber er konnte mir die langen, ermüdenden Märsche nicht ersparen, und es stand nicht in seiner Macht, mir ein kühles Nachtlager zu verschaffen. Meine Gesundheit hatte etwas gelitten, mein Gemütszustand ließ manches zu wünschen übrig. — Wenn man Wochen lang nichts Erfreuliches und Erfrischendes sieht und dagegen tagtäglich mit dem Anblick verödeter und verwüsteter Ortschaften, niedergebrannter Ernten und frischer oder verwesender Leichen traktirt wird, so hält es schwer, gutes Muts zu bleiben, besonders wenn man kein eigentliches Interesse an der Sache hat, die die Ursache so großen Jammers ist. Ich fühlte mich matt und traurig und mußte fürchten, wenn ich mir nicht rechtzeitig Ruhe

und Pflege angedeihen ließ, das Schicksal von Hunderten von Soldaten zu teilen, die in den Hospitälern in und um Saigun an langwierigen und bösartigen klimatischen Krankheiten danieder lagen. Ich verabschiedete mich deshalb von den Offizieren, die ich während der Expedition kennen gelernt und von denen ich mehrere liebgewonnen hatte, und kehrte auf dem kürzesten Etappenwege, in der zweiten Hälfte des Monats März, nach Saigun zurück. Dort fand ich das Garnisonleben, das ich bei meiner Ankunft in Cochinchina kennen gelernt, noch in voller Blüte; aber dies Leben hatte nicht mehr den Reiz der Neuheit für mich, auch war ich durch mein zunehmendes Unwohlsein verhindert, an den Freuden und Zerstreuungen desselben wie früher Anteil zu nehmen. Ich schiffte mich deshalb bald darauf nach Singapor ein, wo ich hoffen durfte, kühleres und gesunderes Wetter, jedenfalls ein friedliches, freundliches Dasein und bessere Wohnung und Nahrung zu finden, als mir in Cochinchina geboten werden konnten. — Ich langte dort nach viertägiger Überfahrt an und hatte, wie ich vertrauensvoll vorhergesehen, das Glück, meine Gesundheit in kurzer Zeit vollständig wiederhergestellt zu sehen.

Schanghai. — Die Fremdenniederlassung. — Die chinesische Stadt.

An den Ufern des Wusung, der sich einige Meilen oberhalb der Mündung des Yangtsekiang in diesen Strom ergießt, in einer weiten, grünen, schattenlosen Ebene erhebt sich die chinesische Handelsstadt Schanghai. Sie ist mit hohen, mittelalterlichen, finsteren Mauern umgeben und schaut ungastlich auf die fremden Leute und Häuser herab, die sich um sie gelagert haben. — Schanghai ist alt, häßlich und schmutzig; aber es ist eine reiche, dicht bevölkerte Stadt, die seit Jahrhunderten, lange ehe die ersten Abenteurer des Westens dort landeten, als Hafen von Sutschau, des Handelsmittelpunkts von Nordchina, den ostasiatischen Kaufleuten und Schiffen wohlbekannt war. Die großartige Ausdehnung, die der Verkehr in Schanghai jetzt genommen hat, datirt aber von dem Tage, an dem vor ungefähr vierzig Jahren, die ersten englischen und amerikanischen Kaufleute dort anlangten, um ihre Schiffe, kraft der mit China neu abgeschlossenen Verträge, mit Thee und Seide zu füllen und dagegen als Bezahlungsmittel bengalisches Opium,

mexikanische Dollars, englische Kattune und amerikanische Drills unter die einheimische Bevölkerung zu verteilen.

Bald darauf entstand vor dem alten, dunklen chinesischen Schanghai mit seinen kleinen, dicht zusammengepreßten, warmfeuchten Häusern, eine neue, helle europäische Stadt, das „Foreign-Settlement", die „Fremdenniederlassung", in deren palastähnlichen, von Gärten und weiten Höfen umgebenen Gebäuden, junge entschlossene Männer: Engländer, Amerikaner und Deutsche, Wohnung nahmen, um eine Thätigkeit zu entwickeln, die die trägen, altmodischen Chinesen mit Erstaunen sowohl wie mit Verachtung erfüllte. Einige dreißig Jahre lang, bis gegen 1865, gewann das Geschäft in Schanghai stetig an Ausdehnung. Als ich die Stadt im Jahre 1859 kennen lernte, waren innerhalb der letzten zwölf Monate für 300 Millionen Mark europäische und indische Waren dorthin gelangt, dagegen über 75000 Ballen Seide und über 55 Millionen Pfund Thee, im Gesamtbetrage von 270 Millionen Mark, von dort nach Europa und Amerika verschifft worden.

Der Nutzen, der bei den Geschäften in Schanghai übrig blieb, war ungemein bedeutend, und nur wenige der großen Kaufherren, die man in England „Merchant-Princes" nannte, die Jardine, Matheson & Co., die Dents, Heards, Reiß, Russells, Gibb Livingstones an der Spitze, teilten sich darin. Die Vertreter dieser Häuser hielten einen Aufwand für erlaubt, über den ein nach der alten Schule gebildeter, besonnener europäischer Kaufmann den Kopf geschüttelt haben würde. Zu ihrer Entschuldigung war zu sagen, daß der Nutzen bei den von ihnen ausgeführten Geschäften so bedeutend

war, daß die gewöhnlichen Ausgaben für den Haushalt und für etwaige Liebhabereien dagegen verschwindend klein erschienen. — Die großen fremden Häuser waren in gastfreundlichster Weise einem jeden geöffnet, der sich mit einem Einführungsschreiben oder einem einfachen Empfehlungsbrief aus London oder New-York dort vorstellte. Gute Gasthöfe gab es damals nicht in Schanghai, da jeder anständige Reisende eigentlich nur zu wählen hatte, ob er bei diesem oder jenem Kaufherrn wohnen wollte: an herzlichen Einladungen dazu fehlte es ihm nicht. — Die Tafel der meisten angesehenen Europäer zeugte von Hülle und Fülle und war eine offene, an die sich auch ungeladene Gäste als gern gesehene setzen durften. — Müßiggängerische, stille Diener lungerten in großer Zahl umher. Ein „Boy“ kostete einige Dollars den Monat. Was machte es aus, ob ein halbes Dutzend mehr oder weniger davon angestellt waren? — Beinah ein jedes der reichen Häuser besaß einen Rennstall, und in vielen von diesen konnte man, neben den kurzbeinigen, langhaarigen und schweren tatarischen Ponies, Vollblutpferde sehen, die mit erheblichem Kostenaufwand von England nach Schanghai gebracht worden waren. Aber auch für die einheimischen, unansehnlichen Ponies wurden außerordentliche Preise gezahlt: für einige besonders schnelle Tiere nicht weniger als vier- bis achttausend Mark das Stück. — Die jungen Kaufleute, welche diese Pferde auf dem Rennplatz oder auf der Bahn für Hindernis-Rennen trainirten, waren meist gute Reiter, einige von ihnen so ausgezeichnete, daß sie sogar den Wettstreit mit gewerbsmäßigen Jokeys nicht zu scheuen brauchten. — Die englischen Kavallerie-

offiziere, die vor und nach dem englisch-französischen Kriege gegen China, in Schanghai und Hongkong ihren Aufenthalt nahmen und zuerst mit einiger Herablassung auf die jungen kaufmännischen Reiter hinabblickten, machten bei der ersten Gelegenheit, wo sie sich mit diesen auf dem Turf messen konnten, die Erfahrung, daß sie mit ebenbürtigen, wenn nicht mit überlegenen Wettbewerbern zu thun hatten. — Auf dem Rennplatz sowohl wie im englischen Klub und auch in einigen Privathäusern wurde hoch gewettet und hoch gespielt. Es war nicht der Rede wert, ob man dabei einige tausend Dollars verlor oder gewann. — Eine einzige glückliche Spekulation in Seide, Thee, Opium, Reis, Yarn oder Camlet gestattete, solche Spielschwankungen mit philosophischem Gleichmut zu betrachten.

Um eine Idee davon zu haben, wie groß die Verdienste auf das regelmäßige, das sogenannte „legitime" Geschäft waren, will ich hier nur ein Beispiel anführen.

Die Häuser Jardine, Matheson & Comp. und Dent & Comp. benutzten die zwei schnellsten Dampfbote auf der chinesischen Küste, „Cheevy-Chase" und „Lyemoon", ausschließlich dazu, die Post aus England in Hongkong abzuwarten und sodann ohne Zeitverlust, mit den neusten Marktberichten aus Europa und Indien, nach Schanghai zu dampfen. Sie gewannen auf diese Weise einen Vorsprung von sechsunddreißig bis achtundvierzig Stunden vor den anderen Kaufleuten in Schanghai, die ihre Nachrichten erst durch das langsamere, regelmäßige Postschiff erhielten. Die beiden obengenannten Dampfer hatten mehrere Millionen Mark gekostet, ihr Kohlenverbrauch

war sehr bedeutend, die Bemannung die beste und folglich die teuerste, die man haben konnte. Eine jede Reise von Hongkong nach Schanghai kostete viele tausend Mark — aber alle diese Unkosten wurden überreichlich dadurch gedeckt, daß Jardine und Dent vierundzwanzig Stunden vor den andern Kaufleuten auf dem Seiden- und Opiummarkt von Schanghai kaufen oder verkaufen konnten. Man durfte sie mit Börsenspekulanten vergleichen, die regelmäßig zweimal im Monat wichtige und zuverlässige Nachrichten einen Tag vor allen anderen Spielern empfingen.

Der Telegraph hat dies geändert. Der Markt von Schanghai folgt jetzt Schritt auf Schritt dem Geschäfte in London, New-York und Calcutta. Der „North-China-Herald", das Hauptblatt von Schanghai, veröffentlicht jeden Morgen die Kurse des Marktes von London am vorhergehenden Tage. Das Geschäft in chinesischen Handelsartikeln hat jetzt seinen Sitz in Europa und in Amerika. Die meisten fremden Kaufleute in Schanghai sind einfache Agenten geworden, die nichts weiter zu thun haben, als gegen eine bescheidene Kommission, die durch zahlreiche Mitbewerber sehr herabgedrückt worden ist, die Befehle auszuführen, die ihnen das unterseeische Kabel überbringt. Da heißt es: „Verkaufen Sie hundert Kisten Opium" oder „Kaufen Sie zehntausend Kisten Thee oder fünfhundert Ballen Seide zu den und den Preisen." — Was daran gewonnen oder verloren wird, das geht den Besteller an. Die Besorgungsgebühren die bei dem Geschäfte für den Agenten übrig bleiben, gestatten diesem, bescheiden zu leben oder, im günstigsten Falle, alljährlich eine ge-

wisse beschränkte Summe beiseite zu legen — nicht viel mehr.

Früher genügte es, drei Jahre lang an der Spitze eines großen englischen oder amerikanischen Handlungshauses in China gestanden zu haben, um als wohlhabender oder sogar reicher Mann nach Hause gehen zu können. Heute werden große Vermögen am chinesischen Geschäft, in kurzer Zeit weit leichter in London, Lyon oder New-York erworben als in Hongkong, Schanghai und Yokohama. Man muß sich jetzt in China und Japan nach allen Richtungen hin sehr einschränken. Diejenigen, die sich durch die gute alte Zeit verwöhnt, nicht rasch genug dazu verstanden haben, sind schnell und traurig zu Grunde gegangen. Die stolze „Cheevy-Chase" und ihre Schwester, die schnelle „Lyemoon", die unter Dampf täglich fünfzig bis siebzig Tonnen Kohlen verbrauchten und deren ganze Fracht von Hongkong nach Schanghai in einigen Briefen und in ein paar hundert Kisten Opium zu bestehen pflegte, sind Mythen geworden, gerade so wie die jungen Kaufherren aus den Jahren 1859 bis 1868, die für einen guten Pony jede geforderte Summe zahlten, Whist zu zehn Dollars den Point ein „ruhiges Spiel" nannten und für Haushaltungs- und Geschäftsunkosten jedes Jahr hunderttausende von Mark auf Gewinn- und Verlustkonto abschrieben, ohne für Verschwender gehalten zu werden.

Es ist mir vergönnt gewesen, noch die letzten und vielleicht glänzendsten Jahre der „guten Zeit" in China und Japan zu erleben. Von dieser allein kann ich in meinen Erinnerungen sprechen. Das bescheidenere Dasein der Nachfolger der großen „Merchant-Princes" kenne

ich nur vom Hörensagen. Es wird mir als ein farbloses und trauriges geschildert.

* * *

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Schanghai, wo ich bei dem derzeitigen Vorstand des großen amerikanischen Handlungs-Hauses Russel & Co., Herrn Thomas Walsh, die gastfreundlichste Aufnahme gefunden hatte, wurde ich von einer schmerzhaften Augenkrankheit befallen. Ich mußte zehn Tage lang in einem dunklen Zimmer sitzen, aber ich lernte während der Zeit doch viel von dem Leben in China kennen, da mein Wirt es sich zur liebenswürdigen Pflicht machte, mir den größten Teil seiner freien Zeit zu widmen und sich geduldig von meiner frischen Wißbegierde ausfragen zu lassen.

Es war im Monat Juli. Walsh war während des heißen Tages sehr beschäftigt, und ich sah ihn gewöhnlich erst nach dem Essen, gegen acht oder neun Uhr abends. Aber dann fand ich ihn immer und gern bereit, die Früchte seiner fünfzehnjährigen Erfahrungen in China vor mir auszubreiten. Wir setzten uns, da es dann dunkel geworden war, auf die breite, kühle Veranda, er steckte einen „Cheroot" (Manillacigarre) an, ließ Thee für uns bringen und leistete mir bis tief in die Nacht hinein Gesellschaft.

Thomas Walsh gehörte zu denjenigen Fremden, die eine hohe und gute Meinung von dem Werte der Chinesen haben. Er beneidete sie um ihre kühle, ruhige Lebensweisheit, die sie Glück oder Unglück mit stoischer Philo-

sophie ertragen läßt und ihnen, wenn es zum Schlimmsten, zum Unerträglichen kommt, den Selbstmord als ein erlaubtes und gefälliges Heilmittel gegen alle Leiden des Lebens zur Verfügung stellt. Er rühmte ihre höflichen, gesellschaftlichen Formen, die Zuverlässigkeit, die sie als Kaufleute auszeichnete, die Sorgen der Eltern für ihre Kinder, die Ehrfurcht der Söhne und Töchter den bejahrten Eltern gegenüber, den praktischen Sinn der Chinesen und ihr stolzes Selbstgefühl. — Er war nicht etwa in dem Maße von ihnen eingenommen, daß er sie den Europäern an geistiger Befähigung und Kraft gleichgestellt hätte, aber er warnte mich davor, mir die Ansichten der jungen englischen, deutschen und amerikanischen Kaufleute und Marineoffiziere anzueignen, die in den Chinesen, den ältesten Kulturmenschen der Welt, Barbaren erblickten und sie wie Halbwilde behandeln wollten. Er machte mich darauf aufmerksam, daß alle guten Bücher über China, das heißt solche, deren Verfasser Zeit gehabt und sich die Mühe gegeben hatten, die Chinesen kennen zu lernen, nicht anders als mit Achtung von ihren vortrefflichen Eigenschaften sprächen. Er empfahl mir, die Chinesen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zu dem Zweck chinesische Städte zu besuchen und mich möglichst weit in das Innere von China hineinzubegeben.

„In den ‚Fremdenniederlassungen' von Schanghai, Hongkong, Canton, Ning-po rc.," sagte er mir, „werden Sie wenig Bemerkenswertes finden und nur die schlechteste Seite von China kennen lernen. Die Chinesen werden durch die Berührung mit uns gewöhnlich verdorben. Sie nehmen nichts von der europäischen Kultur an und wollen

sich davon nichts aneignen. Sie verachten unsere Wissenschaft, die uns nicht glücklicher macht, als sie sich fühlen; unsere Energie, auf die wir stolz sind, erscheint ihnen lächerlich. Ein Europäer, sagen sie, selbst der vornehmste unter ihnen, hat nie Zeit — und sie zucken die Achseln. Daß es uns Vergnügen machen könne, zu reiten, zu rudern, spazieren zu gehen oder gar zu tanzen, erfüllt sie mit Verwunderung, die an Verachtung grenzt. — Beobachten Sie die Chinesen, mit denen Sie in Berührung kommen werden. Ihr Diener selbst kann kaum verbergen, daß er sich Ihnen überlegen fühlt. Er muß Ihnen gehorchen und er thut es; aber es wird Ihnen nicht verborgen bleiben, daß er dennoch wie von der Höhe eines moralischen Sockels auf Sie herabblickt. — Er versieht seinen Dienst mit Geschick, aber gelassen und würdevoll. Den bittersten Vorwürfen, körperlicher Züchtigung sogar, setzt er eine Ruhe entgegen, die einen leidenschaftlichen Menschen zur Verzweiflung bringen kann. Sie glauben ihn zu bestrafen, indem Sie damit drohen, ihn aus einem Dienste zu entlassen, in dem er wenig zu thun hatte, gut behandelt wurde und verhältnismäßig viel verdiente; aber Sie erreichen mit Ihrer Drohung keineswegs die gehoffte Wirkung. — Er läßt Sie ruhig aussprechen und austoben und sagt dann im gleichgiltigsten Tone: ‚Dann, Herr, ist es wohl besser, daß ich gehe.‘ — Im allgemeinen betrachtet der Chinese den Europäer wie ein gefährliches und unliebenswürdiges Wesen; nur in den seltensten Fällen faßt er eine wirkliche Zuneigung zu ihm. Er verkehrt mit ihm einzig und allein, um Geld zu verdienen: dabei kommen aber die guten und liebenswürdigen

Eigenschaften des chinesischen Charakters nur wenig zur Geltung, wogegen seine schlechten Instinkte in beleidigender Weise hervortreten.

„Es ist übrigens seit langen Jahren bekannt, daß die wenigst achtbaren Bestandteile der chinesischen Bevölkerung durch das kosmopolitische Treiben, das in den Vertragshäfen herrscht, stark angezogen werden. Man findet wohl auch in diesen Häfen ehrbare, zuverlässige Kaufleute und Händler unter den Eingeborenen; aber nicht selten sind gerade diejenigen Chinesen, die in den fremden Niederlassungen leben, ungetreue und schlechte Vertreter des großen Menschenstammes, der das Himmlische Reich bevölkert."

Ich verspürte nach solchen und ähnlichen Betrachtungen und Reden Lust, weite Ausflüge in das Innere zu unternehmen; aber die Zwecke, die ich in China verfolgte, gestatteten mir nicht, dies in dem Maße zu thun, wie ich es gewünscht hätte. Ich mußte mich damit begnügen, diejenigen großen chinesischen Städte zu besuchen, die von den Fremdenniederlassungen aus mit einiger Leichtigkeit zu erreichen waren.

*　　*
*

Das chinesische Schanghai befindet sich in unmittelbarer Nähe der Fremdenniederlassung, doch wird es von Europäern nur selten besucht, und man kann Stunden lang in seinen Straßen umhergehen, ohne einen Weißen zu Gesicht zu bekommen.

Am späten Nachmittag eines heißen Augusttages machte ich mich, mit einem großen Sonnenschirm versehen,

auf den Weg nach dem chinesischen Schanghai. Ich durchschritt zunächst die dicht bevölkerte Vorstadt, die sich jenseits des Fremdenviertels vor den Mauern von Schanghai befindet und nur von Chinesen bewohnt ist. In der stets lebhaften, engen, schmutzigen, übelriechenden Straße herrschte ungewöhnliche Bewegung. Die Taiping-Rebellen hatten nämlich wenige Tage vorher die kaiserlichen Truppen geschlagen und die große Stadt Sutschau erobert, sie bedrängten nun Hangtschau, verheerten das Land und drangen brennend und sengend vorwärts. Die Landbewohner, für ihr Hab und Gut und Leben besorgt, flüchteten nach der Fremdenniederlassung, wo sie unter dem Schutze der europäischen Kriegsschiffe Sicherheit zu finden hofften und wo die Preise für Land, für Wohnungen und Mieten in wenigen Tagen dermaßen stiegen, daß viele kleine Hausbesitzer plötzlich zu reichen Leuten wurden. — Die Auswanderung nach der Fremdenniederlassung schien ihren Höhepunkt erreicht zu haben, als ich durch die Vorstadt schritt. Tausende von Kulis, schwer bepackt mit Möbeln aller Art, drängten sich an mir vorbei, und ihr lautes Singen oder vielmehr Stöhnen: „Ha-i, hi-a, ha-i, hi-a!" womit sie jede Arbeit begleiten, die einen gewissen Kraftaufwand erforderlich macht, erfüllte die Luft. — Ich arbeitete mich so rasch wie möglich durch die zerlumpte, keuchende Menge und gelangte endlich an das Nordthor der Stadt.

Dort saß die Wache, aus zwanzig Soldaten bestehend, die mit erbärmlichen Waffen: altmodischen, plumpen Gewehren und kurzen, breiten, stumpfen Schwertern, versehen waren. Es waren junge Leute von achtzehn bis zwei-

undzwanzig Jahren die wahrscheinlich erst vor kurzem gepreßt waren und die Ehre, sich für das Himmlische Reich schlagen zu dürfen, nicht sonderlich hoch zu schätzen schienen. Sie sahen mutlos und verhungert aus, trugen die bunte, schmutzige Uniform ohne Stolz und sogen schweigsam dichte Rauchwolken aus ihren kupfernen, mit langen Bambusrohren versehenen Pfeifen. — Unmittelbar hinter dem Thore, stieß ich auf eine Gruppe, aus einem Dutzend Chinesen und zwei Europäern bestehend. Sie betrachteten vier frisch abgeschlagene Köpfe, die an langen Zöpfen aus einer Schießscharte der Stadtmauer hingen und schauderhaft mit ihren gelben, verzerrten Gesichtern auf die Neugierigen herabstierten. Ich kannte die beiden Europäer. Sie erzählten mir, das Treiben der Rebellen habe die schärfsten Maßregeln von Seiten der kaiserlichen Behörden notwendig gemacht, und der Tau-tai (Präfect) von Schanghai hätte am gestrigen Tage wiederum zweiundvierzig Chinesen hinrichten lassen, die man mehr oder weniger überführt habe, Sendlinge der Aufständischen zu sein. Ihre Köpfe hingen an den Stadtmauern oder seien in kleinen Käfigen, Vogelbauern ähnlich, auf den Brücken ausgestellt. Meine Bekannten fügten hinzu, daß die chinesische Polizei von Schanghai in der vergangenen Nacht eine Razzia von mehr als zweihundert verdächtigen Leuten gemacht habe, die in diesem Augenblick summarisch verhört und morgen wahrscheinlich hingerichtet werden würden. Sie forderten mich auf, sie nach dem Justizpalast zu begleiten, um dem Gerichtsverfahren beizuwohnen. — Ich schloß mich ihnen an.

Die Straßen von Schanghai sind wie die der meisten chinesischen Städte, enger als unsere engsten Gassen.

Dunkle, schmutzige, unfreundliche Häuser, in denen wir ein gesundes und heiteres Leben als unmöglich betrachten müssen, verderben Luft und Licht und beleidigen die Gesichts- und Geruchsnerven eines jeden Europäers, der nicht durch langjährigen Aufenthalt in China gegen diese Eindrücke abgestumpft ist.

Auf dem Polizeiamt angelangt, erfuhren wir durch einen Beamten, daß die Gefangenen nach dem Palast des Tau-tai geführt worden seien und daß wir uns dorthin zu begeben hätten, wenn wir dem Gerichtsverfahren beiwohnen wollten. — In dem Hofe, in dem wir uns aufhielten, während diese kurzen Auseinandersetzungen stattfanden, saßen zwei Chinesen in der Uniform gemeiner Soldaten. Sie waren damit beschäftigt, ein halbes Dutzend kurzer, breiter Schwerter zu schleifen. Diese Schwerter, die nicht viel größer als ein großes Fleischermesser, vielleicht anderthalb Fuß lang waren, hatten einen ungewöhnlich breiten Rücken, und ich fand, als ich eins davon aufhob, daß es auffallend schwer war. Ich fragte einen der Soldaten, wozu diese Waffen dienen sollten. Er sah mich mit einem blöden Lächeln an und gab sich mit der Hand einen kurzen Schlag in den Nacken. — Ich hatte zwei der vielbeschäftigten Scharfrichter von Schanghai vor mir.

Nachdem wir uns von dem Mandarin, der sich freundlich erboten hatte, uns durch einen Soldaten nach dem Palast des Tau-tai führen zu lassen, verabschiedet hatten, setzten wir unseren Weg fort und gelangten nach zehn Minuten an unseren Bestimmungsort. — Der Palast des Bezirks-Präfekten von Schanghai besteht aus einem geräumigen

Hause, das in seinem Äußeren Ähnlichkeit mit einem chinesischen Tempel hat und zu dem man gelangt, nachdem man drei große Höfe durchschritten hat, von denen jeder durch ein Gatter und ein Thor von den anderen Räumlichkeiten abgesondert werden kann.

Vor dem Thore des ersten Hofes, in den wir traten, lungerten einige hundert Chinesen, die auf das Herauskommen der Gefangenen zu warten schienen. Außerdem befand sich dort eine Wache von vierundzwanzig Soldaten. Sie ließ uns ungehindert vorübergehen und in den zweiten Hof gelangen, wo wiederum Schildwachen standen, die sich aber ebenfalls nur dem Eindringen der Chinesen widersetzten und uns in den dritten Hof wiesen. In diesem, der sich unmittelbar vor dem Palast befindet, ging es sehr lebhaft zu. Dort standen und saßen fünfzig bis sechzig Soldaten und ebenso viel Träger und Läufer und andere Bediente des Tau-tai, die geschäftig hin- und hergingen und sich eifrig mit einander unterhielten. Vor dem Palaste waren zwei Kanonen aufgefahren, in dem Vorsaal desselben befand sich ein wahres Arsenal von chinesischen Waffen aller Art.

Ein Offizier kam uns dort entgegen und fragte nach unseren Wünschen. Wir erklärten ihm den Zweck unseres Kommens, und er führte uns darauf mit der bereitwilligen Höflichkeit, die chinesische Beamte den Fremden häufig entgegenbringen, durch mehrere Gänge und kleine Höfe nach einem großen einstöckigen Hause, dessen Fenster und Thüren offen standen und in dem der Tau-tai, von zahlreichen Offizieren und Beamten umgeben, zu Gericht saß.

Vor ihm knieten in der unterwürfigsten Stellung, die Köpfe bis auf den Boden gebeugt, drei Gefangene, die soeben verhört wurden. Der Tau-tai rauchte eine kurze Pfeife und nippte häufig an einer Tasse Thee, die auf einem kleinen Tische neben ihm stand. Er hatte ein würdiges, ruhiges Gesicht, und schien mit Aufmerksamkeit und Gleichmut den Aussagen des einen der Angeklagten zu lauschen. Neben ihm saß sein Schreiber, der die dem europäischen Auge so sonderbaren chinesischen Schriftzeichen mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf das Papier warf.

Nach einigen Minuten wurden die drei Gefangenen abgeführt. Sie waren nicht gefesselt, aber ihre langen Zöpfe waren in einen festen Knoten zusammengebunden, den ein Soldat in der Hand hielt. Diese Art, Gefangene zu führen, ist die in ganz China gebräuchliche und eine sehr sichere. Drei oder vier Leute, die mit dem Zopf kurz und fest zusammengebunden sind, können unmöglich schnell laufen und sind leicht von einem einzigen Mann überwältigt, der den Knoten in der Hand hält und die Gefangenen durch einen einigermaßen heftigen Ruck zu Boden werfen kann.

Die drei soeben Verhörten, die an uns vorübergeführt wurden, sahen jämmerlich aus. Todesangst lag auf ihren gelben Gesichtern und stierte aus ihren schwarzen Augen. Sie wurden durch drei andere Gefangene ersetzt, deren Verhör vielleicht eine Viertelstunde dauerte. Nachdem auch diese abgeführt waren und wiederum drei anderen Platz gemacht hatten, verließen wir den Gerichtssaal und begaben uns in den Hof der Gefangenen, auf den uns ein Offizier aufmerksam gemacht hatte. Dieser Hof, un-

gefähr sechzig Quadratfuß groß, war gepflastert und von hohen, kahlen Mauern umgeben.

Dort kauerten und standen in Gruppen von dreien und vieren, deren Zöpfe zusammengebunden waren, an hundert bis hundertundfünfzig Gefangene. Der Anblick, den sie darboten, ist mir lebhaft im Gedächtnis geblieben. Sämtliche Leute, die ich vor mir sah, waren eines Verbrechens angeklagt, auf das Todesstrafe stand, und jeder von ihnen kannte die unbarmherzige Strenge seines Richters. Alle Stufen der Todesfurcht und Todesverachtung waren auf den elenden Gesichtern zu lesen.

Die meisten Gefangenen saßen unbeweglich, blickten starr vor sich hin und schienen das Bewußtsein dessen, was um sie her vorging, verloren zu haben. All' ihr Sinnen war wohl auf einen einzigen schrecklichen Gedanken, auf den nahen Tod, der sie erwartete gerichtet. Einige mit funkelnden Augen sahen Fieberkranken ähnlich, während andere gleichgültig und stumpf blickten. Keiner sprach ein Wort.

Zwei Gruppen fesselten besonders meinen Blick: da saß ein alter Chinese mit weißem Bart und spärlichem, grauem Zopf. Er hatte die hageren, mit langen Nägeln versehenen Hände gefaltet und blickte mit blödsinnigem Lächeln auf seinen Gefährten, einen starken braunen Mann aus dem Süden, dessen schiefe Augen in fieberhafter Aufregung von Gegenstand zu Gegenstand flogen. Plötzlich, mit einem Satze, sprang dieser in die Höhe; aber sein Zopf, an den des alten Mannes geknüpft, warf ihn jählings zurück. Der Alte stieß einen zornigen kurzen Schrei aus und murmelte unverständliche Worte vor sich

hin, bis sich endlich wieder dasselbe blöde, starre Lächeln auf sein Gesicht lagerte.

Neben diesen saßen zwei junge, kräftig gebaute Kantonesen. Sie waren außergewöhnlich schön und mußten, als sie noch freie Männer waren, kühn und stolz ausgesehen haben. Der ältere hatte die langen nackten Beine über einander geschlagen, den Ellenbogen auf das Knie und das Kinn auf die Hand gestützt. Als ich in den Hof trat, wandte er sich langsam zu mir und ließ die dunklen Augen ruhig und fest auf mir haften, dann zog er die Achseln in die Höhe, lächelte bitter und verächtlich und warf seinem Genossen einige kurze Worte zu, die dieser aber nicht beantwortete. Der zweite Kantonese war höchstens siebzehn bis achtzehn Jahre alt und schien körperlicher Ermattung zu erliegen. Er hatte den Kopf an die Schulter seines Nachbars gelehnt, als wolle er schlafen.

Während wir im Hofe waren, wurden zu zwei verschiedenen Malen drei Gefangene abgeführt. Man schien sie ohne Unterschied zu wählen, je nachdem sie dem Ausgange nahe waren. Niemand drängte sich vor, niemand suchte sich zu verbergen, ein jeder wartete mit erstaunlicher Ruhe, bis die Reihe auch an ihn kam.

Das ganze Bild, so schrecklich es war, hatte etwas seltsam Fesselndes, und ich riß mich erst davon los, als ein Offizier uns darauf aufmerksam machte, daß die Thore der Festung bald nach Sonnenuntergang geschlossen würden und wir nicht länger bleiben könnten, ohne uns der Gefahr auszusetzen, während der ganzen Nacht auf der Wache oder in einem chinesischen Wirtshause zurückgehalten zu werden.

Wir traten darauf unseren Rückweg eiligst an. In den engen Gassen war es dunkel geworden. Die wenigen Chinesen, die dort umherschlichen und von denen uns einige verwundert und nicht gerade wohlwollend nachblickten, erschienen mir wie Verbrecher und beunruhigten mich. — In einer Stadt, wo unausgesetzt Menschenblut vergossen wird, fühlt man sich seines Lebens nicht sicher, auch wenn die Gefahr nicht drohend hervortritt. Meine Gefährten mochten wohl meine Gefühle teilen, denn wie auf einen Befehl, der an uns ergangen wäre, zogen wir die Revolver aus der Tasche und behielten sie in Bereitschaft, bis wir das Thor von Schanghai und die chinesische Vorstadt durchschritten und uns wieder im Fremdenquartier unter Landes- und Gesinnungsgenossen befanden.

Eine Hinrichtung von chinesischen Piraten in Tschu-san.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Schanghai und bald nachdem ich von der Augenkrankheit, die mich dort befallen hatte, geheilt war, lud mich ein befreundeter Schiffskapitän ein, mit ihm nach Tschu-san zu fahren. Ich nahm dies an, da in gewöhnlichen Zeiten der Verkehr zwischen Schanghai und Tschu-san ein unregelmäßiger und seltener ist und ich kaum hoffen durfte, daß mir eine zweite Gelegenheit geboten würde, die Insel zu besuchen.

Tschu-san, die Hauptinsel der chinesischen Gruppe gleichen Namens, die sich längs der Küste zwischen dem neunundzwanzigsten und einunddreißigsten Grad nördlicher Breite dahinzieht, hat seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der seefahrenden Nationen des Westens auf sich gezogen. — Englische Kaufleute, Agenten der Ostindischen Gesellschaft, haben sich zu verschiedenen Malen dort niedergelassen, und auch Portugal und Spanien haben in alten Zeiten in Tschu-san Kolonien besessen, durch die ein regelmäßiger Verkehr mit den reichen Kaufleuten des benachbarten Ning-po unterhalten wurde. — Seitdem Schanghai

den ganzen Handel des Westens mit Nordchina an sich gerissen hat und Ning-po dadurch mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden ist, hat auch Tschu-san an Wichtigkeit als Handelsplatz verloren. Aber die Insel befindet sich zwischen den Mündungen zweier großer Ströme, des Yangtse und des Tschiang-tschang, und kann den ungeheuren Küstenhandel, der in den dicht bevölkerten reichen Thee- und Seideprovinzen von Kiangho und Tsche-kiang betrieben wird, überwachen. — Die verbündeten Franzosen und Engländer hatten deshalb im Jahre 1860, unmittelbar nach Ausbruch des französisch-englischen Krieges gegen China, von Tschu-san Besitz genommen, und als Obrigkeit eine Kommission, aus zwei Engländern und zwei Franzosen bestehend, dort eingesetzt.

Die neue Regierung ließ es sich angelegen sein, verschiedene Reformen in das Verwaltungswesen der Insel einzuführen, namentlich stellte sie sich zur Aufgabe, das Piratenwesen auszurotten, das die Schiffahrt in der Nachbarschaft der Tschu-san-Gruppe zu einer höchst unsicheren machte.

Die Ning-po-Piraten, wie man sie gewöhnlich nannte, waren während langer Jahre berüchtigt und glücklich gewesen. Die chinesischen Dschunken boten so leichte und oft so reiche Beute dar, daß verwegenes Gesindel aus allen Ländern der Welt herbeieilte, um bei deren Teilung zugegen sein zu können: Malaien, die kühnsten Matrosen des Ostens, Tagals aus Manilla und Portugiesen aus Makao waren in jeder Piraten-Lorcha zu finden; aber auch Europäer und Amerikaner, Malteser besonders, fehlten dort nicht, und man erzählte von mehreren Weißen,

die sich durch geistige und körperliche Überlegenheit dermaßen unter den chinesischen Piraten ausgezeichnet hatten, daß sie zu Führern von wahrhaften Räuberflotten ernannt worden waren.

Seitdem die neuen Verträge mit China Schanghai dem fremden Handel geöffnet hatten, war den Piraten das Handwerk leidlich sauer gemacht worden. Sie hatten sich zwar nicht vom Kampfplatz zurückgezogen, aber sie mußten es doch oft teuer bezahlen, sich an einen englischen oder amerikanischen Opiumklipper gewagt zu haben. Statt der mutlosen chinesischen Mannschaften, mit denen sie immer so leicht fertig geworden waren, hatten sie unerschrockene, gut bewaffnete Angelsachsen gefunden, die sich gewöhnlich nicht damit begnügt hatten, sich zu verteidigen und einen Angriff zurückzuschlagen, sondern die offensiv vorgegangen waren, und mehr als eine stark bemannte Lorcha ins Schlepptau genommen und nach Schanghai oder Hongkong gebracht hatten, wo alsdann den Piraten immer sehr kurzer Prozeß gemacht worden war. — Im Vertrauen auf die zahlreichen Schlupfwinkel, die der Archipel von Tschu-san den Räubern bot, hatten sie jedoch dem alten liebgewonnenen Handwerk nicht entsagt, und fortwährend hörte man von den grausamen Gewaltthaten, die sie verübten.

Am Morgen meiner Ankunft in Ting-hai, der Hauptstatt von Tschu-san, erfuhr ich, daß ein englisches und ein französisches Kriegsschiff Tags zuvor sieben Piraten-Lorchas gekapert und dabei achtzehn Gefangene gemacht habe. Die übrigen Seeräuber waren auf flachen Booten entkommen und hatten das Land erreicht, wo Verfolgung

unmöglich geworden war. Mein Berichterstatter, ein französischer Marineoffizier, mit dem ich von Paris her bekannt war, fügte hinzu, die Gefangenen über deren Schuld kein Zweifel walten könnte, da man sie auf frischer That erfaßt habe, würden im Laufe des Tages verhört und verurteilt werden. — Ich beschloß, dem Gericht und seiner Vollstreckung beizuwohnen.

Es hatte sich herausgestellt, daß sich unter den Gefangenen drei Tagals und vier Malaien befanden. Diese sollten nach Manilla und nach Singapor geschafft und dort von ihren eigenen Behörden gerichtet werden. Es blieben demnach elf Chinesen übrig, und diese erschienen in dem Gerichtssaal, in dem sich der Oberrichter von Ting-hai und mehrere Unterbeamte, sowie auch einige fremde Neugierige versammelt hatten. Die Piraten waren von abschreckender Häßlichkeit, halb nackt oder in erbärmliche Lumpen gehüllt. Todesangst oder blödsinnige Gleichgiltigkeit auf den fahlen Gesichtern, erinnerten sie mich an die Rebellen, die ich kurz vorher in Schanghai bei ähnlicher Gelegenheit gesehen hatte.

Das Verhör, in chinesischer Sprache geführt, war kurz. Nach anderthalb Stunden, so daß also jedem einzelnen der Gefangenen etwa zehn Minuten gewidmet werden konnten, um ihn seiner Schuld zu überführen, wurde das Urteil ausgesprochen. Es lautete auf körperliche Züchtigung und Gefängnisstrafe für acht der Piraten und auf Tod für die drei Hauptverbrecher. Gleichzeitig wurde angekündigt, daß das Urteil an diesen am nächsten Morgen vollzogen werden sollte. — Die Gefangenen wurden darauf wieder abgeführt, und ich wollte mich ebenfalls zurückziehen,

als mich mein Führer, der französische Offizier, fragte, ob ich dem Nachspiel dieser Gerichtsszene beiwohnen, das heißt zusehen wolle, wie die körperliche Züchtigung an den acht dazu verurteilten Piraten vollstreckt werden würde. Ich hatte mir vorgenommen, so viel wie möglich von der chinesischen „Gerechtigkeit" zu sehen, und nach kurzem Kampfe gegen den Widerwillen vor einem abschreckenden Schauspiele folgte ich meinem Freunde in das Gefängnis, in das uns seine Uniform sofortigen Eintritt verschaffte.

Die Art und Weise, wie die Prügelstrafe in China vollzogen wird, ist bekannt, und ich enthalte mich einer Beschreibung derselben. Bemerken will ich nur, daß die Leute die Schmerzen, die sie zu erdulden hatten, mit erstaunlicher Kraft ertrugen. Die scharfen Bambusrohre, von unbarmherzigen, starken Armen geschwungen, zerrissen die nackten, blutigen Körper, aber nicht einen Schrei hörte ich — nur ein tiefes, entsetzliches Stöhnen.

Es ist von vielen europäischen Ärzten festgestellt worden, daß das Nervensystem, der Chinesen sowohl wie der Japaner, sie unempfindlicher für körperliche Schmerzen macht, als die Weißen es sind. Wäre dem nicht so, so könnte man den Ostasiaten nachrühmen, daß sie die heldenmütigsten Völkerschaften der Erde sind, denn der Stoicismus, mit dem sie die grausamsten Foltern ertragen, ist ein unübertrefflicher.

Unter den Leuten, die ich in Tschu-san bestrafen sah, befand sich auch ein Fischer, der nicht als Seeräuber, sondern als Hehler verurteilt worden war. Man hatte ihn im Gerichtssaale überführt, gelogen zu haben, und

es war dafür von dem Mandarin die Strafe über ihn verhängt worden, eine gewisse Anzahl von Schlägen auf die Lippen zu erhalten. Die Züchtigung wurde mittels einer vielfach gespaltenen Gerte aus hartem, scharfem Bambusrohr vollzogen. — Nach den ersten zwei Schlägen bereits sprang das Blut aus den Lippen des Gefolterten. Ich wandte mich ab, um dem Ende dieser Strafvollstreckung nicht beizuwohnen. Als ich eine Viertelstunde später das Gefängnis verließ, erblickte ich an der Thür des Hofes einen Mann, der mit seinen furchtbar geschwollenen, blutenden Lippen ein Bild des Jammers war. Er hielt eine kurze Messingpfeife in den zitternden Händen und sog, anscheinend mit großem Wohlbehagen, dicke Rauchwolken daraus. Als ich den Mann darauf genauer betrachtete, erkannte ich den Fischer, der sich noch vor wenigen Minuten unter der Tortur befunden hatte.

Am nächsten Morgen begab ich mich rechtzeitig nach dem Gefängnis, um dem Abführen der drei zum Tode Verurteilten nach dem Richtplatz beizuwohnen. Sie erschienen bald, die Hände gefesselt und ein jeder von einem Soldaten geführt, der ihn am Zopfe hielt. — Zwei der Unglücklichen waren ruhig und gelassen und marschirten festen Schrittes; dem dritten fehlte es an jeder Kraft. Er taumelte wie ein Trunkener und stürzte nach einigen Minuten zusammen. Man band ihm darauf Hände und Füße zusammen und hing ihn wie ein Stück Vieh, das man zur Schlachtbank trägt an einen dicken Stock, den sich zwei kräftige Kulis auf die Schultern legten und von dem man ihn wie einen Sack zur Erde warf, als der Richtplatz erreicht worden war.

Die Vollziehung der Todesstrafe in China ist so einfach wie möglich. Da ist kein Block, kein Stuhl, kein Rad, keine Guillotine. Der Verurteilte, dessen Hände auf dem Rücken zusammengebunden sind, kniet auf der bloßen Erde nieder. Ein Henkersknecht hält ihm die Hände in die Höhe und zwingt ihn dadurch, den Körper so weit vorzubeugen, daß der Hals in eine Stellung gleichgerichtet mit dem Erdboden kommt. Der Scharfrichter hat ein drei Zoll breites, anderthalb bis zwei Fuß langes Schwert oder vielmehr Schlachtmesser, dessen langen Griff er mit beiden Händen hält, und steht zur Linken des Verbrechers.

Scharfrichter, Henkersknechte und Verurteilte waren in weniger als fünf Minuten jeder an seinem Platze. Ein anwesender Beamter gab das Zeichen zur Vollstreckung des Urteils, indem er das gebräuchliche „Pan!“ (Strafe!) rief. — Der Scharfrichter stieß ein wildes Geheul aus, legte das Messer langsam auf den Nacken des ihm zunächst knieenden Piraten, um sicher zu sein, daß er sich in gehöriger Entfernung von demselben befinde, brachte es rasch mit beiden ausgestreckten Armen in die Höhe und ließ es alsdann mit äußerster Kraft auf den Nacken des ersten der Verurteilten niederfallen. — Der Kopf rollte in das Gras, der Rumpf blieb noch einige Sekunden in knieender Stellung und fiel dann schwer zur Seite. — Der Scharfrichter wartete dies jedoch nicht ab, sondern sprang, indem er wieder einen lauten Schrei ausstieß, zum zweiten Verbrecher und von diesem zum dritten, und hatte in weniger als einer halben Minute sein blutiges Werk vollendet. Er war davon nicht im geringsten er=

griffen und begann sofort nach der Hinrichtung lachend mit den ihn begleitenden Knechten zu sprechen.

Der Vorgang hatte nur wenige Neugierige versammelt. Sie entfernten sich, als hätten sie einem alltäglichen Schauspiele beigewohnt. — Ruhe ist ebenso ansteckend wie Aufregung. Ich finde in meinem Tagebuche obigen Vorfall einfach und ohne Kommentare verzeichnet, wie ich ihn hier wiedererzählt habe.

Die Schangmaos.

Die Geschichte der chinesischen Rebellion ist eine lange und blutige.

Im Jahre 1850 erhob sich in der Südprovinz Kwangsi ein Mann, Names Hung-siu-tseuen. Er predigte offene Empörung gegen die herrschende Dynastie der Mantschuren und verkündete, daß Schang-ti, der große, einzige Gott, ihn gesandt habe, um die Götzen und ihre Diener zu vernichten und die Religion der Wahrheit über das Himmlische Reich zu verbreiten. Er nahm den Namen Taiping-wang, „Herrscher der allgemeinen Glückseligkeit“, an und überließ die Verwaltung seines großen, aber noch zu erobernden Reiches vier Königen, denen des Ostens, des Westens, des Südens und des Nordens, wozu sich später noch der sogenannte „unterstützende König“, Schitakai, gesellte. — Um diese Führer versammelten sich in kurzer Zeit Tausende von Fanatikern und Tausende und Abertausende von Banditen und Rebellen. Sie ließen sich das Hauptthaar wachsen, wanden einen roten Turban darum und nannten sich Schangmaos, „die Langhaarigen“, oder Taiping, „die Bürger des Reiches der allgemeinen Glück-

seligkeit". — Dann zogen sie gen Norden, auf Peking zu. — Unübersehbare Ebenen, große Ströme, hohe Berge trennten sie von dem fernen Ziel ihrer Reise; aber unaufhaltsam wälzten sie sich vorwärts.

Der Kaiser sandte Armeen gegen sie — die Armeen wurden geschlagen; die Bürger verschlossen die Thore ihrer großen Städte — die Thore wurden gesprengt. Tod und Verwüstung war die Spur der Rebellen, und diese Spur ward länger und länger, bis ein blutiger Faden die schönste Hälfte des größten Reiches der Erde durchzog. — Im März 1853 befanden sich die Rebellen vor Nanking, und nach kurzem Kampfe zogen sie als Sieger in die alte Hauptstadt des Himmlischen Reiches ein. Die mantschurische Besatzung wurde niedergemetzelt. — „Wir haben alle Tataren getötet," schrieben die Schangmaos später, „wir haben weder der Weiber noch der Kinder geschont, und die Leichen der Götzendiener in den Yangtsekiang geworfen."

Nachdem dies vollbracht war, ließ sich Hung in Nanking nieder, und seitdem hörte man nur noch in seltenen Zwischenräumen von ihm. Zu verschiedenen Malen hieß es, er sei gestorben; aber immer wieder ward diesen Gerüchten widersprochen und gleichzeitig von seinen Anhängern die Nachricht verbreitet, der „Himmlische König" Taiping-wang fahre fort, seine Religion auszuarbeiten.

Als ich im Jahre 1860 in Schanghai anfing, über die Geschichte der Taiping-Rebellen einige Erkundigungen einzuziehen, erfuhr ich, daß von den fünf Mitregenten des obersten Führers, zwei auf dem Wege nach Nanking im Kampfe gegen die Kaiserlichen erschlagen worden seien.

Unter den Überlebenden hatte sich der König des Ostens, Yan, die Oberherrschaft angemaßt. Aber sein Ehrgeiz verleitete ihn zu einer Empörung gegen Hung, und dieser ließ ihn durch den König des Nordens nächtlich ergreifen und mit allen seinen Anhängern töten. Gleich darauf unterlag der König des Nordens in einem Streite auf Leben und Tod mit Schitakai, und dieser, der „unterstützende" König, wurde sonach, unter Hung, oberster Verwalter des Reichs und Generalissimus der Taiping.

Die Rebellenarmeen waren seit der Einnahme von Nanking nicht müßig gewesen. Ein verwegener Handstreich, mit dem die Einnahme von Peking bezweckt worden und der, so sagte man, mehr als hunderttausend Taiping das Leben gekostet hatte, war zwar fehlgeschlagen, aber die Kraft der Rebellen durch diese Niederlage nicht gebrochen. Manch' große, reiche Stadt: Schangsha, Hanyan, Wushang, Hangking, Yanschan, Schinkiang und viele andere, wurden nach und nach ihre Beute, und Hungs geheimnisvolle Regierung in Nanking ward nur selten durch Nachrichten von Niederlagen der Schangmaos beunruhigt.

Zu Anfang des Jahres 1860 waren jedoch die Rebellen eng eingeschlossen. Die Kaiserlichen hatten sich vor Nanking gelagert, und ihr General schien ruhig abzuwarten, daß der Hunger die Taiping zur Übergabe zwinge. — Soweit wollten es aber die Rebellen nicht kommen lassen. Sie wußten, daß gewisser Tod sie erwartete, wenn sie in die Hände der Mantschuren fielen, und beschlossen deshalb, ihre Feinde zurückzuschlagen oder ihr eigenes Leben teuer zu verkaufen. — Die Ausführung dieses Entschlusses

ward mit vollem Erfolge gekrönt: die kaiserliche Armee wurde vernichtet, das große kaiserliche Lager mit allen Mund- und Waffenvorräten fiel in die Hände der Rebellen, und siegreich drangen diese darauf bis nach den beiden reichen Städten Hantschau und Sutschau war. — Hantschau, „das Paradies auf Erden", blieb nur kurze Zeit in der Macht der Schangmaos. Die Kaiserlichen vertrieben sie bald wieder aus der Stadt. Aber wenige Tage Rebellenwirtschaft hatten genügt, um furchtbares Unheil anzurichten. Alle Einwohner, denen es nicht möglich gewesen war, sich durch die Flucht zu retten, hatten sich selbst den Tod gegeben, um den Rebellen zu entgehen. Der Selbstmord war eine verheerende Epidemie geworden. Vierzigtausend Menschen, von wahnsinniger Furcht gepackt, hatten sich in das Meer gestürzt und waren dort ertrunken. — Die Berichte von solchen Greuelauftritten klingen unglaublich, doch sind sie wahr. Ein Menschenleben hat in China einen viel geringeren Wert als in Europa. Das dicht bevölkerte Land muß, wie der grausame Ausspruch eines englischen Geschichtschreibers lautet, alle hundert Jahre wenigstens einmal stark zur Ader gelassen werden. Bei einem solchen Blutlassen aber gehen die Menschen millionenweise zu Grunde: durch Feuer und Schwert oder durch Pestilenz und Hungersnot. — Der englische Konsul Meadows in Schanghai, ein sorgfältiger Forscher chinesischer Verhältnisse, schätzte im Jahre 1859 den Verlust an Menschenleben, den die Taiping-Rebellion während der ersten fünf Jahre verursacht hatte, auf zum mindesten sieben Millionen.

Die aus Hantschau vertriebenen Schangmaos hatten

sich in wilder Flucht nach Sutschau zurückgezogen, und diese Stadt, mit einer reichen Bevölkerung von zwei Millionen Einwohnern, die Hauptstadt der Seidenprovinz Kiangsu, war in den Händen der Rebellen geblieben.

Sutschau ist von der größten Wichtigkeit für den Handel von Schanghai. Ein erheblicher Teil der chinesischen Bodenerzeugnisse — Seide und Thee —, die man von Schanghai aus nach Europa und Amerika verschifft, wird von den reichen Sutschau-Kaufleuten auf den Markt gebracht, diese selben Kaufleute sind gleichzeitig auch die größten Opiumkäufer in China.

In der Fremdenniederlassung erregte es demnach Besorgnis, als man erfuhr, die Schangmaos seien nun Herren der Hauptstadt von Kiangsu geworden. Das Gefühl der Angst machte jedoch bald einer allgemeinen Neugierde Platz. Man wünschte zu wissen, was die Rebellen in Sutschau trieben, ob sie den Handel zerstören würden oder nicht, ob sie den Fremden freundlich oder feindlich gesinnt seien. Aber niemand hatte so recht den Mut, diese Fragen an die Taiping zu richten, bis sich ganz plötzlich drei protestantische Missionäre fanden, welche bereits Antwort darauf brachten. — Diese Männer waren nach Sutschau gegangen, dort mit Freundlichkeit und Ehrerbietung empfangen und bei dem König Li oder Chung-wang, dem Führer der Rebellen vorgelassen worden, der ihnen in grotesk ernster Weise die Religionsgrundsätze seiner Glaubensgenossen auseinandergesetzt und den Wunsch geäußert hatte, mit den in Schanghai ansässigen Fremden in freundschaftliche Verbindung zu treten.

Der „North-China-Herald“, damals die einzige eng-

lische Zeitung von Schanghai, veröffentlichte die Berichte der Missionäre. Es ging daraus unter anderem hervor, daß sich die Religion der Schangmaos seit ihrem Ursprung, den die Fachmänner genau kannten, wenig verändert hatte. — Die Bibel, die vollständig übersetzt und zahlreich verbreitet war, galt als Grundlage des ganzen religiösen Systems. Der Glaube der Taiping an die Dreieinigkeit wich wenig von dem christlichen Dogma ab. Christus wurde als Erlöser der Welt verehrt, Hung führte den Namen Tung-pan-ti-hiung, „Natürlicher Bruder Christi", und seine „erlösende" Mission im Osten wurde mit der des Heilands im Westen verglichen. — Der Rebellenhäuptling hatte die Missionäre mit der Bitte entlassen, sie möchten ihre christlichen Genossen veranlassen, nach Nanking zu gehen, wo sie imstande sein würden, Gutes zu wirken, und wo sie jedenfalls von hoch und niedrig mit Ehrerbietung aufgenommen werden würden.*)

Diese Berichte veranlaßten andere Missionäre und bald auch einige Kaufleute, in das Innere zu gehen. Viele hatten große Unannehmlichkeiten während ihrer Reise zu erdulden; aber den meisten gelang es, bis in das Lager der Rebellen vorzudringen, wo man sie freundlich aufnahm, selbst nachdem es bekannt geworden war,

*) Es giebt einen Katechismus der Taiping-Religion unter dem Titel: „Buch der religiösen Vorschriften der Dynastie des allgemeinen Friedens." Dieses Werk hat Hung zum Verfasser. Eine englische Übersetzung davon ist im Jahre 1853 in Schanghai veröffentlicht worden. Es ist ein schlechter Abklatsch der „Traktätchen", welche von englischen Missionären zu Tausenden von Exemplaren in China verbreitet werden.

daß der englische Minister in Schanghai einen Brief des Rebellenkönigs unbeantwortet gelassen hatte.

Es war seit langer Zeit mein Wunsch gewesen, Sutschau, das ich zu Anfang des Jahres 1860, als es noch in voller Blüte stand, zum ersten Male kennen gelernt hatte, wiederzusehen. Ich wollte mir aus eigenem Augenschein von dem Treiben der Rebellen, über das man die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitete, Rechenschaft ablegen; aber ich hatte meinen Vorsatz noch immer nicht zur Ausführung bringen können, da ich etwas kritisch in der Wahl eines Reisegefährten war, mit dem ich den Ausflug unternehmen wollte. Eines Abends endlich fand ich bei Walsh den gesuchten Genossen, und zwar in der Person meines alten Reisegefährten Ward, der die Chinesen genau kannte und mit ihnen umzugehen wußte. Ward ging auf meinen Vorschlag, eine Fahrt nach Sutschau zu machen, ein: ohne Enthusiasmus, aber auch ohne sich viel nötigen zu lassen, und knüpfte an die Ausführung unseres Vorhabens nur die Bedingung, daß ich ein gutes Boot für die Reise verschaffen sollte. — Thomas Walsh war mir dabei wie bei anderen ähnlichen Gelegenheiten behilflich, indem er das Hausboot von Russel & Co. zu unserer Verfügung stellte. Während des nächsten Tages vollendeten Ward und ich unsere Vorbereitungen zur Abreise, und am 3. August verließen wir Schanghai.

Die Boote, deren sich die Europäer bedienen, um auf den Kanälen zu reisen, sind sehr bequem eingerichtet. Man findet darin eine geräumige Kajüte, in der außer zwei Feldbetten, die während des Tages als Sofas benutzt werden, auch noch ein Tisch für vier Personen und zwei

oder drei Bambusrohrsessel Platz haben. Walsh hatte für Essen und Trinken auf das beste gesorgt, und so traten wir denn unsere Reise gut ausgerüstet und frohen Mutes an.

Wir hatten Schanghai nach Sonnenuntergang verlassen, und als wir eine Stunde Weges zurückgelegt, war es Nacht geworden. Die leise plätschernde Flut, von vier schweren, breiten und langen Rudern, in Kadenz geschlagen, trug das kleine Fahrzeug rasch vorwärts. Das Geräusch der großen Stadt war verstummt. Der volle Mond stand hoch am Himmel. Sein Licht lag wie ein silberner Nebelschleier auf der weiten Ebene, die der Kanal durchschneidet, und spiegelte sich in dem wellenlosen, schwarzen Wasser. Von Zeit zu Zeit glitt das Boot an einer großen, dunklen Dschunke vorüber, die vor Anker lag, oder begegnete einem anderen Fahrzeuge. Dann bellten die wachsamen Wolfshunde, die die chinesischen Schiffer mit sich führen und die den Fremden auf große Entfernung wittern, und die Leute der beiden Boote wechselten einige Worte mit einander. Das verhallte aber bald, und dann versank wieder alles in den tiefen Frieden der Nacht.

Wir hatten uns vorgenommen, während der Dunkelheit zu wachen und am Tage zu schlafen. Nun, in der stillen Nacht, überfiel uns Müdigkeit, und wir schliefen ein. — Der Tag dämmerte bereits, als wir durch lautes Schreien geweckt wurden. Ich sprang rasch vom Sofa auf und verließ die Kajüte, um zu sehen, was draußen vorging. — Wir lagen vor einer Brücke. Ein dicker, langer Balken war mit eisernen Ketten vor dem Bogen,

durch den wir fahren wollten, befestigt, und der Brückenwächter, von einem Dutzend schreiender Chinesen umringt, weigerte sich, dies Hindernis fortzuräumen. — Man muß in China gewesen sein, um zu wissen, welchen Lärm ein Wortstreit verursachen kann. Wenn unsere Bootsleute, der Brückenwächter und sein Gefolge sämtlich am Spieße gesteckt hätten, so hätten sie nicht lauter schreien können, als sie es thaten. — Wir brachten zunächst unsere eigenen Leute zum Schweigen, was den Lärm um die Hälfte verringerte, ließen dann das Boot an das Ufer fahren und stiegen dort aus. Der Brückenwächter hatte sich mittlerweile beruhigt, kam uns freundlich entgegen und erklärte, es treibe sich viel schlechtes Gesindel auf dem Kanal umher, und es sei deshalb beschlossen worden, die Brücke von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang versperrt zu halten, um dadurch nächtlichem Überfall und Brandstiftung in dem dicht anliegenden Dorfe vorzubeugen. Wir fanden dies sehr weise, sagten ihm aber, daß, wenn wir uns als ehrliche Leute ausweisen könnten und ihm eine kleine Belohnung für verursachte Mühe gäben, er wohl den Balken auf kurze Zeit beiseite schieben und uns gestatten würde, unsere Reise fortzusetzen. Er war damit einverstanden, und nach wenigen Minuten schwammen wir wieder ungehindert dahin.

Wir befanden uns in einem ansehnlichen Dorfe, dessen Hauptstraße der Kanal bildete; aber es war noch sehr früh, und nur hin und wieder erblickten wir den Kopf eines Neugierigen oder Ängstlichen, den das Hundegebell und der laute Streit aus dem Schlaf erweckt hatten. Das Dorf war noch nicht von den Rebellen verheert worden,

und ich bemerkte im ersten Augenblick wenig Außergewöhnliches darin. Mein Begleiter machte mich jedoch auf die zahlreichen Flußdschunken aufmerksam, die in dicht gedrängten Reihen auf beiden Seiten des Kanals lagen und vollbeladen mit Möbeln und Gütern aller Art waren. Sie enthielten das Eigentum der Bewohner von Ortschaften, die von den Rebellen bereits in Besitz genommen oder von ihnen bedroht worden waren.

Ward erklärte mir gleichzeitig, daß alle Bewegungen der Taiping von den friedlichen Chinesen mit Sorgfalt überwacht würden und daß diese immer einige Tage vorher von dem Nahen des Feindes unterrichtet wären. Dann entfliehe, was entfliehen könne: Männer, Weiber, Kinder scharten sich um ihre Habe, die vorher bereits in eine Dschunke gebracht worden sei, und diese, von zahlreichen, geschickten und kräftigen Armen getrieben, schwimme dann schnell den Kanal oder Fluß hinunter, bis man einen Platz erreicht habe, in dem noch Sicherheit herrsche.

Ich hatte früher bereits viele solcher Flüchtlinge gesehen, und bei diesen Gelegenheiten die Ruhe bewundert, mit der sie sich in ihr elendes Schicksal zu ergeben schienen. — Überhaupt hat der Chinese eine außerordentliche Kraft, Ungemach aller Art zu ertragen. Er verzweifelt und er verzichtet erst dann auf den zähen, passiven Widerstand, der seine Stärke ausmacht, wenn er nach reiflicher Überlegung keine mögliche Rettung mehr sieht. Dann beugt er den Nacken und empfängt den Tod oder giebt ihn sich selbst in stummer Ergebung. Diese Charaktereigentümlichkeit erklärt auch, weshalb die Rebellen die reichsten Provinzen Chinas nur stellenweise und vor-

übergehend verarmt, aber keineswegs zu Grunde gerichtet haben. Jeder Augenblick der Ruhe ist dort sofort benutzt, und niedergerissene, zerstörte Städte sind auf diese Weise im Verlauf weniger Jahre zwei- und dreimal wieder aufgebaut worden.

Im Herzen von China, am Yangtsekiang, liegen dicht neben einander drei bedeutende Handelsstädte: Wuchang, Hanyang und Hankau. Dreimal in sieben Jahren sind sie von den Rebellen heimgesucht worden, und dreimal haben die Rebellen dort blühenden Handel und Reichtum gefunden und Tod und Verwüstung hinterlassen. — Der französische Missionär Huc besuchte Hankau vor langen Jahren und gab die Gesamtbevölkerung von Hankau, Wuchang und Hanyang auf acht Millionen Einwohner an. — Lord Elgin fand dort nur noch drei bis vier Millionen Menschen vor, aber diese hatten sich zusammengefunden, nachdem sie zwei Jahre vorher von den Rebellen auseinander getrieben waren; und trotz der drohenden Nähe der Taiping herrschte unter ihnen die größte Geschäftsthätigkeit.

Nachdem wir das lange Dorf hinter uns gelassen hatten, sahen wir zur Rechten und Linken eine weite grüne Ebene, auf der hier und da einige niedrige, mit Bäumen bepflanzte Hügel — chinesische Gräber — hervorragten. — Die Sonne war aufgegangen und beleuchtete das fruchtbare Land, auf dem es grünte und blühte und alles zur Arbeit und Ernte einlud. Aber kein Feldarbeiter, kein menschliches Wesen war zu erblicken: Öde und Tod herrschten rings umher; nur einige große Raubvögel zogen trägen Flügelschlages durch die graue Morgenluft. —

Wir befanden uns in dem schmalen, friedlichen Landstrich, der das Lager der Rebellen von dem der Kaiserlichen trennte. Von den letzteren hatten wir noch nichts bemerkt, es sei denn, daß der Brückenwärter und seine schreienden Gefährten Soldaten des kaiserlichen Heeres gewesen wären. — Die Leiche einer Frau, die mit aufwärts gekehrtem Gesicht still auf dem Kanal lag und dem vorwärts getriebenen Boote langsam entgegenzuschwimmen schien, zeigte uns, daß wir uns den Rebellen näherten.

Wir fuhren noch eine volle Stunde lang weiter, ohne eine Veränderung um uns her vorgehen zu sehen, und gelangten dann an eine der hohen, aus einem Bogen bestehenden Brücken, wie man sie zu vielen Hunderten auf den chinesischen Kanälen antrifft. Wir stiegen dort aus, um uns einigermaßen zurechtzufinden, und gewahrten, als wir auf der Brücke standen, das Rebellenlager dicht vor uns. Die Wache, deren äußerste Vorposten sich der Brücke bis auf einige hundert Schritte näherten, bemerkte uns ebenfalls, schien sich aber wenig oder gar nicht darum zu kümmern. — Wir beschlossen zu frühstücken, bevor wir weiter vordrangen. Um dabei nicht gestört zu werden, fuhren wir nach einem kleinen Nebenkanal zurück, den wir kurze Zeit vorher zur Rechten und Linken, unsere Fahrstraße kreuzend, erblickt hatten. Kaum war aber unser Boot darin eine kurze Strecke vorgedrungen, als ein höchst unangenehmer Geruch unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir fuhren weiter, in der Meinung, daß am Ufer ein verwesender Körper liege; aber der Übelgeruch ward stärker, fast unerträglich, und plötzlich sahen wir vor uns ein erschreckliches Schauspiel. Am äußersten

Ende des Kanals, der einen Sack bildete und vielleicht tausend Schritte lang war, schwamm eine große bunte Masse, die sich, als wir sie genauer betrachteten, in zahlreiche einzelne Körper, in menschliche Leichen auflöste.

Wir kehrten schnell wieder um; aber wir dachten nicht mehr daran zu essen und mußten uns eine gute halbe Stunde lang am Ausgange des Kanals ausruhen, um uns von dem widerlichen Eindruck, den wir empfangen hatten, zu erholen. — Ich habe viele Leichen in meinem Leben gesehen; aber niemals ist mir der Tod in so entsetzlicher Gestalt entgegengetreten, wie auf dem Kanale zwischen Schanghai und Sutschau. — Als wir unsere Reise fortsetzen wollten, weigerten sich die Bootsleute, weiterzufahren. Wir versuchten Ermahnungen, Aufmunterungen, Drohungen — es nützte nichts. Sie blieben halsstarrig. Endlich machte Ward dem Auftritt ein Ende, indem er den Bootsleuten durch seinen Boy zu verstehen gab, daß er sie den Rebellen, in deren Nähe wir uns befanden, als Kaiserliche anzeigen und sie sodann ihrem Schicksal, das heißt: sicherem Tode, überlassen werde. Das wirkte. Der Bootsführer bat, wir möchten ihm und seinen Leuten verzeihen, stellte sich tief seufzend an das Ruder, und wir setzten endlich unsere Reise fort.

Als wir wieder an die Brücke gelangten, an der wir eine Stunde vorher Kehrt gemacht hatten, fanden wir dort fünf Soldaten, die uns durch Zeichen bedeuteten, anzuhalten. Wir näherten uns dem Ufer und hatten ein kurzes Verhör zu bestehen. Man frug uns, woher wir kämen, wohin wir gingen, was wir wollten und wer wir wären. Wir antworteten, daß wir von Schanghai kämen, nach

Sutschau fahren wollten und Reisende wären, die einige der Führer des großen Taiping-Aufstandes kennen zu lernen wünschten. Der Offizier machte Anstalt, das Verhör fortzusetzen, da wir aber zu bemerken glaubten, daß der Mann einen untergeordneten Rang bekleidete und sich uns gegenüber eine unberechtigte Wichtigkeit gab, so erwiderten wir, daß wir auf fernere Fragen Rede und Antwort stehen würden, wenn er uns in die Nähe seines Generals führen wollte. Er willigte ein und stieg mit zweien seiner Soldaten in unser Boot, während seine zwei anderen Gefährten zu Fuß dem Lager zueilten, um dort unsere Ankunft anzukündigen.

Das Lager bestand aus einem Dutzend erbärmlicher Häuser und aus dreißig bis vierzig Zelten und mochte vielleicht fünfhundert Mann fassen. Wir hatten es für bedeutender gehalten, der zahlreichen Fahnen wegen, die vor jedem Hause und jedem Zelte flatterten. — Diese kleinen Fahnen waren übrigens von geringem Werte: die meisten viereckig — weiß mit einem schwarzen Viereck in der Mitte, — andere dreieckig und buntfarbig oder mit chinesischen Buchstaben bemalt. Der Kanal vor dem Lager war mit verdeckten Booten angefüllt, von denen ein jedes ungefähr zehn Mann tragen konnte.

Sobald wir ans Land gestiegen waren, wurden wir von Neugierigen umringt. Sie störten uns jedoch nicht, und ich konnte sie auf dem Wege zur Wohnung des Generals in aller Ruhe betrachten. Es waren zerlumpte, kräftige Gestalten mit verwegenen, schmutzigen, wenig Vertrauen einflößenden Gesichtern. Sie unterschieden sich von den anderen Chinesen hauptsächlich durch die Kopftracht.

Zwar hatten sie den Zopf nicht abgeschnitten, aber das Haupthaar um den Zopf, das die anderen Chinesen rasiren, war ungeschoren und wohl einen Fuß lang. Der Zopf war um den Kopf gewickelt und am Ende desselben ein großes blutrotes Tuch eingeflochten, das das Haupt wie ein Turban bedeckte.

Vor der Wohnung des obersten Offiziers des Lagers standen zahlreiche gelbe Flaggen. — Wir wurden eingelassen, durchschritten ein kleines Zimmer und befanden uns dann in Gegenwart des Rebellenhäuptlings. Es war ein Mann in den Dreißigen, groß, hager, braun, mit kleinen schwarzen, glänzenden Augen, die nicht gerade wohlwollend auf uns ruhten. Er nötigte uns jedoch höflich zum Sitzen und fragte, was wir von ihm verlangten. Wir wiederholten, daß es unsere Absicht sei, nach Sutschau zu gehen, und baten ihn, uns zu dem Behuf einen Paß auszustellen. Er ließ sich Papier und Pinsel geben und schrieb mit großer Geschwindigkeit einige Zeilen nieder, ohne nach unseren Namen zu fragen. Dann übergab er uns das Schriftstück und sagte, es sei an den Befehlshaber der nächsten größeren Militärstation gerichtet, der uns das Verlangte aushändigen würde, wozu er, als Offizier eines kleinen Vorpostens, nicht das Recht habe. — Damit wurden wir entlassen.

Unsere Bootsleute, denen wir den Paß zeigten, um sie zu beruhigen, waren dadurch gutes Mutes geworden und baten um die Erlaubnis, ihren Reis essen zu dürfen. Bei uns hatte sich der Hunger ebenfalls wieder eingestellt, und eine halbe Meile hinter dem Rebellenlager hielten wir an, um ein Mahl zu uns zu nehmen. Nach-

dem es beendet war, befahlen wir den Schiffern, vorwärts zu rudern und uns eine halbe Meile vor der Stadt, in der wir unseren Paß für Sutschau erhalten sollten, aufzuwecken. Darauf schliefen wir ein.

Als wir wieder erwachten, stand die Sonne schon tief am Himmel. Die Bootsleute schliefen und schnarchten, und das Fahrzeug lag regungslos inmitten des stillen Kanals. Wir waren verdrießlich, durch die Nachlässigkeit unserer Leute einen Nachmittag verloren zu haben, aber der Ärger machte die Sache nicht besser. Wir weckten die Schiffer und trieben sie zu rascher Arbeit an. Zu unserer Freude erhob sich ein frischer Ostwind. Das große Segel wurde aufgespannt, und nun kamen wir so schnell vorwärts, daß wir noch vor Sonnenuntergang das zweite Rebellenlager erblickten. Es befand sich in einer großen, von altertümlichen, verwitterten Mauern umgebenen Stadt, die am Kanal lag. Rings umher war kein lebendes Wesen zu erblicken, aber auf den Wällen wehten hunderte von weißen, gelben oder bunten Fahnen und Fähnchen. Als wir vor dem am Wasser gelegenen Stadtthor angelangt waren, bemerkten wir, daß es von einem starken Wachtposten besetzt gehalten wurde. Wir stiegen ans Land und näherten uns dem Thore. Die Schildwache betrachtete uns mit einiger Verwunderung, aber ohne uns den Eingang zu versperren, und der wachthabende Offizier lud uns sogar höflich ein, in sein Zimmer zu treten und uns zu setzen. Dort nahm er dann von dem offenen Briefe Kenntnis, den wir bei uns führten und ihm zeigten. Er versprach, das Schreiben zum Oberbefehlshaber zu befördern, und bat uns sodann, einige

Erfrischungen, Thee und Kuchen, mit ihm zu teilen. — Dieser Offizier war ein kleiner, ungemein beweglicher Mann. Er sprang jede Minute auf, lief, anscheinend ohne Zweck, bald in diese, bald in jene Ecke der Wachtstube, sprach abwechselnd einige Worte mit jedem seiner Soldaten und kam dann wieder in großer Hast auf uns zugelaufen, um Fragen aller Art an uns zu richten. Er hatte übrigens ein so freundliches, hübsches Gesicht, und sein seidenes Kleid und seine seidene Kappe waren so reinlich und gaben ihm ein so anständiges und einnehmendes Aussehen, daß uns seine seltene Lebhaftigkeit nicht mißfiel und wir seine Fragen bereitwillig beantworteten.

Übrigens war dieser Offizier von den zahlreichen Taiping, die mir während meiner Reise zu Gesicht kamen, der einzige, der mit der eigentümlichen koketten Sorgfalt gekleidet war, die man bei vornehmen jungen Chinesen nicht selten antrifft. Andere Rebellenoffiziere, die ich später kennen lernte, trugen teilweise einen großen Luxus zur Schau und prahlten mit kostbaren Kleidern, Waffen und Schmucksachen, aber ich hatte dann immer das Gefühl, daß die Leute sich mit gestohlenen Sachen geputzt hatten und nicht daran gewöhnt waren, sich gut anzuziehen. — Der lebhafte, kleine Mann dagegen kam augenscheinlich aus guter Familie.

Nach einer halben Stunde brachte der abgesandte Bote einen Brief zurück. Unser neuer Freund, der Offizier, durchflog seinen Inhalt und zeigte uns darauf an, daß der General mit einem Botschafter des Oberstkommandirenden der Taiping-Armee von Sutschau berate und uns deshalb nicht empfangen könne; er sende uns einen

Paß für Sutschau mit dem Wunsche, wir möchten eine gute Reise haben, und mit der Bitte, ihn auf dem Rückwege zu besuchen. — Die Rebellenpolizei war, den Fremden gegenüber, jedenfalls höflich. Wir stellten diese Thatsache mit Befriedigung fest und machten uns wieder auf den Weg nach unserem Boote. Als wir es erreicht hatten, fanden wir, daß uns von unserem beweglichen Freunde auf der Thorwache Hühner, Eier und Früchte an Bord geschickt worden waren. Wir mußten deshalb noch einmal aussteigen, um uns bei ihm zu bedanken und um ihn zu bitten, ein kleines Gegengeschenk von uns anzunehmen. Er that dies unter den höflichsten Verbeugungen und Dankesbezeugungen. Als wir bereits auf der Mitte des Kanals schwammen, sahen wir ihn noch freundlich winken und nicken und hörten, daß er uns „chin-chin!“ nachrief.

Wir waren guter Laune, als wir weiterfuhren, und hatten die Leichen, die wir am Morgen gesehen, glücklicherweise vergessen, als ein ekelhafter Geruch uns den peinlichen Auftritt wieder ins Gedächtnis zurückrief. Er rührte von einer großen Anzahl menschlicher Körper her, die zwanzig Schritte vom Ufer, mitten in einem Felde aufgehäuft waren, unbedeckt dalagen und einen scheußlichen Anblick darboten. Seitdem und bis wir nach Sutschau kamen, hatten wir noch häufig Gelegenheit, uns mit dem Anblick des Todes bekannt zu machen. Wir sahen zahlreiche Leichname im Kanal, auf den Wegen, in den Feldern und in den neuerdings zerstörten Ortschaften.

Die Sonne war untergegangen und eine sanfte Abendröte hatte sich über die stillen Fluren gelagert. Alles

umher atmete tiefen Frieden; aber die große Einsamkeit, die unnatürliche, tote Ruhe der weiten Landschaft, die unser Auge beherrschte, wirkten niederschlagend auf das Gemüt. Wir saßen schweigsam auf dem Verdeck unseres Bootes, bis es ganz dunkel geworden war, und zogen uns dann in die Kajüte zurück. Unser Boot segelte noch immer rasch vorwärts, und bis gegen elf Uhr ließen die Schiffsleute ihr einförmiges Singen und Sprechen hören. Dann bemerkten wir, daß die Segel niedergelassen wurden, und bald darauf kam der Boy zu uns, um uns im Auftrage des Bootsführers anzuraten, die Nacht vor Anker zuzubringen, da wir uns, wie er sagte, in der Nähe von verzweifelten Landbewohnern und plündernden Rebellen befänden. — Wir überzeugten uns, daß die Aussagen des Mannes richtig waren. Nicht weit von uns sahen wir eine ungeheure Feuersbrunst, und rings umher leuchtete es unheimlich von brennenden Ortschaften. Von Zeit zu Zeit tönte weit über die Fluren ein leises Schreien und Klagen, und manchmal schien es uns, als hörten wir in nächster Nähe, an den Ufern des Kanals, eilige Fußtritte von Fliehenden oder Verfolgenden. Wir willigten deshalb in den Vorschlag des Bootsmannes und brachten die Nacht vor Anker zu.

Der frühe Morgen fand uns wach. Dicht vor uns, noch näher, als ich am vorhergehenden Abend geglaubt hatte, lagen die Ruinen eines großen Dorfes, aus denen hie und da dichte Rauchwolken emporstiegen. Wir näherten uns denselben vorsichtig und überzeugten uns, daß es von lebenden menschlichen Wesen verlassen sei. Wir stiegen alsdann ans Land und durchsuchten mehrere Häuser, die

von den Flammen noch verschont geblieben waren. Wir fanden darin ärmliche schwere Möbel und Gerätschaften, die größtenteils zerschlagen und zerbrochen worden waren. Alles Wertvolle oder was leicht entfernt werden konnte, war entweder von den Fliehenden gerettet oder von den plündernden Rebellen fortgeschleppt worden. — In mehreren Häusern, sowie auch auf den Straßen lagen Ermordete. Es waren darunter mehr Weiber und Kinder als Männer. Einige der Leichname trugen keine äußeren Spuren eines gewaltsamen Todes an sich. Einer der Bootsleute, der mit uns ans Land gestiegen war, in der Hoffnung vielleicht, daß er doch noch etwas zu plündern finden würde, machte uns durch eine anschauliche Pantomime begreiflich, daß dies die Körper unglücklicher Dorfbewohner seien, die sich aus Furcht vor den Rebellen durch Selbstvergiftung ums Leben gebracht hätten. — In einem der letzten Häuser der Ortschaft fanden wir eine alte, halbblinde Frau, der ein Rest chinesischer Achtung vor grauen Haaren das Leben gerettet haben mochte. Sie saß vor einem kleinen Feuer und kochte Reis und war wohl stumpfsinnig geworden, denn unser unerwartetes Eintreten in ihre Hütte machte gar keinen Eindruck auf sie. — Hinter dem Dorfe war die Straße voll von Kleidungsstücken und elenden Gerätschaften aller Art, die wahrscheinlich während der eiligen Flucht dahingeworfen waren und die die Rebellen des Mitnehmens nicht für wert erachtet hatten.

Ich war vor meiner Abreise von Schanghai darauf vorbereitet worden, Bilder der Verheerung zu betrachten; aber was ich nun gesehen hatte, bestürzte mich doch in

hohem Grade, so daß ich mit meinem Begleiter beriet, ob es nicht vielleicht besser wäre, wieder umzukehren. Nach einiger Überlegung kamen wir jedoch zu der Überzeugung, daß unser Paß uns den Rebellen gegenüber persönliche Sicherheit gewährte, und daß die Bewohner der Ortschaften, die wir auf unserem Wege bis Sutschau noch zu durchziehen hätten, geflüchtet sein müßten. Trotz des Seufzens und Stöhnens der Bootsleute machten wir uns also wieder auf den Weg, nachdem wir rasch ein einfaches Mahl eingenommen hatten.

Am Abend des zweiten Tages nach unserer Abreise von Schanghai langten wir vor Sutschau an. Wir hatten auf dem Wege bis dahin noch viele zerstörte Ortschaften, noch viel grausames Elend gesehen, aber unserem Vordringen war nirgends Widerstand in den Weg gelegt worden, und die verschiedenen Rebellenhaufen, auf die wir gestoßen waren, hatten uns nicht einmal nach unserem Paß gefragt und sich damit begnügt, unser Boot in Augenschein zu nehmen und einige Fragen über den Zweck unserer Reise an uns zu richten.

In der unmittelbaren Nähe von Sutschau war alles verödet. Die Vorstädte, in denen bis zur Ankunft der Rebellen reges und reiches Treiben geherrscht hatte, waren nun ausgestorben. — Da es zu spät geworden war, als daß es sich der Mühe verlohnt hätte, Sutschau noch in Augenschein zu nehmen, so ließen wir nicht weit von einem der Thore Halt machen und verbrachten dort die Nacht.

Am anderen Morgen standen wir früh auf, verließen unser Boot und näherten uns dem stark bewachten Thore. Wir hatten ein kurzes Verhör von seiten des dort be=

fehlenden Offiziers zu bestehen und wurden dann in die Stadt gelassen. In der ersten Straße, die wir durchschritten, sah es noch ziemlich lebhaft aus. Rebellen und auch einige gefangene Chinesen, die man wie Sklaven und Lasttiere behandelte, trieben sich dort umher. Von diesen trugen viele auf den Wangen oder der Stirn eingeätzte chinesische Schriftzeichen. Man hatte mir schon in Schanghai davon erzählt, und ich wußte, daß diese Zeichen bedeuteten: „Ich gehöre dem himmlischen Herrschergeschlecht der Taiping an.“ Die Gezeichneten waren auf diese Weise verhindert, fortzulaufen und zu den Kaiserlichen überzugehen, die einen so gebrandmarkten Mann ohne weiteres geköpft haben würden.

Als wir einen kleinen Kanal überschritten hatten und in einen anderen, von den Mauern entlegeneren Stadtteil eingetreten waren, befanden wir uns wieder inmitten vollkommener Verödung. Die langen, geraden, engen Straßen, in denen kein lebendes Wesen zu erblicken war, die zahlreichen Brandstätten der ausgestorbenen Häuser, die tote, unheimliche Stille, die um uns herrschte, zeigten recht deutlich, wie viel Leben jeder Art die Rebellen hier getötet hatten, und ließ uns auf die Summe des unermeßlichen Elends schließen, das sie über China gebracht haben mußten.

Sutschau war noch vor kurzer Zeit eine der reichsten und schönsten Städte von China. Kaufleute hatten es das „London des Orients“ genannt, Reisende, die mehr die Eigenart des dortigen geselligen Lebens als den des dort betriebenen Handels ins Auge gefaßt, bezeichneten Sutschau als das „Paris von China“. — Die schönen

Sutschauer Seidenwaren und die schönen Mädchen von Sutschau waren gleich berühmt, und der genußsüchtige Chinese lächelte, wenn Europäer von der Pracht und den Reichtümern der Städte des Westens sprachen und sagte: „Oben ist der Himmel, auf der Erde Su und Han!" (Su-tschau und Hau-tschau).

Sutschau war, nachdem Nanking im Jahre 1853 in die Hände der Schangmaos gefallen, die Hauptstadt von Kiangsu geworden, einer Provinz, die gegen vierzig Millionen Einwohner zählte. Die Stadt selbst hatte zu Anfang des Jahres 1860 eine Bevölkerung von zwei Millionen Menschen, deren Thätigkeit, Reichtum und Aufwand sprichwörtlich waren.

Reichtum und Wohlleben, die schöne Seide und die schönen Mädchen — alles war verschwunden und zerstört, und der schwarze Mantel des Todes lag still und schwer auf der weiten Grabstätte eines in üppigster Fülle dahingeschlachteten Lebens.

Der Boy, den wir aus Schanghai mitgenommen hatten, war mehrere Male in Sutschau gewesen und konnte uns dort als Führer dienen. Er erzählte uns, daß ein großer Tempel und eine schöne Pagode die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt seien. — Wir ließen uns zuerst nach dem Tempel führen, dessen Namen San-tsin-ting (Der Tempel der drei Reinen) ist. Er besteht aus zwei großen Gebäuden, die sich inmitten eines weiten, wohlgepflasterten Hofes befinden. Beide Gebäude sind in dem bekannten chinesischen Tempelstil gehalten. Das eine hat drei Stockwerke, das andere zwei.

Wir wollten uns entfernen, ohne das Innere dieser

Bauten in Augenschein genommen zu haben, da wir erfuhren, daß der erste Lieutenant des Königs Li, eine Art Vicekönig der Rebellen, dort sein Lager aufgeschlagen habe, — als ein wohlgekleideter Mann uns nachlief, um uns sehr erregt mitzuteilen, sein Herr, der Vicekönig, der von unserer Anwesenheit gehört habe, wünsche, uns zu sprechen.

Wir machten darauf Kehrt, denn eine Weigerung, den Wünschen des Rebellenhäuptlings zu gehorchen, hätte unangenehme Folgen für uns haben können, und traten in den zweistöckigen großen Tempel ein. — In der Vorhalle, die mit Waffen angefüllt war, lungerten einige zwanzig Schangmaos, etwas besser gekleidet als diejenigen, die uns bis dahin zu Gesicht gekommen waren, und die uns frech und neugierig, aber nicht gerade übelwollend musterten. Ich freute mich über die Unerschrockenheit unseres Boy, der trotzig, mit aufgerolltem Zopfe, was in China für eine grobe Unhöflichkeit gilt, durch die Reihen der Schangmaos schritt und seine langen, geflochtenen Haare erst herunterließ, als er in die inneren Gemächer des Tempels angelangt war. Man gestattete ihm, mit uns einzutreten, da man wohl wissen mochte, daß er als Dolmetscher zu dienen haben würde.

Wir durchschritten mehrere leere Zimmer und Hallen, und wurden endlich in ein kühles, halbdunkles Gemach eingeführt, in dem sich außer einem Sofa und einem kleinen, viereckigen Tisch, auf dem Thee stand, kein Möbel befand.

Auf dem Sofa ruhte in halbliegender Stellung ein Mann von einigen dreißig Jahren. Er war mit einem hellblauen seidenen Gewande bekleidet und hielt eine

Tabakspfeife in der Hand. Seine gestickten seidenen Schuhe hatten anderthalb bis zwei Zoll dicke Sohlen, auf dem Kopfe trug er einen gelben Turban, dessen Enden über seinen Rücken bis an die Hüften hinabhingen. In der Mitte des Turbans steckte eine sehr schöne, große Perle. Ich bemerkte an seinen dünnen Armen mehrere große goldene Ringe, die, wenn er die Arme bewegte, manchmal bis auf die Mitte seiner skelettartig abgemagerten Hände glitten. Sein abgezehrtes, aber nicht unschönes Gesicht hatte die eigentümlich fahle Farbe, die den eingefleischten und bereits dem Tode verfallenen Opiumraucher kennzeichnet.

Er begrüßte uns höflich, indem er sich halb aus seiner liegenden Stellung erhob, — und da er schon früher mit Fremden in Berührung gekommen sein mochte, so ließ er für Ward und mich Stühle bringen, auch wurde uns, sobald wir Platz genommen hatten, Thee und Zuckergebäck gereicht.

Darauf begann eine Unterhaltung, die über eine halbe Stunde währte. Der Vicekönig wünschte zu wissen, ob die Fremden den Taiping geneigt seien. Wir hielten es für geraten, ihm über diesen heiklen Punkt beruhigende Versicherungen zu geben. Ward, dem es vorkam, als ob der Boy seine Worte etwas lau übersetze und der über seine eigenen Gesinnungen keinen Zweifel lassen wollte, wiederholte zu verschiedenen Malen auf Chinesisch, wovon er einige Worte verstand: „Guter Freund!“ was ich durch ein Kopfnicken bekräftigte und wozu unser gefährlicher Wirt huldreich lächelte. — Schließlich fragte er uns, ob wir während unseres Aufenthaltes in Sutschau eine Wache

haben wollten, und als wir dies ablehnten, da in seinem Lager vollständige Sicherheit für Fremde zu herrschen scheine, überreichte er uns einen Paß, der während unseres Aufenthaltes von einem Offizier aufgesetzt worden war und der uns überall, wo die Taiping befahlen, gute Aufnahme sichern sollte.

Vom „Tempel der drei Reinen“ begaben wir uns nach der berühmten neunstöckigen Pagode Pocktsu. Wir mußten zu dem Behufe einen großen Teil der Stadt durchschreiten, von deren Ausdehnung und Eigentümlichkeit ich mir auf diese Weise einen klaren Begriff verschaffen konnte. — Die Straßen, durch die wir kamen, waren so eng, daß, obgleich sie ganz leer waren, vier Personen darin nicht hätten neben einander gehen können. Die Hauptstraße sogar war nicht breiter als bei uns die engste Gasse, und in den Nebenstraßen mußten wir einer hinter dem anderen schreiten, weil darin nicht Platz für zwei Personen neben einander war. Die Häuser waren verschlossen, aber in den meisten hatte man die Thüren eingeschlagen. Wir durchsuchten mehrere dieser Wohnungen, und fanden darin nur noch schwere und wertlose Möbel und Gerätschaften. Die Stadt war von den Rebellen in der gründlichsten Weise ausgeplündert worden.

In der Pagode, die sich auf einem großen Platze am äußersten Ende einer der Hauptstraßen von Sutschau befindet, lagerte ein Wachtposten. Der Offizier gestattete uns jedoch, den Tempel zu besuchen.

Das erste Stockwerk, in dem früher zahlreiche Götzenbilder gestanden hatten, wie man sie in den meisten chinesischen Pagoden findet, war ausgeräumt worden und diente

jetzt einem Haufen von Rebellen zum Lager, in den anderen acht Stockwerken sahen wir viele Götzenbilder. Sie waren sämtlich verstümmelt: den meisten hatte man die Nase abgeschnitten, andere waren ganz in Stücke geschlagen und von den Sockeln geworfen worden, auf denen sie seit Jahrhunderten von gläubigen Chinesen vergöttert worden waren. — Von der Höhe der Pagode Pocktsu hatten wir bei klarem Himmel eine schöne Aussicht über die Stadt und Umgegend von Sutschau. Ich bemerkte in der Stadt weiter kein sehr großes Gebäude als die zu dem bereits erwähnten „Tempel der drei Reinen" gehörigen. Außerdem zogen vier Pagoden, bedeutend kleiner als Pocktsu, meine Aufmerksamkeit auf sich.

Sutschau ist von einer etwa fünfunddreißig Fuß hohen, gut unterhaltenen Ringmauer umgeben. Im Nordteil findet man große Gärten und offene Felder, in den anderen Vierteln der Stadt drängt sich in den engen Straßen Haus an Haus, in dem Maße, daß Sutschau wohl eine drei- oder viermal größere Einwohnerschaft haben könnte als eine europäische Stadt gleichen Umfanges. Trotzdem sah ich in vielen der kleinen Höfe schöne, alte Bäume, die anscheinend mit großer Sorgfalt gepflegt worden waren und von dem Sinn der Besitzer für etwas anderes als das rein Geschäftliche zeugten.

Von der Pagode aus kehrten wir nach unserem Boote zurück, das uns, während wir eine einfache Mahlzeit einnahmen, nach einem der berühmtesten Vergnügungsplätze von Sutschau führte. Er befindet sich in einer Vorstadt, dicht bei einer alten Pagode, die Hutschau genannt wird. — Diese Pagode ist auf der Spitze eines malerischen,

etwa zweihundert Fuß hohen Felsens erbaut und von zahlreichen Theehäusern und Läden umgeben.

Wir saßen lange Zeit auf der Terrasse eines dieser verödeten Theehäuser und überblickten in ernster Stimmung die zerstörte Herrlichkeit der sich zu unseren Füßen ausbreitenden großen Stadt, und die schöne, weite, grüne Landschaft, die, von der Abendsonne vergoldet, ein trügerisches Bild tiefen Friedens, vor uns lag.

Als wir kurz vor Sonnenuntergang wieder in unserem Boote angelangt waren, fanden wir dort einen amerikanischen Schiffsdoktor, der sich seit vierzehn Tagen in Sutschau niedergelassen hatte und aus der „königlichen" Kasse ein monatliches Gehalt von tausend Taels, ungefähr sechstausend Mark, bezog. Er war aber des Lebens unter dem wüsten Gesindel bereits müde geworden und fragte mich, ob ich Lust verspüre, sein Nachfolger zu werden. In diesem Falle wollte er mich „bei Hofe" vorstellen, und die Sache könne in wenigen Minuten abgemacht werden. Ich antwortete ihm, daß mir die ersten Elemente der Heilkunde fremd seien. Da lächelte er mit großer Verschmitztheit, schloß bedeutungsvoll das eine Auge und sagte: „Kaufen Sie mir meine Apotheke ab, die ich Ihnen für zweihundert Dollars überlassen will. Meinen ‚Schiffsdoktorführer' sollen Sie als Zugabe bekommen — und dann sind Sie, bei Gott! ein so guter Arzt, wie diese Banditen jemals gesehen haben oder zu sehen bekommen werden."

Sutschau wurde am 9. Juni 1860, also ungefähr zehn Wochen, ehe ich es damals wiedersah, von den Rebellen erobert. Sie konnten von der großen und verhältnis-

mäßig stark befestigten Stadt ohne Schwertstreich Besitz ergreifen. Die entmutigte kaiserliche Besatzung hatte dieselbe verlassen, sobald sie von dem Nahen der Taiping gehört, und auch die Mehrzahl der Bürger war damals bereits geflüchtet. Der Gouverneur von Sutschau jedoch, Szü, ging in heroischer Weise unter. Als er sah, daß die Stadt, die ihm von seinem Kaiser anvertraut war, rettungslos verloren sei, ließ er seine Weiber und Kinder in ein großes Haus einsperren, das er in Brand steckte. Er selbst erhängte sich darauf an einem Baum in dem zu seinem Palaste gehörigen Garten, wo sein Leichnam, nachdem er von den Rebellen gefunden worden war, abgeschnitten und verstümmelt wurde. Auf den Ärmel seines hellseidenen Kleides hatte er mit großen Buchstaben geschrieben, er habe sich und den Seinen den Tod gegeben in der Hoffnung, dadurch den Zorn der Götter und den seines Kaisers zu versöhnen.

Wir hätten noch lange in Sutschau bleiben können, aber wir durften nicht annehmen, daß wir dort noch etwas Neues sehen würden. Wir waren ermüdet von der ununterbrochenen Reihe von Greuelbildern, die seit mehreren Tagen an uns vorübergezogen war, und am Morgen des nächsten Tages traten wir unsere Rückreise nach Schanghai an. Die Nacht, die wir in Sutschau zubrachten, war eine sehr unruhige, da wir bis zum Tagesanbruch von verdächtigen Booten umringt waren, die zu verschiedenen Malen Anstalt machten, bei uns anzulegen, dann aber durch das Schreien der Bootsleute und da sie uns wohl gut bewaffnet wußten, immer wieder zurückgetrieben wurden. — Während der Rückfahrt hatten wir noch mit manchen

Unannehmlichkeiten zu kämpfen, langten aber, ohne wirkliche Gefahr bestanden zu haben, am 10. August, sieben Tage nach unserer Abreise, wohlbehalten wieder in Schanghai an.

* * *

Wenige Tage nach meiner Rückkehr von Sutschau, am 15. August, verbreitete sich das Gerücht in Schanghai, die Rebellen seien im Anmarsch. Die Fremden nahmen diese Nachricht mit Ruhe auf; aber in der chinesischen Stadt und in den Vorstädten von Schanghai herrschte darüber große Bestürzung. Alles rettete sich von dort nach der Fremdenniederlassung. Die engen Straßen waren zum Erdrücken voll von Fliehenden, die Habe und Leben vor den gefürchteten Taipings in Sicherheit bringen wollten. Greise und Kinder waren zahlreich in der erschreckten Menge, aber am hilflosesten nahmen sich die Frauen und Mädchen aus, die auf ihren verstümmelten Füßen wackelnd und keuchend hinter den leichter einherschreitenden Männern dahinschwankten.

Ich sah dem Treiben vom französischen Viertel aus, das unmittelbar an die chinesische Vorstadt stößt, eine Stunde lang zu, dann, ermüdet von dem unerquicklichen Anblick der geängstigten Menge, begab ich mich in den englischen Klub, wo ich annehmen durfte, die sichersten Nachrichten über die Bewegungen der Rebellen zu erfahren. Man zeigte mir dort einen Anschlagzettel in chinesischer Sprache, der in der vorhergehenden Nacht durch geheime Sendlinge der Schangmaos in Schanghai

verbreitet und von „Li, dem getreuen König des großen Reiches des Friedens, dem kaiserlichen Kommissär des Himmlischen Herrschers und Befehlshaber der Truppen von Sutschau“ gezeichnet war. — Der englische Konsul hatte von diesem Schriftstück eine Übersetzung anfertigen lassen, die im Auszuge lautete:

„Ich schicke euch (den Einwohnern von Schanghai) diese dringende und ernste Ermahnung, auf daß ihr endlich von eurer geistigen Blindheit geheilt werden und nicht selbst großes Unglück über euch bringen möget.

„Seit Jahren gehorchen wir dem himmlichen Befehl, der uns aufgetragen hat, das grausame Herrschergeschlecht der Mantschuren zu vernichten. Es hatte tausende und abertausende gewaffnete Streiter in seinem Dienste; aber unsere Getreuen haben sie geschlagen und sie sind vor unserem Zorn verschwunden wie Schnee in siedendem Wasser. Nachdem wir sie aus der Nähe von Nanking vertrieben haben, sind wir über den Trümmern eroberter Ortschaften nach Sutschau vorgedrungen und haben uns dieser Stadt bemächtigt. Diese Ereignisse können euch nicht unbekannt geblieben sein, wennschon ihr an der äußersten Grenze der Provinz Kiangsu wohnt.

„Ich befehle euch nun, nach dem Erscheinen dieses Aufrufs eine Gesandtschaft an mich abzusenden, um eure Unterwerfung kund zu thun. In diesem Falle soll euch kein Leides geschehen, und ich werde Gnade walten lassen.

„Seit dem Ausbruch der heiligen Revolution im Süden Chinas, seit zehn Jahren, hat kein Feind uns widerstehen können. Tausende von Siegen zeugen für unsere Kraft. Glaubt ihr, daß eure kleine Stadt mit

Erfolg und ungestraft den Versuch machen dürfe, da zu widerstehen, wo ganz China sich unterwirft?

„Ergebt euch, und ich bringe euch Frieden und Ruhe — widersetzt euch, und das Elend, das euch erdrücken wird, falle auf euer Haupt! Meine Pläne sind fest wie die Berge, und meine Befehle unwiderstehlich wie die Meeresflut. Zittert und gehorcht und unterwerft euch dem klaren Ausdruck meines gerechten Willens!"

Der Abend desselben Tages zeigte bereits, daß König Li es mit seiner Drohung ernst gemeint habe. — Als ich nach dem Essen, gegen neun Uhr, mit Walsh auf der Veranda saß, erschien plötzlich der fette Away, der Comprador von Russell & Co., um seinem Herrn anzuzeigen, daß man zahlreiche große Feuersbrünste in der unmittelbaren Nähe von Schanghai entdecke. — Er nannte verschiedene kleine und größere Ortschaften, von denen mir einige dem Namen nach bekannt waren, und die sich sämtlich auf dem Wege von Sutschau nach Schanghai befinden. Wir wollten uns durch den Augenschein von der Richtigkeit dieser Mitteilungen überzeugen und bestiegen einen kleinen Aussichtsturm, der sich auf dem Dache des Russell'schen Hauses befand. Dort sahen wir den im Westen unheimlich geröteten Nachthimmel und erkannten zahlreiche, vereinzelt liegende Herde ungeheurer Feuersbrünste.

Walsh nahm die Sache ziemlich kühl. — „Ich glaube nicht," sagte er, „daß die Fremden etwas von den Taiping zu fürchten haben. Die Rebellen haben bei jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben, wie sehr ihnen daran liegt, sich mit uns auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Es

ist möglich, daß sie die chinesische Stadt zerstören, und das ist traurig genug — aber daran können wir nichts ändern. Was die Fremdenniederlassung angeht, so flößt mir deren Schicksal keine Besorgnis ein."

Ich war begierig, zu erfahren, was andere in Schanghai ansässige Fremde zu der Sache sagen würden, und begab mich deshalb wiederum in den benachbarten englischen Klub. Ich kam dort gerade zur rechten Zeit an, um den Beschlüssen eines „Meeting" beizuwohnen, zu dem sich die Mehrzahl der in Schanghai lebenden jungen englischen, amerikanischen und deutschen Kaufleute zusammengefunden hatte. Eine Abordnung, aus drei Mitgliedern der Versammlung bestehend, war soeben ernannt worden, um Colonel Niel, den derzeitigen ersten Sekretär der englischen Gesandtschaft in China, zu ersuchen, den Befehl über die „Schanghai-Volunteers", das heißt über ein Korps von nicht mehr und nicht weniger als hundertundfünfzig streitbaren Mannen, zu übernehmen, das sich mit Siegesgewißheit darauf vorbereitete, die Fremdenniederlassung gegen alle Taiping des Himmlischen Reiches zu verteidigen.

Die Sache war jedoch keineswegs unbedenklich, wie ich mir klar machte, als ich an die Verwüstungen zurückdachte, die mir die Reise nach Sutschau vor Augen geführt hatte; und der Übermut der jungen Leute, die sich „excellent sport" von einem Zusammentreffen mit den Rebellen versprachen, hätte wohl in tragischer Weise gekühlt werden können, — da im Fall eines ernsten Angriffes der 15 bis 20000 Mann starken Armee des Königs Li, an eine erfolgreiche Verteidigung der Fremden-

niederlassung durch 150 Freiwillige nicht zu denken war —, wenn nicht zum Glück noch 1400 englische und französische Soldaten, ein Teil der verbündeten Armee, die im Kriege gegen China verwandt werden sollte, in Schanghai anwesend gewesen wären. Diese wurden angewiesen, die mit hohen Mauern umgebene chinesische Stadt zu besetzen und dort den ersten Anprall der Rebellen auszuhalten. — Es waren gute und vortrefflich bewaffnete Soldaten; bei den Rebellen dagegen fand man nur wüstes, undisziplinirtes Gesindel, das im Kampfe gegen die gleich schlechten kaiserlichen Soldaten Unheil anrichten konnte, einer regulären europäischen Truppe gegenüber aber wenig furchtbar erschien.

Colonel Niel, der noch in später Stunde durch die Abordnung der „Schanghai-Volunteers“ von den Beschlüssen des „Meeting“ im englischen Klub benachrichtigt wurde, nahm den ihm angebotenen Oberbefehl ohne Zögern an.

Während der nächsten Tage hatten die jungen Freiwilligen allerhand Zeitvertreib. Sie mußten, trotz der starken Hitze, recht ordentlich exerziren, um wenigstens die ersten Elemente militärische Disziplin zu erlernen, auch lag ihnen die Verpflichtung ob, hinter den Barrikaden, die die Fremdenniederlassung gegen ein Vordringen der Rebellen verteidigen sollten, Wache zu stehen. Glücklicherweise waren viele der Freiwilligen kräftige, abgehärtete junge Männer, deren Muskeln und Nerven auf der Rennbahn und auf dem Fluß gestählt waren, so daß sie den schweren Anforderungen, die an sie gestellt wurden, besser gnügen konnten, als man zu hoffen berechtigt ge-

wesen war. Auch zeigten sie ganz allgemein den schönen Eifer, den die meisten Bürger mit den Abzeichen des Militärstandes anzuziehen pflegen. Jedermann war auf seinem Posten und überwachte die ihm anvertrauten Straßen mit einer Aufmerksamkeit, als wäre der noch meilenweit entfernte Feind schon in die Stadt eingedrungen. — Ich wurde, als ich am hellen Tage in der Fremdenniederlassung spazieren ging, vor jeder Barrikade mit einem drohenden „Wer da?" angerufen, als könnte ich trotz meines weißen Gesichtes ein verkappter Schangmaos sein, und ich glaube, man würde mich nach allen Regeln der Kunst unbarmherzig niedergeschossen haben, wenn ich mich nicht stets beeilt hätte, so laut ich konnte, „Gut Freund!" zurückzugeben. Dann ließ man mich passiren, und die energische Schildwache entpuppte sich nicht selten als ein gutmütiger Bekannter, der mich aufforderte, mit den „Kameraden", die in der Nähe ein kühles Obdach gefunden hatten, ein Glas Soda und Brandy zu trinken.

Am 18. August langte die Nachricht in der Fremdenniederlassung an, ein französischer Missionär, der Pater Massa, der einer chinesischen Schule, eine Stunde Wegs von Schanghai gelegen, vorstand, sei mit seinen Zöglingen, vierzig an der Zahl, von den Rebellen ermordet worden. Der englische und der französische Minister in China, die Herren Bruce und Bourboulon, sandten darauf eine Bekanntmachung an den Rebellenkönig, in der sie ihm mitteilten, daß englische und französische Soldaten die chinesische Stadt Schanghai sowohl wie das Fremdenviertel besetzt hätten und jede Annäherung der Rebellen mit den Waffen zurückweisen würden.

Das amtliche Schriftstück verfehlte die damit beabsichtigte Wirkung. König Li ließ es unbeantwortet, und am 20. August drang eine zahlreiche Abteilung seiner Armee in die chinesische Vorstadt ein. Die Rebellen wurden zwar bald wieder daraus vertrieben, aber sie hatten doch Zeit gehabt, mehrere Häuser auszuplündern und in Brand zu stecken und einige zwanzig bis dreißig wehrlose Chinesen zu ermorden. Auch waren sie durch den ersten Mißerfolg nicht entmutigt, denn am nächsten Tage schon rückten sie in großen Massen gegen die chinesische Stadt vor.

Ich hatte mich dorthin begeben, um von den Mauern dem Kampfe, dessen Ausgang übrigens keinem der Fremden Besorgnis einflößte, beiwohnen zu können.

Die Rebellenarmee nahm sich, von weitem gesehen, nicht schlecht aus. Die zahllosen Fahnen und Fähnchen, die sie mit sich führte, flatterten lustig in der Morgenluft und gewährten einen hübschen Anblick. Es sah aus, als nähere sich uns ein großer Festzug.

Plötzlich sah ich in der Luft eine leichte Rauchwolke, und dann vernahm ich das Geknatter einer wohlgenährten Gewehrsalve. — Die Engländer und Franzosen hatten von ihren vorgeschobenen Positionen aus Feuer gegeben. Ich konnte, da ich kein Fernglas mitgebracht hatte, nicht erkennen, ob das Schießen tödliche Wirkung gehabt habe; aber ich sah die flatternden Fähnchen Halt machen. Eine Viertelstunde lang blieb alles ruhig, dann kam wieder Bewegung in das bunte Treiben: die Rebellen zogen sich langsam und schweigsam zurück, ohne einen Schuß erwidert zu haben. Es hatte sie augenscheinlich ebenso überrascht, wie es ihnen unangenehm gewesen war, daß

man ihnen aus weiter, von ihren Waffen gar nicht zu erreichender Entfernung, die drohende Warnung zugesandt hatte, bei ihrem Leben nicht weiter vorzudringen.

Einige tausend Schritte hinter der Linie, wo die Rebellen Feuer erhalten hatten, machten sie wieder Halt. Man ließ sie dort unbehelligt. Die kleine europäische Armee mochte stark genug sein, um hinter hohen Wällen und festen Barrikaden Schanghai und die Fremdenniederlassung gegen die Schangmaos zu verteidigen; aber sie hätte sich nicht ohne unverantwortliche Waghalsigkeit anmaßen dürfen, den zwanzigmal stärkeren Feind in offenem Felde anzugreifen.

Am 25. August bemerkte man große Bewegung im Rebellenlager. Die Fremden machten sich auf einen neuen Angriff gefaßt; aber am nächsten Morgen verbreitete sich in aller Frühe die Kunde, die Taiping seien verschwunden. — Sie hatten während der Nacht ihr Lager in der unmittelbaren Umgebung von Schanghai geräumt, und da sie weder schwere Bagage noch Feldgeschütze mit sich zu schleppen hatten, so waren sie, als man von ihrem Rückzug Kenntnis erlangte, schon so weit, daß nirgends mehr eine Spur von ihnen zu entdecken war. Es verlautete, König Li habe über Sunkiang den Rückzug nach Sutschau angetreten.

Ich machte während des Nachmittags in Begleitung einiger Bekannter einen Ritt durch die Stellungen, die die Rebellen zehn Tage lang innegehalten hatten. Wir fanden überall dieselbe greuliche, vollständige Verwüstung, die ich während meiner Fahrt nach Sutschau bis zum Ekel kennen gelernt hatte.

Der „North-China-Herald“ veröffentlichte bald darauf zwei lange Briefe, die König Li, unmittelbar vor dem Abzug seiner Truppen, an den englischen und an den französischen Minister oder vielmehr an die Mitglieder der Fremdengemeinde gerichtet hatte, und in denen er feierlich gegen die unfreundliche Behandlung Verwahrung einlegte, die ihm und den Seinigen seitens der Europäer zu Teil geworden war. In diesen Briefen, längst vergessenen Schriftstücken, die mir aber kennzeichnend für das Rebellentreiben in China erscheinen, hieß es unter anderem:

„Seitdem ich vor langen Jahren auf Befehl meines heiligen Herrschers eine Armee gebildet habe, um die Welt von der Tyrannei der Mantschuren zu befreien, habe ich hunderte von Schlachten gegen die Ungläubigen geschlagen, und aus allen Kämpfen bin ich als Sieger hervorgegangen. — Als ich mich vor kurzer Zeit der Stadt Sutschau bemächtigt habe, sind viele eurer Landsleute zu mir gekommen und haben mich gebeten, ich möge mich nach Schanghai begeben, um dort mit den befugten Persönlichkeiten zu besprechen, was auf die Verbindung zwischen den Fremden und den Soldaten meiner Armee Bezug haben könnte. In wohlwollender Berücksichtigung dieses Anliegens bin ich zu euch gekommen, nicht um Streit zu suchen, sondern um eure Vertragsvorschläge entgegenzunehmen.

„Ich gebe euch zu erwägen, daß ich als Befehlshaber einer ungeheuren Armee keineswegs durch den Widerstand, den ihr mir entgegengesetzt habt, davon abgehalten worden bin, Schanghai zu zerstören. Wenn ich, ohne auf euren

Angriff zu antworten, meine Truppen unthätig unter den Mauern von Schanghai habe verweilen lassen, so ist dies wahrlich nur aus Achtung vor unserem gemeinschaftlichen Glauben geschehen. Indem ich euch bekämpfte und besiegte, hätte ich den Mantschuren das Recht gegeben, in freudigem Spott zu sagen, daß sich die Glieder einer und derselben Familie unter einander erwürgten. Um unseren gemeinschaftlichen Feinden diese Freude nicht zu bereiten, setzte ich eurer grausamen Herausforderung langmütige Milde entgegen.

„Mein Herr und Meister ist vom Himmel gesandt und regiert nun seit zehn Jahren. Sein Reich umfaßt die ergiebigsten Provinzen des Südens und des Ostens, sein Staatsschatz enthält des Goldes genug, um alle Bedürfnisse seiner Armee zu befriedigen. In kurzer Zeit wird ganz China unter seinem Scepter vereinigt sein. — Glaubt ihr wirklich, daß Schanghai allein ihm widerstehen könnte?

„Die Völker von England und von Frankreich bekriegen augenblicklich die Tsing-Dynastie. Es ist unmöglich, daß ihr die Schlacht von Tiensin schon vergessen habt! — Wir kämpfen, um unser Vaterland den Händen der Mantschuren zu entreißen. Wir stehen der Tsing-Dynastie in unversöhnlichem Haß gegenüber; aber mit den fremden Völkern des Westens suchen wir keinen Streit.

„Ihr legt großen Wert auf Handel, und wir können euch Freiheiten und Rechte einräumen, größer, als ihr sie jemals von den Mantschuren erlangen werdet.

„Nun ist aber euer Benehmen so wild und un-

gebührlich, daß ich mir dasselbe nur durch ein Mißverständnis erklären kann.

„Um darüber Aufklärung zu erlangen, veröffentliche ich diese Kundgebung. Unter den Fremden, die sich in Schanghai niedergelassen haben, müssen sich Leute befinden, die das Nützliche von dem Schädlichen, das Gerechte von dem Schlechten unterscheiden können. An diese Männer wende ich mich hier, und indem ich meine Entrüstung über das, was vorgefallen ist, unterdrücke, zeige ich ihnen noch einmal Mittel und Wege, um zu einem freundschaftlichen Verständnis mit mir zu gelangen. — Sollte einer von euch darüber betrübt sein, daß meinem wohlwollenden Entgegenkommen so ungebührliche Aufnahme bereitet worden ist, so mag er zu mir kommen und sich mit mir beraten. Er hat nicht zu befürchten, ungastlich aufgenommen zu werden, denn alle meine Handlungen gehorchen den Grundsätzen der Gerechtigkeit. — Aber wenn ihr mich ferner als Feind behandeln wollt, so entscheide die Zukunft, wer von uns der Sieger und wer der Geschlagene sein soll. Ihr mögt euch darüber trügerischen Hoffnungen hingeben; ich, der ich die Befehle des vom Himmel gesandten Herrschers ausführe, ich habe über den Ausgang eines Kampfes mit euch keine Zweifel. — Ich wünsche, daß eure Entschlüsse nicht Elend über euch bringen.

„Dies ist eine feierliche Mahnung! Sie ist gegeben worden am vierzehnten Tage des siebenten Monats des zehnten Jahres des Himmlischen Königreiches der allgemeinen Glückseligkeit."

Ich weiß nicht, was seitdem aus dem großsprecherischen König Li und aus seiner „unwiderstehlichen" Armee ge-

worden ist. Ich vermute, er und seine Leute haben das Los der anderen Taiping geteilt, die unter dem Henkersmesser und den Schwertern der Kaiserlichen jämmerlich umgekommen sind.

Bald nach den Ereignissen, deren Zeuge ich in Schanghai gewesen bin, ließen sich die fremden Mächte, namentlich England, das seine Handelsinteressen gefährdet sah, angelegen sein, der chinesischen Regierung gute Ratschläge zu erteilen. Hart bedrängt, lieh sie denselben ausnahmsweise ein williges Ohr. Sie nahm eine große Anzahl fremder Offiziere, unter anderen den bekannten englischen Oberst Gordon, in ihren Sold. Diese Offiziere brachten es durch unermüdliche Ausdauer dahin, die kaiserliche Armee einigermaßen zu disziplinieren und einen kleinen Teil der Eingeborenen mit den Grundzügen europäischer Taktik und Strategie bekannt zu machen. Sobald sie dies erreicht hatten, führten sie die Kaiserlichen gegen die Taiping, die nirgends Stand zu halten vermochten, aus ihren festen Stellungen vertrieben und schließlich aufgerieben wurden. — Heute findet man keinen „langhaarigen“ Rebellen mehr in China, und die furchtbaren Wunden, die Hung, der „Himmlische König“, dem Lande während einer zwölfjährigen Schreckensherrschaft geschlagen hat, sind in unglaublich kurzer Zeit geheilt und vernarbt. In Sutschau, das im Jahre 1860 vollständig ausgestorben war, sollen nach den neuesten Berichten aus China, heute wieder zwei Millionen Menschen leben.

Die chinesischen Vertragshäfen.

Südlich von Schanghai, zwischen diesem Hafenplatze und Honkong, liegen die Küstenstädte Ningpo, Futschau, Amoy und Swatow, die dem fremden Handel unter denselben Bedingungen geöffnet sind wie Schanghai. Hongkong ist englische Kolonie, Macao, das an der Südspitze der Kantonstraße in geringer Entfernung von Honkong gelegen ist, gehört seit Jahrhunderten den Portugiesen. Die große chinesische Stadt Kanton endlich liegt zwischen Hongkong und Macao, nördlich von diesen beiden Plätzen und in geringer Entfernung von denselben. Auch Kanton gehört zu den sogenannten Vertragshäfen. — Von all' diesen Städten, die ich während der Jahre 1859 bis 1869 kennen lernte und verschiedene Male besuchte, habe ich nach dem, was ich über das Leben in Schanghai gesagt, hier nur wenig zu berichten. Ich fand die Fremden an den genannten Orten unter ähnlichen Bedingungen ansässig wie in Schanghai und erfreute mich bei allen der gastlichsten Aufnahme.

In Ningpo, wohin ich mich zum erstenmale an Bord eines kleinen, schnell segelnden, stark bewaffneten

Opiumschiffes, der „Rosina“, begeben hatte, erzählte mir mein Wirt haarsträubende Geschichten von den Missethaten der Seeräuber. Auch lernte ich dort, im Vorübergehen, einen französischen „Sturmvogel“ kennen, einen Mann, der einen historischen Namen führte und in der That wie vornehmer Leute Kind aussah. Er war groß und schlank und von bleicher Gesichtsfarbe. Er hatte regelmäßige, edle Züge, schwarzes, glänzendes Haar und auffallend helle Augen, die von der südländischen Hautfarbe und den dunklen Haaren seltsam abstachen. Man hielt ihn für einen gefährlichen Menschen und erzählte schlecht verbürgte und schwer glaubliche Sachen über ihn. Er sollte eine Zeitlang mit den Taiping-Rebellen und später sogar mit den berüchtigten Ningpo-Piraten gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Aber man hatte keine Beweise seiner Schuld gegen ihn vorzubringen, und niemand fühlte sich geneigt, aus Interesse für das Gemeinwohl, sein Ankläger zu werden. So lebte er seit einigen Monaten in Ningpo, mißtrauisch beobachtet und ängstlich gemieden, aber thatsächlich unbehelligt. Er gab, als ich ihm auf der öffentlichen Promenade begegnete, einem schmächtigen, hübschen, elegant gekleideten jungen Menschen den Arm, der mit seinen winzigen Füßen und seinen dreisten, großen, schwarzen Augen wie eine verkleidete Frau aussah und allgemein als eine solche galt. Der Graf und sein jugendlicher Gefährte verschwanden eines Tages aus Ningpo. Man wußte nicht, wohin sich das abenteuerliche Paar gewandt haben mochte, und niemand kümmerte sich sonderlich darum. — Einige Wochen später begegnete ein Dampfschiff, auf dem Wege von Schanghai nach Ningpo, einem verlassenen Boote, das mit

der Ebbe aus dem breiten Strome, an dem Ningpo gelegen ist, in die offene See hinaustrieb. Der Kapitän des Dampfschiffes hielt an und ließ sich durch einige seiner Leute das treibende Boot heranholen, um es ins Schlepptau zu nehmen. In dem Fahrzeug fand man einen Leichnam, der vom Kapitän und von mehreren der Fahrgäste als der des französischen Grafen erkannt wurde. — Der Mann war ermordet worden. Er hatte eine Kugel in der Brust, und sein ganzer Körper war mit Hieb- und Stichwunden bedeckt. Der französische Konsul leitete der Ordnung halber eine Untersuchung ein, die jedoch, wie die meisten ähnlichen Untersuchungen in China und Japan, erfolglos blieb. Es wurde nur festgestellt, daß der Graf und sein Gefährte, als sie Ningpo mit ihren wenigen Habseligkeiten verlassen, sich in eines jener offenen Fischerboote begeben hatten, die sich zu tausenden auf dem Strome und an der Küste umhertreiben. Der Besitzer des Fahrzeuges konnte nicht ermittelt werden. Man vermutete, der Graf sei von Piraten überfallen und ermordet worden. Was bei der Gelegenheit aus der Frau geworden sein mochte, die ihn begleitete, darüber war nichts zu ermitteln. Sie hatte wahrscheinlich sein Schicksal geteilt.

Es sei hier beiläufig bemerkt, daß sich in den zahlreichen und dichten Schwärmen von „Sturmvögeln", die zu Anfang der sechziger Jahre — das heißt zur Zeit der Taiping-Rebellion, des englisch-französischen Krieges gegen China und der Eröffnung von Japan — aus allen Weltteilen nach dem fernen Osten gezogen kamen — daß sich in diesen Schwärmen, wie in denen anderer Wandervögel, auch einige Weibchen befanden.

Von diesen wilden, geheimnisvollen Wesen läßt sich jedoch an dieser Stelle nicht viel mehr sagen, als daß es Sturmvögel von reinstem Blut, richtige „Küchlein der Mutter Carey“ *) waren und als solche ohne Familie, heimatlos und unberechenbar. — Die Gefährtin des Grafen mochte eines dieser abenteuerlichen Wesen gewesen sein. Sie wurde, nachdem sie verschwunden war, von niemand vermißt oder betrauert.

Ningpo-fu, die „freundliche Wellenstadt“, eine der schönsten Städte der reichen Provinz von Tschekiang, liegt in einer fruchtbaren, sorgfältig kultivirten, bergumschlossenen Ebene. Sie ist, wie Schanghai, von einem an dreißig Fuß hohen, mit Gras bewachsenen, von zahlreichen Türmen überragten Mauerwall umgeben und hat ungefähr eine halbe Million Einwohner. Ningpo besitzt viele Klöster und Tempel, darunter den in ganz China berühmten Tempel, welcher der Göttin Ma-tsu-pu geweiht ist und aus dem zwölften Jahrhundert herrührt; ferner die uralte, sechzehneckige Pagode Tienfung-tah — „die vom Himmel geschenkte Pagode“ —, die um das Jahr 750 errichtet sein soll. Von der Höhe dieses Turmes überblickt man ganz Ningpo. Die Stadt gewährt dem Europäer einen

---

*) „Mother Carey's chicken“ nennt man eine Art Seevögel, die am häufigsten bei schlechtem Wetter gesehen werden und in denen die Matrosen die sichern Vorboten eines nahenden Sturmes erblicken. Sinnentsprechend werden auch Abenteurer, die zu unruhigen Zeiten auftauchen, später aber gewöhnlich spurlos wieder verschwinden, als „Küchlein der Mutter Carey“ bezeichnet.

eigentümlichen Anblick: mit ihren engen Straßen und dem starken Ringwall, der sie umgiebt, gleicht sie einer großen, mittelalterlichen Feste.

Die Fremden, denen Ningpo durch den Friedensvertrag von 1842 geöffnet wurde, haben sich außerhalb der Ringmauer der chinesischen Stadt niedergelassen. Das „Settlement“ liegt zwischen zwei Flüssen, von denen aber nur der kleinere auf einer Schiffbrücke überschritten werden kann; um über den zweiten Strom zu gelangen, bedienen sich die Fremden ihrer sogenannten „Hausboote“ oder eines öffentlichen Fährkahnes.

Im Jahre 1861 wurde Ningpo von den Taiping-Rebellen erobert. Sie richteten dort große Verwüstungen an, so daß sie auch den fremden Kaufleuten, die auf den Handel mit der chinesischen Stadt angewiesen sind, erheblichen Schaden zufügten. Die Klagen darüber fanden Gehör, und im Jahre 1862 wurden einige französische und englische Truppenabteilungen nach Ningpo entsandt, denen es nach kurzem Kampfe gegen eine erdrückende Übermacht gelang, die Rebellen aus Ningpo zu verjagen, in ähnlicher Weise, wie ihre Waffenbrüder im Norden, die Rebellen aus der Umgegend von Schanghai vertrieben hatten.

Ningpo ist eine reiche Handelsstadt. Ihre Opium-, Thee- und Seidehändler stehen mit der ganzen Welt in Verbindung. Doch hat Ningpo für den fremden Verkehr nicht annähernd dieselbe Wichtigkeit wie Schanghai, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der Hafen von Ningpo klein und der Strom, an dem die Stadt liegt, nur für Schiffe mit geringem Tiefgang fahrbar ist. — Besonders kennzeichnend für Ningpo ist, daß ein

unverhältnismäßig großer Teil der Bevölkerung — man sagt ein Fünftel — dem Gelehrtenstande angehört. Ferner ist zu erwähnen, daß die Kunsttischler von Ningpo weltberühmt sind. Es giebt kaum ein europäisches Haus in China oder in Japan, in dem man nicht „Ningpo-Betten", „Ningpo-Bilderrahmen", „Ningpo-Stühle" oder „-Tische" fände. Aber auch in Europa, namentlich in England, sind diese Möbel unter dem Namen „Ningpo-Furniture" wohlbekannt und verbreitet. Sie sind gewöhnlich aus gelbem oder hellbraunem, kunstreich durchbrochenem, mit grotesken Elfenbeinschnitzereien verziertem Holze. Ich erinnere mich, in einem Möbelmagazin in Ningpo das größte Bett gesehen zu haben, das mir in meinem Leben zu Gesicht gekommen ist. Es war volle fünfzehn Fuß lang und zehn Fuß breit und bildete ein kleines Gemach, das dazu bestimmt schien, einer ganzen Familie als Schlafstätte zu dienen. Im allgemeinen sind jedoch die Ningpo-Möbel kleiner, eleganter und billiger, aber auch weniger dauerhaft als die massiven, gewöhnlich mit Marmorplatten versehenen Tische, Stühle und Bänke aus schwerem, hartem, dunklem Holze, die von Kanton her auf die fremden Märkte gelangen.

Unter den Fremden, die sich in und vor Ningpo niedergelassen haben, befinden sich viele französische und einige englische und amerikanische Missionäre. Letztere führen ein ganz behagliches Leben. Sie machen von Amtswegen auf die Hochachtung ihrer Landsleute Anspruch und werden von diesen ehrerbietig behandelt. Die meisten von ihnen haben Weib und Kind, sind bequem eingerichtet, beziehen ein gutes Gehalt, essen und trinken,

was ihnen schmeckt, und erfüllen ihre Obliegenheiten — möglichst viel chinesische Kinder in der christlichen Religion zu erziehen — mit Pflichttreue und Eifer, aber ohne übergroße geistige oder körperliche Anstrengung. Man würde sich eine falsche Ansicht von ihnen machen, wenn man sie für Apostel hielte, die das Evangelium unter erschwerenden Umständen in heidnischen Ländern predigen. Sie leben wie in England und Amerika, unter den Augen ihrer Mitbürger und unter dem starken Schutze der Gesetze ihrer Heimat. — Mit den französischen Missionären verhält es sich anders. Diese führen in Ningpo ein geheimnisvolles Klosterleben, und man weiß nur aus ihren eigenen freiwilligen Mitteilungen, was sie im Inneren von China, wohin sie vordringen, und wo sie sich festsetzen, thun und treiben. Ihre Sittenreinheit, sowie ihr Eifer und ihre Unerschrockenheit werden allgemein anerkannt, und diejenigen unter ihnen, die Hunderte von Meilen weit von der Küste unter den Chinesen leben, um sie zum Christentum zu bekehren, führen zweifellos ein höchst trauriges Dasein. Ob ihre Bemühungen, denen sie alles aufopfern, was nach gewöhnlichen Begriffen das menschliche Glück ausmacht, von großem Erfolge gekrönt seien, dafür fehlt mir jeder feste Anhaltspunkt. Ich kann nur verbürgen, daß die wenigen christlichen Chinesen, die ich als Diener in den Vertragshäfen hier und da angetroffen habe, sich vor ihren Landsleuten keineswegs in vorteilhafter Weise auszeichneten. Man erkannte sie am leichtesten an einer eigentümlichen Dreistigkeit, mit der sie ihren europäischen Herren gegenüber auftraten. — Ein richtiger chinesischer „Boy“, der mit der Behandlung, die

ihm in einem europäischen Hause zu Teil wird, nicht zufrieden ist, verläßt seine Herrschaft unter einem beliebigen höflichen Vorwande; gewöhnlich sagt er, sein alter Vater oder seine alte Mutter sei krank, und er müsse deshalb nach Hause gehen. Der getaufte Chinese dagegen, wenn er sich schlecht behandelt glaubt, pflegt zu drohen, daß er sich bei dem Pater N. N. beklagen werde. Die meisten in China ansässigen Fremden ziehen deshalb auch vor, heidnische Chinesen in ihre Dienste zu nehmen. — Ich will jedoch nicht unerwähnt lassen, daß nach den übereinstimmenden Aussagen französischer Missionäre, die im Inneren von China lebenden Christen sich durch moralische und geistige Eigenschaften über die anderen Chinesen erheben sollen. — Der gute Einfluß, den die Bekehrung ausgeübt haben mag, ist aber von den Fremdenniederlassungen aus nicht festzustellen. Alle Chinesen, die man dort kennen lernt, erscheinen als Menschen ohne Religion und vollständig gleichgültig gegen jeden Kultus. China kennt überhaupt kein Glaubensbekenntnis, keine feierliche Verpflichtung, irgend einer bestimmten Religion anzugehören. Es ist in dieser Beziehung das denkbar freisinnigste Land der Welt. Ein jeder chinesische Staatsbürger hat einfach diejenigen Pflichten zu erfüllen, die ihm als weltlichem Unterthan des Kaisers auferlegt sind. Im übrigen mag er verehren, was er will: die Ahnen, die Geister, den Himmel, die Lehren des Confucius oder die des Lao-tse, Buddha oder Mohamed. Auch das Christentum würde nicht so angefeindet werden, wie es der Fall ist, wenn es nicht in dem Verdacht stände, einen Staat im Staate bilden zu wollen und Ziele zu ver-

folgen, die der bestehenden Ordnung der Dinge gefährlich werden könnten.

In einem Lande, in dem die religiöse Gleichgültigkeit seit Jahrhunderten bis zum Äußersten, bis zum Unglaublichen getrieben wird, muß es schwer halten, Proselyten zu machen. Die Missionäre haben nicht nur die Aufgabe, zu bekehren, sie müssen den in tiefsten Schlaf versunkenen religiösen Sinn erwecken, ja gewissermaßen erst erzeugen. Aus diesem Grunde wird auch von den besten Kennern Chinas angenommen, daß die Civilisation des Landes eine vollständige Umwandlung erfahren muß, ehe von wirklich erfolgreichen Bekehrungsversuchen daselbst die Rede sein kann. Bis heute ist in dieser Beziehung verhältnismäßig wenig erzielt worden. Nach den Mitteilungen französischer Missionäre zählt ganz China augenblicklich ungefähr dreimalhunderttausend Christen. Das ist aber wenig in einem Lande, dessen Einwohnerzahl auf vierhundert Millionen geschätzt wird, und unter Berücksichtigung der historischen Thatsache, daß im Jahre 650 bereits, nestorianische Christen nach China kamen, und daß Franziskaner und nachher Jesuiten seit dem dreizehnten, beziehungsweise sechzehnten Jahrhundert, unausgesetzt bemüht gewesen sind, die christliche Religion im großen „Reiche der Mitte" zu verbreiten. Sämtliche Christen des bei weitem größten und bevölkertsten Staates der Erde würden bequem in einer mittelgroßen Stadt unterzubringen sein — und dies ist das Ergebnis zwölfhundertjähriger Bekehrungsversuche! Man muß den Mut der Missionäre bewundern, die sich durch einen so geringfügigen Erfolg nicht zurückschrecken lassen

und ihre Bemühungen, die heidnischen Chinesen zum Christentum zu bekehren, unausgesetzt und eifrig fortsetzen.

Die Umgegend von Ningpo trägt scharf ausgeprägt den Charakter der chinesischen Landschaft. Das zum Reisbau vorzüglich geeignete Land ist auf das sorgfältigste kultivirt und von vielen Kanälen durchschnitten, die es in große und kleine Inseln teilen. Allerorten, auf jedem größeren Grundstück, erblickt man vereinzelt dastehende alte Bäume und Baumgruppen, die kleine, grüne Hügel, die geheiligten Ruhestätten der Vorfahren, beschatten. Dort spielen Kinder, und ruhen während der Mittagshitze Feldarbeiter und Haustiere, darunter der kolossale, schwerfällige Büffel. — Die zahllosen Grabhügel, die sich jährlich vermehren, geben der chinesischen Landschaft einen ganz eigentümlichen und traurigen Charakter. Die Toten nehmen dort einen so unverhältnismäßig großen Raum ein, daß man glauben könnte, man befände sich auf einem alten Schlachtfelde.

* * *

Futschau — „die glückliche Stadt“ — im Süden von Ningpo gelegen und von allen Vertragshäfen aus durch Küstendampfer leicht zu erreichen, macht aus der Entfernung einen äußerst angenehmen Eindruck. Sie ist die Hauptstadt der reichen Provinz Fukiang, und ihre Bevölkerung wird auf achtmalhunderttausend Seelen geschätzt. — Futschau liegt am nördlichen Ufer des Min, am Fuße eines großen, mit Klöstern, Villen und uralten Bäumen bedeckten Berges und ist wie die Schwesterstädte

Schanghai und Ningpo von einem alten, malerischen Mauerwall umgeben. Die Fremdenkolonie, die zur Zeit, als ich sie besuchte, einige vierzig Mitglieder zählte, hat sich auf einem freundlichen Hügel, der chinesischen Stadt gegenüber, niedergelassen. Der Anblick, den Futschau von dort aus gewährt, ist überraschend und gefällig. Auf dem schönen Minstrom wimmelt es von unzähligen Booten und Dschunken, von denen viele schwimmende Wohnungen bilden, in den Straßen der Stadt bemerkt man ein reges, geräuschloses Leben, wie in einem Ameisenhaufen. Bemerkenswert ist auch eine alte, an tausend Fuß lange Brücke, die über den Min führt, und deren Pfeiler aus enormen Granitquadern errichtet sind. — Wenn man aber in die Stadt tritt, so zeigt sich ein anderes, häßlicheres Bild. Die engen Straßen sind von abschreckender Unreinlichkeit, und die meisten Häuser scheinen arme Händler und Handwerker zu beherbergen. Nur hier und da erblickt man ein stattliches Wohnhaus. — Futschau ist durch seinen kolossalen Opiumverbrauch berüchtigt. Man sagt, die Hälfte der Bevölkerung werde dadurch vergiftet und an den Bettelstab gebracht. Dies mag die Ursache des traurigen Aussehens der Einwohnerschaft sein.

Futschau besitzt wie Ningpo und Schanghai einige Anstalten, in denen sich christliche Missionäre niedergelassen haben. Es ist ihnen nicht gelungen, sich mit der chinesischen Bevölkerung auf guten Fuß zu setzen, und fortwährend hört man von Klagen der Missionäre über gewaltthätige, schlechte Behandlung, die ihnen von dem düsteren, wilden Futschauer Pöbel zu teil wird. Auch in neuester Zeit wieder erinnere ich mich, in den Zeitungen

gelesen zu haben, daß in Futschau ein Missionsgebäude von einheimischen Mordbrennern zerstört worden ist.

Die großen fremden Kriegsschiffe und Kauffahrer können nicht bis nach Futschau vordringen, da der reißende Minstrom an vielen Stellen nur für Fahrzeuge mit geringem Tiefgang fahrbar ist. Die Löschung und Verladung der europäischen und amerikanischen Schiffe findet an dem sogenannten „Pagoda Anchorage“ statt, einem überaus freundlichen Hafenplatze, zwischen Futschau und der Mündung des Min gelegen. Dort kann man zur Zeit, wenn der neue Thee verschifft wird, die schnellsten Segler der Welt, die besten und berühmtesten englischen „Thee-Klipper“ sehen. Sie veranstalten alljährlich Seewettfahrten unter sich — von Futschau nach London, und die Kapitäne wie die Matrosen der Fahrzeuge entfalten dabei nicht selten geradezu bewunderungswürdige Sachkenntnis, Energie, Ausdauer und Unerschrockenheit. Daher gilt es aber auch unter den englischen Schiffskapitänen für einen Ehrentitel, einen englischen „Thee-Klipper“ zu führen oder geführt zu haben. — Zu Anfang der sechziger Jahre ereignete es sich einmal, daß die vier ersten Schiffe, die den neuen Thee nach London brachten, die viele tausend Meilen lange Reise von Futschau nach London in fast genau derselben Zeit zurückgelegt hatten. Trotz Sturm und Wetter, mit denen sie zu kämpfen gehabt, und wenn schon sie sich gleich nach der Abfahrt aus den Augen verloren und verschiedene Wege eingeschlagen hatten, fanden sie sich nach neunzigtägiger Überfahrt am Ausfluß der Themse wieder zusammen, so daß das erste Schiff vor dem zweiten nur einen Vorsprung

von drei und einer halben Stunde hatte, als „The winner of the great China-tea-race“ in Greenwich gemeldet wurde.

* * *

Swatow und Amoy, zwischen Futschau und Hongkong gelegen, sind für den Reisenden ohne besondere Bedeutung. Ich weiß nur noch, daß Amoy einen sehr großen Hafen besitzt, und daß Swatow kurz vor meiner Ankunft von einem Orkan heimgesucht worden war, der innerhalb weniger Stunden erschreckliche Verwüstungen angerichtet, Hunderte von Dschunken, Schiffen und Häusern zerstört und Tausende von Menschenleben vernichtet hatte. — Dagegen fand ich in Hongkong vieles, was mich fesselte und mir in Erinnerung geblieben ist.

Die kleine Insel Hongkong — sie ist kaum zwei Meilen lang und ungefähr ebenso breit — hatte im Jahre 1859 einen schlechten Ruf. Man bezeichnete die Insel damals noch als eine der ungesundesten der Küste. Seitdem hat sich herausgestellt, daß das berüchtigte „Hongkong-Fieber“ infolge der vielen Neubauten entstanden war, die man während der Jahre 1844 bis 1854 in Victoriatown, der Hauptstadt von Hongkong, ausgeführt hatte. Die bösartige Krankheit ist aber nun verschwunden, und Hongkong gilt für nicht ungesunder als die meisten anderen Küstenstädte Chinas, in denen Fremde sich niedergelassen haben. — Nach meiner Erfahrung ist das Klima im südlichen China nicht gerade ein schlechtes zu nennen; doch sagt es den Europäern auf die Dauer nicht zu. Ankömmlinge mit guter Gesundheit, die einen ungeschmälerten

Vorrat nördlicher Energie und Widerstandsfähigkeit besitzen, fühlen sich gewöhnlich ganz wohl in der feuchten, warmen Luft und sind geneigt, die Vorsichtsmaßregeln zu verspotten, die sie andere gegen Erhitzung oder Erkältung treffen sehen; aber die älteren Einwohner wissen, daß sie sich nicht ungestraft den Gewalten des tropischen Himmels aussetzen dürfen. In Süd-China spricht niemand von der „freundlichen, lachenden“, sondern jeder nur von der „heißen, stechenden Sonne“, und wer gezwungen ist, auszugehen, so lange sie hoch am Himmel steht, der sucht sich durch luftige Hüte, durch Schirme, durch helle Tücher, die den Nacken bedecken und durch gefärbte Gläser vor den Augen, gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Im allgemeinen werden die Kräfte der Europäer in China schneller verbraucht als in der Heimat, und es giebt wenige unter ihnen, die nach einem Aufenthalte von fünf bis zehn Jahren in Hongkong, Ningpo oder Schanghai nicht gezwungen wären, einen längeren Urlaub zu nehmen und nach Europa zurückzukehren, um dort in der Luft, in der sie geboren sind, neue Kräfte zu sammeln; versäumen sie dies, so werden sie häufig vor der Zeit alt und gebrechlich und siechen schnell dahin. — Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß Brandy und Soda, Cocktail, Sherry-Cobler und ähnliche Getränke zu den wesentlichsten Bestandteilen des ungesunden Klimas von China gerechnet werden dürfen. Man ist durstiger in China als in Europa, und man kann dort nicht so viel Spirituosen vertragen wie hier. Die Eingeborenen trinken fast nur Thee und befinden sich dabei ganz wohl. Aber es sind kalte, ruhige Menschen, und wenn man ihnen auch emsigen

Fleiß und zähe Ausdauer nachrühmen kann, so besitzen sie doch nur wenig von der aufzehrenden Energie der Europäer. Ein junger Engländer, der in der Frühe einen scharfen Ritt gemacht und am Tage angestrengt gearbeitet hat, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, will am Abend etwas Stärkeres trinken als „schwachen Thee“. Man kann es ihm kaum verdenken, aber in vielen Fällen muß er es teuer bezahlen. Ich habe in der kleinen Gesellschaft, in der ich mich in China und Japan bewegte, in wenigen Jahren mehrere Personen Opfer des Trunkes werden und am Delirium tremens zu Grunde gehen sehen; und ich glaube, die Leute tranken nicht mehr, als sie es in ihrer Heimat ungestraft hätten thun können.

Victoriatown, die einzige englische Stadt in China, ist die reinlichste und in jeder Beziehung bestgehaltene Stadt des ganzen „Himmlischen Reiches“. In der prachtvollen Bai, die von hohen Bergen vollständig eingeschlossen erscheint und einem See gleicht, wimmelt es von Schiffen aller Länder. Am Ufer erheben sich inmitten blühender Gärten stattliche Häuser, Paläste und Kirchen. Die Stadt zieht sich längs dem Meere hin und lehnt sich an einen siebzehnhundert Fuß hohen, mit einer dunkelgrünen Moosdecke überzogenen Felsen, auf dessen Spitze die englische Flagge weht. Dieser Berg ist so steil, daß eine jede Straße die dem Meere näher gelegene Häuserreihe vollkommen überragt und man von der Bai aus, die ganze Stadt auf einen Blick übersehen kann. Der Victoria-Pic ist kahl. Die ersten Häuser erscheinen vereinzelt dreizehnhundert Fuß unter dem Gipfel. Es sind große, luftige

Gebäude, von Säulengängen und Terrassen umgeben. Dem Meere näher vereinigen sich die Häuser, um schöne, freie Straßen zu bilden, wie man sie bei uns in den vornehmsten Teilen größerer Badeörter findet. Ganz dicht am Strande und gleichgerichtet mit demselben befindet sich „Queens-Road“, die einzige Straße in Hongkong, an der man erkennt, daß Victoriatown eine große und reiche Handelsstadt ist. In der Mitte vom Queens-Road, der über drei englische Meilen lang ist, wohnen die europäischen Kaufleute, an den beiden Enden, hauptsächlich an dem westlichen, die Chinesen. In dieser Straße sieht man Kinder aller Zonen: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Schweden, Italiener, Franzosen, Chinesen von Peking, von Schanghai und von Kanton, Inder von Madras, Kalcutta und Bombay, Parsis, Malaien aus Batavia, Singapor und Manilla, Türken und so weiter. Sie eilen schnell vorüber in Ausübung einer aufzehrenden Geschäftsthätigkeit, die den armen Mann manchmal in kurzer Zeit reich macht und den wohlhabenden in unerwarteter Weise zu Grunde richtet.

Hongkong wurde den Engländern durch den Friedensvertrag von 1842 abgetreten. Die Stadt Victoriatown erstand darauf wie durch einen Zauberschlag. Sie ist heute der Sitz der englischen Regierung in China und hat als ostasiatische Hauptstation der britischen Kriegsflotte und als Niederlage für europäische Waren in kurzer Zeit große Bedeutung gewonnen. Im Jahre 1870 belief sich die Einwohnerzahl auf ungefähr hundertundzwanzigtausend Seelen, von denen viertausend Europäer und Amerikaner waren. Viele von diesen hatten bedeutende Vermögen

erworben, die meisten von ihnen waren äußerst freigebig mit ihrem Gelde, und Victoriatown machte in jeder Beziehung den Eindruck einer Großstadt. In den Straßen sah man schöne Pferde, gut gehaltene Equipagen, sorgfältig gekleidete junge Männer und neben diesen Frauen, denen die Kleider, Hüte und Schuhe, die von den besten Pariser und Londoner „Künstlern" geliefert worden waren, gerade gut genug und sicherlich nicht zu teuer erschienen. Die Frauen erblickte man jedoch nur selten zu Fuß. Sie fuhren entweder oder saßen auf hübschen offenen oder verdeckten Bambussesseln, die von starken chinesischen Kulis schnell und sicher durch das Straßengewühl getragen wurden. — Ich vermute, das Straßenleben in Hongkong ist heute auch nicht mehr so anregend wie vor dreißig Jahren, denn die Kolonie hat das Schicksal der chinesischen Vertragshäfen geteilt, und ihre Bewohner müssen sich jetzt mit verhältnismäßig kleinen Einnahmen begnügen.

Am Ostende von Victoriatown befindet sich ein schöner Rennplatz. Dicht dabei, nur durch einen schmalen Graben davon getrennt, liegen vier Kirchhöfe: für die Protestanten, die Katholiken, die Parsis und die indischen Soldaten. Die chinesischen Gräber sind auf dem Berge zerstreut. — Es ist mir fortwährend in China aufgefallen, welch großen Platz dort das Grab einnimmt; aus dem Grunde habe ich auch in Hongkong unwillkürlich auf die Kirchhöfe geachtet, wogegen ich von den wenigsten europäischen Städten, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, zu sagen wüßte, wo sich deren Totenäcker befinden.

* * *

Der Weg von Hongkong nach Kanton, den Perlfluß hinauf, schlängelt sich zwischen Hunderten von kleinen, mit grünem Moos bedeckten, baumlosen Felseninseln, die das Aussehen der Landschaft jeden Augenblick verändern. Die Entfernung zwischen den beiden Städten beträgt neunzig englische Meilen und wird von bequem eingerichteten amerikanischen Dampfbooten in ungefähr zehn Stunden zurückgelegt.

Kanton, das über eine Million Einwohner zählt, ist größer und reicher als Schanghai, Ningpo und Futschau, ohne sich jedoch wesentlich von diesen Städten zu unterscheiden. Ich fand dort dieselben altertümlichen Ringmauern, engen Straßen, kleinen Häuser, großen Tempel, uralten Pagoden und dieselben Chinesen, die ich nun an zwanzig verschiedenen Orten kennen gelernt hatte, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, mich mit ihnen zu befreunden. — Besser gefielen mir die kantonesischen Bootsmädchen: hagere, flinke, junge Geschöpfe mit kleinen sehnigen Händen und Füßen. Sie werden auf dem Flusse geboren und sterben dort, und sie regieren die schmalen schnellen Boote, in denen sie leben, mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Ausdauer. Viele von ihnen sprechen „Pidjon English“, eine abscheuliche Sprache, die aber den Vorteil hat, daß sie von jedermann, der Englisch versteht, mit Leichtigkeit erlernt werden kann. — Ich besuchte in Kanton viele Tempel und Pagoden. Sie sehen sich so ähnlich wie ein Chinese dem anderen, und ich konnte ihnen, nachdem ich Hunderte solcher Gebäude gesehen hatte, keine Interesse mehr abgewinnen. — Man führte mich auf dem Fluß in die berühmtesten Blumenboote, und in der Stadt in

die berüchtigtsten Opium- und Spielhäuser. Auch lernte ich viel schöne und große Läden kennen. Ich fand dort dieselben Seidenstoffe, Elfenbeinschnitzereien, Lack-, Porzellan- und Bronzewaren, die mir überall, seitdem ich zum erstenmale Fuß auf chinesischen Boden gesetzt hatte, zum Kauf angeboten worden waren. — Ich hielt mich nun schon seit geraumer Zeit in China auf, und meine Empfänglichkeit für chinesische Eindrücke war erheblich abgestumpft. So kam es, daß ich in Kanton, vielleicht einer der sehenswertesten Städte des großen „Reiches der Mitte", kaum noch etwas sah, was mir besonders auffiel. Ich erinnere mich des Gewühls und Gedränges in den engen Straßen und des lauten, befremdlichen Treibens auf dem Flusse, auf dem dreimalhunderttausend Kantonesen leben sollen. — Bootsmädchen mit bunten Tüchern um den Kopf und lang herabhängenden, pechschwarzen Zöpfen winken und schreien, ich möge sie zu einer Fahrt mieten: — „Für einen Dollar, Herr! für einen halben Dollar!"

Ich stieg in eins der Boote, streckte mich dort bequem aus und ließ mich eine Stunde lang spazieren fahren. Als ich wieder ans Land trat, traf ich am Quai mit einigen französischer Offizieren zusammen, die ich in Cochinchina kennen gelernt hatte. — Es war zur Zeit des englisch-französischen Krieges gegen China, und eine französische Truppenabteilung unter dem Befehl des Kapitäns zur See Coupvent du Bois hielt Kanton besetzt. Die kosmopolitischen Einwohner behandelten die siegreichen Feinde ihres Vaterlandes mit vollständiger Gleichgültigkeit. Wir durchschritten in kleinen Gruppen unbehelligt die engen Straßen, in denen wir uns einen Weg durch dichte Massen

von Chinesen bahnen mußten. Meine Begleiter luden mich ein, ihr Quartier, einen alten Tempel, der mitten in der Stadt gelegen war, in Augenschein zu nehmen. Ich folgte ihnen und fand in ihrer Wohnung eine kleine Gesellschaft französischer Offiziere versammelt. Sie saßen in der schattigen Vorhalle des Tempels zwischen zwei riesigen Götzenbildern und hießen mich als einen alten Bekannten aus Saigun freundlich willkommen. — Vor uns breitete sich ein sorgfältig unterhaltener Garten aus, mit künstlich verkrüppelten kleinen Bäumen von uraltem Aussehen. In der Mitte des Gartens stieg ein dünner Wasserstrahl einige Fuß hoch in die Luft. Es war der kläglichste Springbrunnen, den ich in meinem Leben gesehen habe. Er sprang einige Minuten lang, wurde dann allmählich kleiner und schwächer und drohte zu versiegen. Dann aber begannen die Offiziere zu toben und auf französisch und chinesisch zu schelten, bis die Fontaine von neuem ihre armselige Thätigkeit entwickelte. — Ich erfuhr, daß der Springbrunnen ein von den Offizieren ausgeführtes Werk war. Das Reservoir — eine kleine Tonne — stand oben im Tempel, und sobald Besuch erschien, mußten zwei unglückliche Kulis fortwährend Wasser hinaufschleppen, damit den Gästen zu Ehren die „großen Wasser" spielen könnten. — Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß man zwei Menschen beschäftige, um ein so winziges Ergebnis zu erzielen; aber die Offiziere meinten, es wäre doch ganz vergnüglich, von Zeit zu Zeit einen Springbrunnen zu sehen, man könne dabei leichter an Versailles, Saint-Cloud oder an den Place de la Concorde denken, und die beiden Kulis sollte

ich nur nicht bedauern, es wären Faulenzer, denen die kleine Extrabeschäftigung, die man ihnen auferlegte, nur gut thäte. — Der Springbrunnen von Kanton ist mir als ein kurioses Erzeugnis der Langweile des Garnisonslebens in China im Gedächtnis geblieben.

* * *

Macao ist von Kanton aus leicht zu erreichen. Ein Dampfboot brachte mich in wenigen Stunden dorthin. Die kleine Stadt, die seit über dreihundert Jahren den Portugiesen gehört, machte auf mich einen überaus angenehmen Eindruck. Dem europäischen Reisenden, der dort zum erstenmale den Fuß auf chinesischen Boden setzt, mag sie fremd und sonderbar erscheinen; mich erinnerten die geräumigen und gut gepflasterten Straßen, die große Anzahl von Kirchen, Klöstern und Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden an die Heimat. — Die stille, altertümliche Stadt liegt an einem Hügel, angesichts vieler kleiner, mit immerfrischem Moos bedeckter Felseninseln, und ihre reinlichen, luftigen, hellen Häuser spiegeln sich freundlich in der klaren, von einer fortwährenden, kühlenden Brise sanft bewegten See. Alles atmet Ruhe und Frieden. Die Straßen sind fast leer. Im Hafen wiegen sich nur wenige Schiffe und Dschunken. In den Thorwegen und unter den Bäumen liegen und sitzen müßige Männer, um sie herum spielen zerlumpte, lustige Kinder. Der Anblick der nackten, schmutzigen, keuchenden Kulis, der mir in Schanghai, Kanton und Hongkong jede

Freude an einem Spaziergang verleidete, störte mich in Macao nicht Auch entbehrte ich dort gern die sorgenvollen Geschäftsgesichter nach Reichtum jagender Thee- und Seidekäufer und Opiumhändler. Alles ging friedlich und freundlich zu in der nur wenig handelskundigen portugiesischen Niederlassung. Die Wache zog mit Musik auf wie in Dessau und Rudolstadt. Ich zählte zwanzig Musikanten, vier Offiziere und zwölf Soldaten. Letztere waren dunkle, wohlgenährte Burschen mit harmlosen, freundlichen Gesichtern und makellos weißen Beinkleidern. Man sah es ihnen an, daß sie vom Landesherrn, dem Gouverneur, mit großer Sorgfalt und Liebe gehegt und gepflegt wurden. — Des Abends spielte die Musik unter den Bäumen, und dann versammelten sich dort alle weißen, gelben und braunen Schönheiten des Städtchens. Die Herren der Kolonie sind wohl etwas heruntergekommen, und viele von denen, die ich sah, hatten dumme, aufgedunsene, häßliche, grüngelbliche Gesichter; aber unter den blassen, schwarzäugigen portugiesischen Mädchen erblickte ich manch hübsches Kind, und die harmonischen Bewegungen der schlanken, in weite Mantillen gehüllten Gestalten erinnerten an die iberische Heimat. — Die englischen und amerikanischen Damen blicken zwar mit tiefer Verachtung auf die dunklen Töchter Macaos herab, nennen sie „half casts“ und in ungerechtem Zorn sogar „niggers“; aber es ist vielleicht etwas Neid in diesem harten Urteil, denn die jungen Portugiesinnen werden von vielen Europäern hochgeschätzt und wertgehalten. Auch die chinesischen Mädchen sind in Macao hübscher und liebenswürdiger, als ich sie irgend wo anders in China gesehen habe.

Einige von ihnen sprechen portugiesisch oder „pidjon-englisch."

Man hatte mir in Kanton ein englisches Gasthaus in Macao empfohlen, aber ich fand dort schlechte Aufnahme und zog deshalb in das alte, verfallene portugiesische „Oriental-Hôtel", wo mir die wohlgenährte Wirtin ein schönes kühles Zimmer anwies, in dem ich drei Wochen lang die angenehmsten Ruhetage zubrachte, die ich überhaupt in China verlebt habe. — Ich pflegte des Morgens in aller Frühe ein kleines Boot zu nehmen und in das Meer hinauszufahren, um dort zu baden. Während des warmen Tages blieb ich in meinem halbdunklen, wunderbar stillen Zimmer mit prachtvoller Aussicht auf die grünen Hügel und das blaue Meer, und beschäftigte mich abwechselnd und angenehm mit Lesen, Schreiben, Rauchen, Essen, Theetrinken und Schlafen; und in der Abenddämmerung machte ich lange Spaziergänge auf den malerischen Klippen von Macao. Ich kannte keinen Menschen in der Stadt. Der Zufall allein führte mich eines Tages nach einem freistehenden kleinen Felsen, dessen Gipfel ich auf einem gut unterhaltenen Fußsteg erreichte. Dort fand ich ein häßliches hölzernes Brustbild auf einem einfachen Sockel errichtet, darunter standen einige Verse und eine Inschrift, aus der hervorging, daß ich das Bildnis des Camoëns vor mir hatte, der hier im Jahre 1560 sein großes Epos, „Die Lusiaden", vollendete.

Ein anderes Mal brachte mich mein Weg nach einem schönen Platze dicht am Meere, in der Nähe einer verlassenen chinesischen Pagode, wo vier alte, große indische Feigenbäume Tausenden von Vögeln Obdach gaben. Der

Ort gefiel mir so wohl, daß ich am nächsten und während der folgenden Tage dorthin zurückkehrte. Eines Abends, als ich mich der Pagode näherte, erkannte ich schon von weitem, daß ein anderer meinen gewöhnlichen Sitz eingenommen hatte. Es war ein junger portugiesischer Offizier in frischer Uniform, der meinen Gruß höflich erwiderte und mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. — Ich hatte seit mehreren Tagen kaum Gelegenheit gehabt, mit einem civilisirten Menschen zu sprechen — denn mein alter portugiesischer Wirt konnte nicht für einen solchen gelten — und gesellte mich gern zu dem artigen Mann. Er war sehr redselig, und ich erfuhr einen guten Teil seiner Lebensgeschichte, noch ehe ich die Cigarre zur Hälfte ausgeraucht, die ich mir angesteckt, als ich mich zu ihm gesetzt hatte. Er erzählte mir, er habe in Lissabon etwas leichtsinnig gelebt, und sein Vater, der unglücklicherweise ein einflußreicher und strenger Mann sei, habe ihn nach Macao versetzen lassen, damit der Sohn Muße habe, in der Stille des einförmigsten aller Garnisonsleben über seine vergangenen Sünden nachzudenken. Der Verbannte versicherte, er gebe sich dieser ebenso heilsamen wie wenig reizvollen Beschäftigung seit vollen achtzehn Monaten hin und könne sich nun als einen gründlich gebesserten Menschen betrachten. Er habe deshalb um seine Begnadigung gebeten, und da sein Gesuch von den besten Zeugnissen des Gouverneurs unterstützt sei, so dürfe er sich der Hoffnung hingeben, bald nach Europa zurückberufen zu werden. Am Tage seiner Abreise beabsichtige er, ein großes chinesisches Freudenfeuerwerk abbrennen zu lassen.

Als wir den Heimweg antraten, lud ich Dom Miguel ein, mit mir im „Oriental-Hôtel“ zu essen, was er bereitwillig annahm, unter der Bedingung, daß ich ihm das Vergnügen machen würde, am nächsten Tage mit ihm zu speisen. Wir wurden darauf schnell ganz gute Freunde, und er widmete mir während der folgenden Tage einen großen Teil seiner zahlreichen Mußestunden, um mich in alle Geheimnisse von Macao einzuweihen. Eines Abends führte er mich auch in die zu Ehren des „Marien-Monats“ hell erleuchtete Kathedrale. Die Frauen, die ich dort zahlreich versammelt fand, trugen schwarze oder buntfarbige Mantillen, die vom Scheitel bis über die Kniee herabfielen und ihnen ein nonnenartiges Aussehen gaben. Stühle waren in der Kirche nicht vorhanden. Eine jede der Beterinnen hatte einen kleinen Teppich mitgebracht, auf den sie sich knieend niederließ. Das reine, helle, stark gesteifte Kleid bildete dabei einen weiten Kreis um die Figur. — Die Männer standen an den Pfeilern angelehnt oder saßen auf hölzernen Bänken am äußersten Ende der Kirche. Die Frauen sowohl wie die Männer waren mit Fächern versehen, die während des ganzen Gottesdienstes in ununterbrochener Bewegung blieben.

Eines Sonntags, als ich mit meinem neuen Freunde am Quai stand, um die Reisenden landen zu sehen, die mit dem Dampfschiff von Hongkong herübergekommen waren, erblickte ich unter den Angekommenen einen Bekannten, einen jungen Holländer, namens Eduard S., mit dem ich mehrere Reisen gemacht, und den ich wegen seines eigentümlich gelassenen, sicheren Wesens, das bei seiner

großen Jugend komisch und noch mehr rührend wirkte, liebgewonnen hatte. — S. war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und lebte schon seit geraumer Zeit „für eigene Rechnung und Gefahr“, wie er sich ausdrückte. Er nickte mir vom Stege aus wohlwollend zu und wandte sich dann nach einem großen Neufundländer Hund zurück, der ihm gehörte, aber im Landungsboote geblieben war, und der nun ins Wasser sprang, um seinem Herrn zu folgen. Ich machte den jungen Holländer mit Dom Miguel bekannt, und wir verabredeten, zu drei zu Mittag zu essen. S. erzählte mir, er sei in wichtigen Geschäften von Yokohama, wo er ein Handelshaus gegründet habe, nach Hongkong gekommen und beabsichtige, mit dem nächsten Dampfer, in drei oder vier Tagen, nach Japan zurückzukehren. Da er in Hongkong nichts mehr zu thun gehabt habe, und es dort sehr heiß gewesen, so sei er auf achtundvierzig Stunden nach Macao herübergekommen, um den Ort, den man ihm sehr angepriesen habe, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. — Der kleine Mann mit den klaren blauen Augen und dem kindlichen Munde, dem man einen Vater oder eine Mutter zur Seite gewünscht hätte, der aber den harten Kampf ums Dasein auf eigene Faust so früh und so tapfer begonnen hatte, erklärte mir dies in dem Tone eines gereiften Mannes, der in seinem Leben ernsten Geschäften sowohl wie erlaubten Vergnügungen den ihnen gebührenden Teil zuzumessen weiß.

Nach dem Essen, das wir gegen vier Uhr einnahmen, führten Dom Miguel und ich meinen kleinen Freund nach unserem Lieblingsplatze, der alten chinesischen Pagode.

Wir gingen dabei eine kurze Weile am Meere entlang. Der Neufundländer Hund folgte uns; aber von Zeit zu Zeit trat er einige Schritte vor und warf seinem Herrn sehnsüchtige Blicke zu. Das Benehmen des Hundes war so auffallend, daß ich S. fragte was es zu bedeuten habe.

„Es ist ein junges Tier,“ erklärte der reife Mann von sechzehn Jahren, „und es spielt gern. Wenn ich mit ihm spazieren gehe, so werfe ich ihm manchmal ein Stück Holz ins Wasser, das er dann apportirt. Er bittet nun, ich möchte ihm dies Vergnügen verschaffen.“

S. bückte sich, nahm ein Stück Holz auf, das im Sande lag, und warf es ins Meer. Der Hund stürzte sich mit freudigem Geheul ins Wasser, fischte das Holz auf und trug es ans Land, schüttelte sich dort zunächst und legte sodann den Fund zu Füßen seines Herrn nieder. Darauf sprang er vor dem Holzstück hin und her, nahm es in die Schnauze, ließ es wieder fallen, sah uns mit den freundlichsten Blicken an und trieb es so arg, daß ich mich seiner erbarmte und ihm zum zweiten Male etwas zu apportiren ins Meer warf. Darauf wiederholte sich derselbe Auftritt, den ich soeben beschrieben habe, mehrere Male. Jeder von uns warf dem Hunde das Holz ins Wasser, bis sein Herr befahl: „Genug, Ducky! ruhig! kusch dich!“ — Ducky gehorchte traurig.

„Lassen Sie doch dem Tier sein Vergnügen,“ sagte der gutmütige Dom Miguel.

„Da hätte ich viel zu thun,“ erwiderte S. — „Ich könnte hier den ganzen Tag stehen und ihm Holz zu=

werfen, und er würde immer noch verlangen, daß ich mich mit ihm beschäftige."

„Nein," meinte Dom Miguel, „so schlimm kann es nicht sein. Ducky würde bald müde werden. Es erfordert eine nicht geringe Muskelanstrengung, durch die Brandung zu schwimmen, und sodann ist auch zu berücksichtigen, daß das Tier jedesmal, wenn es nach dem Holze schnappt, eine große Masse Salzwasser einschluckt."

„Muskelanstrengung — Salzwasser!" meinte S. „Ducky macht sich aus alledem nichts. Wenn Sie es probiren wollen, so thun Sie es nur. Der Hund steht Ihnen dazu von heut' bis übermorgen zur Verfügung."

„Das würde ein passender Gegenstand zu einer Wette sein," sagte ich.

„Die schlage ich gern vor," unterbrach Dom Miguel. „Was gilt's? Eine Mahlzeit?"

„Gehalten!" antwortete S.

Wir stellten darauf die einfachen Bedingungen der Wette fest.

Am nächsten Morgen erschienen wir pünktlich auf dem Kampfplatze. S. hatte mehrere Stücke Holz mitgebracht, die er neben sich auf die Erde legte, und die Ducky mit liebevollen Blicken betrachtete.

Es war gegen Ende des Monat Mai. Der Tag versprach heiß zu werden. Kein Wölkchen stand am Himmel, und die ersten Sonnenstrahlen, die uns trafen, genügten bereits, um die Luft bemerkbar zu erwärmen. Dom Miguel zog sich Rock und Weste aus. Ich sah nach der Uhr und erklärte den Kampf als eröffnet:

„Ready? — Off!" (Fertig? — Los!)

Der Offizier warf das Holz ins Wasser, und Ducky brachte es ihm triumphirend zurück. Ein zweiter, dritter — ein zwanzigster, dreißigster Wurf! — Dreiviertel Stunden waren dahingegangen. Dom Miguel wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ducky stand drei Schritte vor ihm mit halboffener Schnauze, die Augen leidenschaftlich erregt auf das Stück Holz gerichtet, das sein Gegner in der Hand hielt. — Der Kampf dauerte fort und fort. — Ich war müde geworden und hatte unter einem Baume, der dicht am Meere stand, Schatten und Kühle gesucht. S. gesellte sich zu mir. Am Ufer standen die beiden Gegner, aber nicht mehr in gleicher Weise gefechtbereit.

Es war zehn Uhr. Der Kampf währte seit nahezu vier Stunden. Die Sonne brannte am weißen Himmel, das Meer blitzte im hellsten Lichte. Miguel war in Schweiß gebadet. Das Haar lag ihm feucht auf der Stirn, und das Stück Holz, das vorher weit ins Wasser geschleudert worden war, fiel nun, mit erschlafftem Arm geworfen, nahe am Ufer in das Wasser. — Ducky aber war ganz außer sich vor Freude. Ein solches Vergnügen war ihm noch nie in seinem Leben geboten worden. In seinen kühnsten Träumen hatte er nicht hoffen dürfen, je einen Menschen zu finden, der einen halben Tag lang mit ihm spielen würde. Nach jedem neuen Wurf stürzte er mit ungeschwächter Kraft ins Wasser und wartete, nachdem er das Holz zurückgebracht hatte, mit kaum zu bändigender Ungeduld auf die Fortsetzung des wunderschönen Zeitvertreibs.

„Der Hund wird den Mann töten,“ meinte S. gelassen.

Noch eine halbe Stunde ging hin, und dann wandte sich Dom Miguel, ein Bild des Jammers, zu uns, näherte sich schwankenden Schrittes dem Baume, unter dem wir saßen, und fiel dort halb ohnmächtig nieder. — Das war das Ende einer Wette, die trotz des geringen Einsatzes auf der ganzen Küste bekannt wurde und deren sich mancher Fremde erinnern wird, der im Jahre 1861 in China gelebt hat. Sie hatte keine üblen Folgen. Dom Miguel, ein kräftiger junger Mann, an ein heißes Klima gewöhnt, erholte sich in wenigen Stunden von der Anstrengung, der er sich unterzogen hatte, und machte mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Honneurs seines Diners.

S. verließ uns am folgenden Tage. Bald darauf nahm ich ebenfalls von Macao und Dom Miguel Abschied, um nach Hongkong und von dort nach Schanghai zurückzukehren. — Ich beendete während des drückend heißen Sommers von 1861 die Geschäfte, die mir noch oblagen, und bereitete mich darauf zur Rückreise nach Europa vor. Ich hatte den Chinesen keine der liebenswürdigen Seiten abgewinnen können, die Walsh mir an ihnen gerühmt, und sehnte mich fort aus dem heißen, feuchten Lande, in dem ich in verhältnismäßig kurzer Zeit einen beträchtlichen Teil meiner guten Laune und auch meiner Gesundheit eingebüßt hatte.

Meine Abschiedsbesuche waren bereits beendet, und ich überwachte den Boy, der damit beschäftigt war, in meiner Stube aufzuräumen und meine Koffer zu packen, als Thomas Walsh in das Zimmer trat. Er war vor wenigen Stunden von einer langen Reise auf dem Yantsekiang zurückgekehrt, und ich hatte ihm noch nicht sagen

können, daß ich beabsichtige, geradeswegs nach Europa zurückzukehren. Als er es erfuhr, suchte er mich zu überreden, auf diesen Plan zu verzichten. Er teilte mir mit, daß er soeben ein Dampfschiff von Hongkong nach Nagasacki abgesandt habe, das er an die japanische Regierung zu verkaufen hoffe. Bevor er jedoch den Handel abschließe, wolle er auf dem Dampfer eine Reise um Japan machen. Er lud mich ein, ihn zu begleiten, und sagte mir, ich könne, wenn ich es wünsche, den „St. Louis“ in Nikolajewsk verlassen und von dort über Sibirien nach Europa zurückkehren; oder es stände mir frei, in Yokohama zu landen, wo ich sichere und gute Gelegenheit nach San Franzisko finden würde.

Ich ließ mir nicht lange zureden. Es lag mir vorläufig nur daran, mich von China zu entfernen. Rußland sowohl wie Amerika waren mir unbekannt, und ich befreundete mich schnell mit dem Gedanken, meine Rückreise über Sibirien oder Nordamerika zu machen. Endlich versprach ich mir auch Vergnügen davon, Japan wiederzusehen, das ich vor zwei Jahren, unmittelbar nachdem das Land den Fremden geöffnet worden war, besucht und das mir damals gut gefallen hatte. — Ich versprach Walsh, in Nagasacki auf ihn zu warten; einstweilen trennte ich mich jedoch von ihm, da er noch einige Tage in Schanghai zu thun hatte, während ich die erste Gelegenheit benutzen wollte, um nach Japan zu gehen. Walsh hatte im Laufe unseres Gesprächs erwähnt, daß ein gutes Segelschiff, der Schoner „C. E. Tilton“, am nächsten Tage die Reise nach Nagasacki antreten werde. Ich kannte den Kapitän des Schiffes, und begab mich unverzüglich

zu ihm, um ihn zu fragen, ob in seiner kleinen Kajüte ein Platz für mich frei sei. Er bejahte dies. Wir einigten uns schnell über die Passagebedingungen, und am Abend desselben Tages schiffte ich mich an Bord des „C. E. Tilton“ ein.

Von Schanghai nach Nagasacki. — Ankunft in Nagasacki.

Ich hatte Schanghai am 23. August 1861 verlassen und langte am 2. September nach einer stürmischen Überfahrt, die volle zehn Tage gedauert hatte, vor dem Hafen von Nagasacki an. Dort, in einer Entfernung von etwa zwanzig englischen Meilen vom Ziele meiner Reise, fiel der Wind, der bis dahin frisch geweht hatte, so daß der „Tilton" bald darauf mit schlaff herabhängenden Segeln unbeweglich auf der ruhigen blauen See dalag. Als die Windstille nahezu vierundzwanzig Stunden gedauert hatte, und der Kapitän immer noch kein Anzeichen bemerkte, das eine Änderung des Wetters wahrscheinlich gemacht hätte, verlor ich die Geduld.

Rings um den Schoner wimmelte es von kleinen Fischerbooten, einige hatten sich uns bis auf wenige Schritte genähert, um uns Fische zum Verkauf anzubieten. Ich verstand genug Japanisch, um ein einfaches Anliegen vorbringen zu können, und hatte mich bald mit einem der Bootsführer geeinigt. Er übernahm es, mich für die bescheidene Summe von einem Itzebu — ungefähr zwei

Mark — nach Nagasacki zu führen. Ich packte darauf einige Sachen in meine Reisetasche, um im Notfall meine Koffer, die ich an Bord des „Tilton“ ließ, zwei oder drei Tage entbehren zu können, sagte dem Kapitän Lebewohl, versprach, ihn in Nagasacki bei seinem „Consignator“ anzumelden, und ließ mich dann in das Boot hinunter, in dessen Vorderteil ein bequemer Sitz für mich eingerichtet worden war.

Die Bemannung des Bootes bestand aus sechs jungen Fischern, die sich mit großem Eifer auf die schweren Ruder legten, sobald ich ihnen bedeutet hatte, sie könnten sich nun auf den Weg machen. Sie waren beinahe vollständig nackt, mittlerer Größe, rothäutig wie amerikanische Indianer, kräftig und wohlgebaut, sehr unähnlich in dieser Beziehung den Japanern aus vornehmen Familien, die man in Europa antrifft, und von denen die meisten eine hellere Hautfarbe und weit schlechtere und schwächlichere Figuren haben als ihre abgehärteten, zähen Landsleute, die Jahr ein, Jahr aus auf der See leben und ein Gewerbe treiben, das die Entwickelung der Muskeln außerordentlich begünstigt. — Ich sah den Bootsleuten eine Weile zu. Sie arbeiteten tapfer, und das kleine scharfe Fahrzeug wurde von ihnen rasch durch das Wasser getrieben. Doch schien es mir, als kämen wir nur langsam vom Fleck. Der „Tilton“ lag noch immer in geringer Entfernung hinter mir, und auf dem hohen Ufer von Kiusiu konnte ich nichts erkennen als dieselben großen Linien der Berge, die auch auf dem „Tilton“ schon klar und deutlich vor mir gestanden hatten. Ich beugte mich aus dem Boote auf das Wasser hinab, so daß ich

nur den blauen glitzernden Spiegel sehen konnte. Er erschien mir grenzenlos, und es war mir, als triebe ich auf einer unermeßlichen Wasseröde. Nach einigen Stunden der einförmigen Fahrt wurde ich schläfrig. Einer der Fischer war mir behülflich, aus meinem Sitze ein Lager zu machen. Ich streckte mich darauf aus und schlief fest ein. Als ich wieder erwachte, war es dunkel geworden. Im Vorderteil des Bootes hatte man eine große Laterne aus Papier angezündet. Bei dem schwachen Lichte, das sie um sich verbreitete, sah ich die sechs Fischer noch immer unermüdlich bei ihrer Arbeit. Die dunklen Körper beugten und hoben sich langsam und regelmäßig wie Maschinenwerk bei jedem Schlag der langen, schweren Ruder. Die Leute lachten gutmütig, als sie sahen, daß ich mir die Augen rieb, und machten mir verständlich, daß ich drei volle Stunden geschlafen habe, aber daß wir nun auch bald, in einer Stunde etwa, in Nagasacki sein würden.

Ich will hier bemerken, daß die japanische Sprache, deren gründliches Studium dem Philologen große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, dem Reisenden bald geläufig wird, wenn er sich, wie dies gewöhnlich der Fall ist, auf Sprachforschungen gar nicht einläßt, sondern zufrieden ist, sich über die gewöhnlichsten Angelegenheiten und Lebensbedürfnisse mit seiner japanischen Umgebung ungefähr verständigen zu können. Wenn man einige fünfzig Phrasen und vielleicht zweihundert Vokabeln im Kopfe hat, so bedarf es nur noch eines einigermaßen aufgeweckten Zuhörers, um so ziemlich alles ausdrücken zu können, was für den gewöhnlichen Hausbedarf not=

wendig ist. Die japanischen Worte sind reich an breiten reinen Vokalen, die jeder Europäer mit Leichtigkeit richtig aussprechen lernt, und die japanische Sprache klingt sehr hübsch, besonders wenn man sie von den artigen, freundlichen Mitgliedern der besseren Klassen sprechen hört.

Gegen zehn Uhr abends fuhren wir durch den engen Kanal, der die Schwesterinseln Iwosima, die sich am Eingange der Bai von Nagasacki befinden, von einander trennt; bald darauf ließen wir die kleine Insel Papenberg hinter uns, auf der gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Massenermordung japanischer Christen stattgefunden haben soll, und um elf Uhr endlich, acht Stunden nachdem ich den „Tilton“ verlassen hatte, setzte ich in Oora, der Vorstadt von Nagasacki, in der sich die Fremden seit 1859 niedergelassen haben, den Fuß auf japanischen Boden. — Ich kannte die Gewohnheiten meines alten Freundes, des amerikanischen Konsuls John Walsh, des jüngeren Bruders von Thomas Walsh in Schanghai, und wußte, daß ich ihn trotz der späten Stunde doch nicht stören würde. Ich nahm also meinen Reisesack, lohnte den Bootsführer ab und stieg auf einer bequemen Treppe den kleinen Hügel empor, auf dem Walshs „Bungaloo“ gelegen war. Von weitem schon sah ich, daß die Veranda noch hell erleuchtet war, und als ich mich dem Hause genähert hatte, hörte ich, daß man sich dort noch eifrig unterhielt. Ich rief Walsh beim Namen, denn ich wollte nicht unangemeldet in den Hof treten, da ich nicht ganz sicher war, von Tiger, Walshs großer Dogge, nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit als ein guter Freund wiedererkannt zu werden.

„Halloh! — Wer ist da?“ tönte Walshs Stimme.

Ich nannte meinen Namen. — Darauf freundliches Rufen.

„Herein! Herein mit Ihnen! — Tiger, sei ruhig!“

Walsh kam mir an dem großen Thorweg entgegen, den der Monban (Pförtner) geöffnet hatte, und hieß mich auf das herzlichste willkommen. Tiger beschnüffelte mich lange und aufmerksam und drückte dann seinen großen Kopf an mich, um sich von mir streicheln zu lassen. — Ich fühlte mich wohl, als wäre ich nach Hause zurückgekehrt, und meine ersten Worte waren:

„Ich komme von Schanghai; das ist ein abscheulicher Ort! Ich lobe mir Nagasacki!“

Nachdem ich darauf eine Menge Fragen über gemeinschaftliche Freunde in Schanghai beantwortet und erklärt hatte, auf welche Weise ich allein angekommen sei, wurde ich in dasselbe niedrige, kleine, mit reinen japanischen Matten bedeckte Zimmer geführt, das ich im Jahre 1859 bereits bewohnt hatte, und in dem mich ein großes, mit Mosquito-Gardinen versehenes Ningpo-Bett gastlich zur Ruhe einlud. Auch derselbe Kotzkoi (Diener), dessen Reinlichkeit und stilles gewandtes Wesen mir noch von meinem ersten Besuche her in guter Erinnerung war, kam mir dort entgegen, ließ sich auf die Kniee nieder, berührte den Boden mit der Stirn und bewillkommnete mich mit der üblichen freundlichen Begrüßungsformel: „Sindate allingato!“ („Für ehemals“ — das heißt: für alte erwiesene Gutthaten — „Dank!“) — Es ist erfreulich, auf diese Weise empfangen zu werden, zu hören, daß der Mensch, den man gern wiedersieht, eine dankbare Er-

innerung der alten Beziehungen bewahrt hat. Ich fühlte mich geneigt, dem braven To die Hand zu geben; aber ich erinnerte mich noch rechtzeitig, daß eine so unerhörte Vertraulichkeit ihn nur befremdet haben würde, und begnügte mich damit, ihm einige freundliche Worte zu sagen, denen er, so schlecht japanisch sie auch sein mochten, mit einer Art zerknirschter Freude zu lauschen schien: denn er atmete tief und hörbar auf, als könne er sich vor Ehrerbietung kaum fassen. — Das war im Jahre 1861, und der alte Kotzkoi hatte erst einen fremden Herrn gekannt, und zwar einen sehr guten. Seitdem hat sich vieles geändert. Die Japaner, denen die „Pioniere der Civilisation“ nicht immer ein gutes Beispiel in Bezug auf Höflichkeit und Sitte gegeben haben, sind diesen gegenüber sehr dreist geworden, und es bedarf nicht selten großer Strenge, um Untergebene in Ordnung zu halten, und bedächtiger Ruhe, um den Anmaßungen einer gewissen Klasse japanischer Beamten gebührende Grenzen zu setzen.

* * *

Nagasacki ist der freundlichste Hafen im fernen Osten. Er hat einen geringen Umfang, so daß er leicht ganz übersehen werden kann, und ist rings von schönen grünen Hügeln eingeschlossen, die mit stolzen, mächtigen Bäumen und frischen, üppig treibenden Sträuchern bedeckt sind, und auf denen sich Dorf an Dorf und Landhaus und Tempel an Landhaus und Tempel reihen. Die Landschaft ist nicht großartig, aber sie ist vollkommen schön.

Zwar erblickt der Beschauer weder Vulkane noch schneebedeckte Bergriesen, aber er verlangt auch nicht danach. Sein Blick ruht befriedigt auf dem lieblichen Bilde, das sich vor ihm ausbreitet, denn das Land ist unbeschreiblich anmutig in seiner friedlichen, freundlichen, immergrünen Pracht. Man begreift, wenn man es sieht, daß seine Bewohner Jahrhunderte lang in gänzlicher Abgeschlossenheit leben konnten und sich nur ängstlich den geheimnisvollen Fremden näherten, die ihnen Wunderdinge versprachen und erstaunliche Kunstwerke vor ihnen ausbreiteten, um sie aus ihrer Zurückgezogenheit herauszulocken. Die Japaner hatten nichts zu gewinnen, wenn sie Freunde der Fremden wurden. Sie besaßen alles, was ihre genügsamen Herzen wünschten; dagegen durften sie fürchten, bei einer plötzlichen Umwälzung der alten Verhältnisse das zu verlieren, was sie Jahrhunderte lang zu einem der glücklichsten Völker der Erde gemacht hatte.

Auf der Westseite des Hafens von Nagasacki befindet sich die japanische Maschinenfabrik von Akonura, die seit längerer Zeit von holländischen Ingenieuren geleitet wird. Die großen, roten, rauchenden Schornsteine, die sich über der Fabrik erheben, geben diesem Teil der Landschaft einen Charakter, der den europäischen Beschauer an den Westen erinnert.

Im Norden von Nagasacki, ebenfalls auf der Westseite der Bai, in der unmittelbaren Nähe eines kleinen Fischerdorfes mit Namen Inassa, haben sich die Russen festgesetzt. Die Niederlassung ist durch die Bai von der Stadt Nagasacki und von Oora, dem eigentlichen Fremdenviertel, getrennt, und ihre Lage zeigt deutlich,

daß die Russen ursprünglich nicht beabsichtigten, sich als Handelstreibende in Nagasacki zu etabliren. — Noch weiter nördlich, am äußersten Ende der Bai, erblickt man ein sorgfältig bestelltes Thal, das von einem kleinen Bache, der sich in den Hafen ergießt, durchflossen wird, und in dem sich zahlreiche wohlhabende Ortschaften befinden.

Nagasacki erstreckt sich längs der Ostseite der Bai. Es ist eine bedeutende Stadt, die nahe an zehntausend Häuser und ungefähr fünfundsiebzigtausend Einwohner zählt. Sie liegt in einem großen Thalkessel von unregelmäßiger Form, der durch malerische Hügel von fünfhundert bis tausend Fuß Höhe gebildet wird. An manchen Stellen klimmt die Stadt den Hügel hinauf und bedeckt ihn bis zu einer Höhe von zweihundert bis dreihundert Fuß mit ihren kleinen weißen, reinlichen Häusern. Dazwischen erheben sich zahlreiche Tempel, die an ihren mächtigen, in der Sonne glänzenden, schwarzen Dächern leicht zu erkennen sind. An anderen Stellen, da, wo die Stadt in der Ebene geblieben ist, sieht man auf den Hügeln wohlunterhaltene Totenäcker mit Tausenden von kleinen, weißen Grabsteinen, ferner vereinzelte, von großen Gärten oder Höfen umgebene Tempel, freundliche Landhäuser und im Schatten hoher alter Bäume, die kleinen, friedlichen Wohnungen einfacher Ackerbürger. Überall, wo nicht ein Gebäude steht, grünt und blüht es. Alles auf den Anhöhen von Nagasacki atmet volles, kräftiges, ungetrübtes Leben.

Um die Landschaft ganz würdigen zu können, muß man eine Anhöhe ersteigen, die die Südgrenze der

Stadt bildet und an deren Fuß zu meiner Zeit das englische Konsulat errichtet war.

Ein bequemer Steig führt bis zu einer Höhe von ungefähr fünfhundert Fuß, dann hat man sich seinen Weg durch Bäume und Sträucher zu bahnen, und bald erreicht man eine Plattform mit herrlicher Aussicht. Auf der einen Seite erblickt man die blaue Bai und die freundliche weiße Stadt von Nagasacki. Große Kauffahrer und mächtige Kriegsschiffe des Westens wiegen sich im Hafen. Zwischen und hinter diesen Fahrzeugen liegen Hunderte von Dschunken vor Anker, leichte japanische Boote durchkreuzen die stille Flut in allen Richtungen, und der monotone Gesang, mit dem die Fischer und Bootsleute ihre Arbeit zu begleiten pflegen, dringt harmonisch gedämpft zur Höhe empor, auf der der Schauende weilt. Auf der gegenüberliegenden Seite der Bai sieht man Akonura, Inassa, den von den Russen besetzten Tempel, das grüne Thal, das sich am Nordende des Hafens befindet und die zahlreichen Ortschaften, die in demselben gelegen sind. Nagasacki selbst zeigt sich in seiner ganzen Ausdehnung. — Dem Mittelpunkt der Stadt gegenüber und durch einen schmalen Kanal davon getrennt, liegt die kleine Insel Decima, die alte, wohlbekannte holländische Faktorei; — am Südende der Stadt, am Fuße des Berges, breitet sich Oora, das neue Fremdenquartier, aus.

Das alte, malerische Decima, das Decima der Kämpfer Thunberg und Siebold, ist durch Feuersbrünste zerstört worden. Das neue Decima ist eine kleine holländische Stadt. Die wenigen Straßen sind schnurgerade, äußerst

reinlich, totenstill und schneiden sich in rechten Winkeln. Die Häuser, eines dem anderen gleich, sind weiß getüncht, haben kleine, bescheidene Fenster, braun angestrichene Fensterläden und sehen wie Scheunen oder Kasernen aus. Nichts in Decima erinnert daran, daß man sich im fernen Osten befindet, und wären nicht die zahlreichen, jungen japanischen Mädchen, die man in den Thüren der Häuser stehen oder in den Straßen umherwandeln sieht, so könnte man sich in eine unbedeutende niederländische Stadt versetzt glauben. — Dort lebten im Jahre 1861 einige dreißig holländische Kaufleute und mehrere Beamte. Sie bildeten eine von den in Oora lebenden Fremden fast gänzlich abgesonderte Gesellschaft. Sie verließen Decima nur selten, hatten ihre eigenen Interessen und Vergnügungen und kümmerten sich wenig oder gar nicht um Engländer und Amerikaner. Diese machten ihrerseits keinen Versuch, sich den Holländern zu nähern, und sahen ohne jeden vernünftigen Grund mit einer gewissen Geringschätzung auf die ruhigen Geschäftsleute hinab, die sie „Decima-Krämer" nannten.

Oora war, als ich es kennen lernte, noch im Entstehen. Es befanden sich dort nur fünf oder sechs fertige Gebäude, die im Stile der europäischen Häuser von Schanghai, aber nach einem bescheideneren Maßstabe erbaut waren. Seitdem ist eine große Anzahl neuer Wohngebäude und feuerfester Warenlager in Oora errichtet worden, und jetzt erhebt sich am Südende von Nagasacki eine fremde Stadt, in der Engländer, Amerikaner und Deutsche sich für alle Zeiten festgesetzt zu haben scheinen.

Die Bai, Akonura, Inassa, Nagasacki, Decima und

Dora bilden die eine Seite des großen Bildes, das man zu seinen Füßen sieht, wenn man den Berg des englischen Konsulats erstiegen hat. Wendet man sich nun nach der anderen Seite, so erblickt man einen wahren Inselgarten vor sich ausgebreitet. Die See erstreckt sich, so weit das Auge reicht, aber nicht die großartig einförmige See, sondern ein Meer, in dem das Land seine Rechte stark geltend macht. Überall längs der Küste von Kiusiu erheben sich grüne Inseln aus dem dunklen, blauen Meer, dazwischen öde, rauhe, unfruchtbare Felsen. — Wenn das Meer bewegt ist, dann bricht es sich brausend und schäumend an dem felsigen, nacktgewaschenen Fuß der Inseln und stürzt laut heulend über die Klippen, die es mit schneeweißem Schaum bedeckt, um sie gleich darauf wieder in ihrer schwarzen Nacktheit zu zeigen. Ist der Himmel klar und die See ruhig, so umgiebt sie Insel und Felsen mit einem breiten geschmeidigen Gürtel von Azur und flüssigem Silber, und ihr leises Murmeln scheint ewige Ruhe und ewigen Frieden zu versprechen. Aber das japanische Meer ist falsch und tückisch. Es verschlingt alljährlich zahlreiche Opfer und wird von den Schiffern gefürchtet.

* * *

Nagasacki wird dem Fremden bald heimisch. Eine Straße gleicht der anderen, ein Haus dem anderen. Der öffentlichen Gebäude gibt es nur wenige. Diejenigen, die man findet, zeigen nichts Bemerkenswertes und gleichen mit ihren weißgetünchten Mauern und kleinen, vergitterten

Fenstern einem Gefängnis, einer Kaserne oder einem Warenlager. — Die Häuser der Kaufleute und Bürger sind klein und haben gewöhnlich zwei Stockwerke. Sie sind außerordentlich leicht gebaut. Die inneren Wände bestehen aus dünnen, hölzernen Rahmen, die mit Papier überzogen sind, — aber sie sind mit großen, schweren Ziegeldächern bedeckt, die auf starken Holzpfeilern ruhen. Eine Jahrhunderte alte Erfahrung hat diese Bauart als die zweckmäßigste erwiesen, um den in Japan häufig wiederkehrenden Erdbeben einigermaßen zu widerstehen.

Das japanische Papier, das zur Bekleidung der Thüren und Fenster benutzt wird, ist zwar außerordentlich zähe und stark, so daß man es beinahe mit leichtem Baumwollenstoff vergleichen kann, aber es besitzt doch nicht annähernd die Widerstandsfähigkeit des Glases und muß in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen immer wieder erneuert werden. Dies trägt wesentlich dazu bei, auch den ärmlichen japanischen Häusern das reinliche, freundliche Aussehen zu geben, das den Fremden beim Eintritt in japanische Ortschaften angenehm auffällt. — Das Papier, das bis zum Jahre 1859 das Fensterglas ganz allgemein ersetzte, ist gerade durchsichtig genug, um so viel Licht in die Wohnungen dringen zu lassen, wie nötig ist, um dort die Verrichtung der gewöhnlichen Haushaltungsarbeiten zu gestatten. Die angenehme Halbdämmerung, die in den Zimmern herrscht, ladet zur Beschaulichkeit und Trägheit ein, und der Japaner ist, im allgemeinen wenigstens, keineswegs ein Mann, der sich durch energische Thätigkeit auszeichnet. Die Handwerker, die sehr geschickt sind und an gutem, sicherem Geschmack

mit den besten französischen Arbeitern wetteifern können, verrichten ihr Gewerbe gewöhnlich bei offenen Thüren und Fenstern. Überhaupt kann das Leben des Japaners nicht als ein geheimnisvolles bezeichnet werden. Er pflegt sogar vieles bei offenen Thüren und Fenstern zu verrichten, was das europäische Anstandsgefühl verletzt. Daher kommt es auch, daß man dem Japaner häufig vorgeworfen hat, schamlos zu sein. Dieser Vorwurf scheint mir jedoch unbegründet.

Die Japaner waren, bis sie mit den Fremden in Verbindung traten, ein harmloseres Völkchen als die Nationen des Westens, und mancherlei Natürliches, was in zivilisirten Ländern schicklicherweise verschleiert wird, zeigte sich dort unverhohlen auf offener Straße und am hellen Tage. Ich will in dieser Beziehung nur eines alten Gebrauches erwähnen, nämlich des Badens von Männern und Frauen in denselben engen Räumen und des Badens von jungen Mädchen und alten Weibern auf offener Straße. — Die Japaner pflegten darauf gar nicht zu achten, und die Badenden erregten kein Ärgernis. Seit dem Tage aber, an dem es ihnen auffiel, daß die Fremden ihnen ungewohnte Aufmerksamkeit zollten, wurden die Bäder auf offener Straße immer seltener, und ich glaube nicht, daß ein Europäer heute noch Grund haben wird, in dieser Beziehung über japanische Schamlosigkeit und Sittenlosigkeit zu klagen. Das Schamgefühl war bei den Japanern im Jahre 1859 nur höchst unvollkommen entwickelt. Eine auffällige Sittenverderbnis gab es jedoch keinesfalls unter ihnen, und nach ihrer Art hatten sie in dem halbparadiesischen Zustande, in dem

sie in ihrer glücklichen Zurückgezogenheit lebten, ebenso viel Zucht und Sitte wie wir.

Das Innere der japanischen Häuser ist sauber und reinlich, auch ist Ordnung und Reinlichkeit leicht aufrecht zu erhalten, denn man findet dort fast keines der bei uns gebräuchlichen Möbel, als da sind Sofa, Tisch, Stuhl, Schrank, Bett. — Die Zimmer sind mit hellgelben Strohmatten bedeckt und beinahe gänzlich leer. Auf der Matte, in der Nähe eines Kohlenbeckens (Chibats), kauert der unthätige Japaner, stundenlang aus einer Miniaturpfeife rauchend und mit anderen, ebenfalls unthätigen Freunden harmlos plaudernd. Handelt es sich darum, einen Brief zu schreiben oder eine Rechnung auszustellen, so wird aus einer der Nischen, die sich in großer Anzahl in den meisten Zimmern befinden, ein Tischchen hervorgeholt, das einen halben Fuß hoch, einen Fuß breit und zwei bis drei Fuß lang ist. Der Japaner hockt vor diesem Möbel nieder, zieht aus seinem Gürtel ein kleines, längliches, kupfernes oder silbernes Gefäß, einem französischen Pfeifenetui nicht unähnlich, und findet in demselben Schreibpinsel und Tinte. Ist der Brief geschrieben, so wird der kleine Tisch beiseite gesetzt, und das Zimmer ist wieder leer. — Zur Zeit der zahlreichen, aber gewöhnlich einfachen Mahlzeiten, die der Eingeborene im Laufe des Tages zu sich nimmt, werden andere Tische in das Zimmer getragen, groß wie eine Fußbank oder vielleicht ein wenig größer. Darauf stehen in hübschen, lackirten, hölzernen Tassen und Schalen und in porzellanenen Fläschchen: Gemüse und Fisch, Reis, Früchte, Zuckergebäck, Sakki (Reisbranntwein) und Thee. Das

Mahl, aus winzigen Gerichten bestehend, ist schnell eingenommen, Tische und Schalen verschwinden, und wiederum ist das Zimmer rein und ordentlich. Der „Chibats" und „Tabaccobon" allein verlassen es nie: denn der Japaner ist ein großer Raucher und muß immer Tabak und Feuer in seiner Nähe haben. — Der „Tabaccobon" ist ein kleines, häufig sehr geschmackvoll und kostbar gearbeitetes Möbel. Er enthält ein Miniaturkohlenbecken und ein Gefäß, in dem die ausgerauchte Pfeife gereinigt wird, ferner ein oder mehrere Kästchen, in denen man den Tabak aufbewahrt. — Kommt die Nacht und wollen sich die Bewohner des Hauses zur Ruhe begeben, so werden seidene oder baumwollene Steppdecken auf dem Boden ausgebreitet. Auf diese Decken wird für jeden der im Hause Wohnenden ein hölzernes, hartgepolstertes Kopfkissen von der Form eines Bügeleisens und ein sehr weiter und langer, dick gefütterter seidener oder baumwollener Schlafrock bereit gelegt. Der Japaner entledigt sich seiner Oberkleider, wickelt sich im Winter in den warmen Schlafrock, streckt sich im Sommer auf demselben aus und ruht bald unbeweglich, einem Toten ähnlich, das Haupt auf das acht bis zwölf Zoll lange und anderthalb bis drei Zoll breite Kopfkissen gestützt. So liegen in einem und demselben Zimmer, das Gesicht aufwärts gekehrt, Männer, Weiber und Kinder neben einander. In einer kleinen Stube, in die wir nicht zwei Betten stellen möchten, würden wohl ein Dutzend und mehr Japaner Raum genug zum Schlafen finden. Wie die Chinesen, vor denen sie sich übrigens durch ihre große Reinlichkeit vorteilhaft auszeichnen, können die Japaner sich mit sehr wenig Raum

begnügen und scheinen den Mangel an frischer Luft nicht im mindesten zu fühlen. — Am frühen Morgen werden Decken, Schlafröcke und Kopfkissen aus dem Gemach geräumt, die großen Schiebethüren werden nach allen Seiten hin weit geöffnet, die Matten mit großer Sorgfalt gereinigt und das Zimmer kann alsdann für den Tag wieder als Wohn-, Schreib- und Eßstube dienen. Decken, Kopfkissen, Schlafröcke, Tische, Bänke werden in einem besonderen Gelaß aufbewahrt. Diese Möbel, Gerätschaften und Kleidungsstücke nehmen geringen Raum ein, und der Fremde, der in die Stube tritt, in der sie aufgestapelt sind, wundert sich darüber, wie wenig zu einem japanischen Bürgerhaushalt gehört.

Die großen Herren des Landes setzen einen gewissen Stolz darein, viele Möbel und dergleichen zu besitzen. Wenn ein vornehmer Mann im Lande reist, so folgen ihm Hunderte von Bedienten, die leichte, schönlackirte Kisten aus Holz oder Bambusrohrgeflecht tragen, in denen die zu des Prinzen Haushalte nötigen Gegenstände aufbewahrt werden. Darunter befinden sich aber viel Luxusmöbel und Galakleidungsstücke. Die wirklichen Haushaltungsbedürfnisse des Japaners können durch sehr Weniges vollkommen befriedigt werden.

Wenn ein Reisender ein oder zwei japanische Häuser gesehen hat, so genügt ihm dies in der Regel. — In den Läden von Nagasacki findet er des Kauf- und Sehenswürdigen auch nicht viel. Man zeigt ihm dort lackirte Tassen, Schalen, Teller, Schränke, Kasten und so weiter, die mit den schön gearbeiteten Waren, welche in Yokohama und Tokio zum Verkauf angeboten werden, nicht zu vergleichen

sind. Manchmal hat man das Glück, einen Kaufmann anzutreffen, der soeben von Osakka oder von Miako zurückgekehrt ist und von dort schöne alte Kunstgegenstände mitgebracht hat. Aber für diese wurden, selbst im Jahre 1861 schon, hohe Preise gefordert, Preise, die in Europa nur ein Kunstliebhaber oder Sammler bezahlen würde. Bei anderen Händlern findet man die gewöhnlichen japanischen Waren, hier und da eine hübsche Elfenbein- oder Holzschnitzerei; und wenn man nicht Kaufmann oder eifriger Sammler ist, so wird man des „Shopping“ bald überdrüssig und sucht sich andere Zerstreuungen in Nagasacki.

Man muß die Tempel, die größten Mia und Tera noch besuchen. Eine Mia ist ein religiöses Gebäude, das dem Sintoismus, dem alten japanischen Kultus, geweiht ist. Die Tera sind Buddhisten-Tempel. — Wenn man eine Mia und zwei bis drei Tera gesehen hat, und die japanische Religion nicht gerade zum Gegenstand eines besonderen Studiums machen will, so ergeht es einem mit den religiösen Gebäuden wie mit den Wohnhäusern: man findet kein besonderes Interesse mehr an ihnen. Die Tempel unterscheiden sich in der That auch nur sehr wenig von einander. Die größten unter ihnen sind leidlich besucht. In der Umgebung der kleineren herrscht Einsamkeit. Man findet dort schöne, stille Plätze mit uralten, mächtigen Bäumen, in deren Schatten im Sommer sanftes Ruhen ist.

Die Mia sind große leere Gebäude, die gar keine Götzenbilder enthalten. Man bemerkt dort einen einfachen Metallspiegel als Symbol der höchst möglichen

Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenswandels, die die Sintoreligion ihren Anhängern als vornehmstes Gesetz vorschreibt.

In den Buddhisten-Tempeln findet man dem Eingange gegenüber einen Hauptaltar, auf dem eine, zwei oder drei kolossale Figuren aus Holz und zahlreiche kleinere Götzenbilder aufgestellt sind, ferner Weihbecken, Rosenkränze, kleine Glocken, Betstäbe, Leuchter, Lampen, Gebettafeln und so weiter. Der Hauptaltar ist in der Regel reich geschmückt, mit seidenen Decken und Vorhängen versehen und mit den kostbarsten Gerätschaften bedeckt, die sich im Besitz des Tempels befinden. Rechts und links vom Hauptaltar sind Seitenaltare angebracht, die wie jener, aber bescheidener ausgeschmückt sind. In den meisten Tera findet man große Laternen aus Papier, hier und da sieht man auch Aquarelle auf Holz, Seide oder Papier. Einige dieser Bilder stellen einen Schiffbruch oder einen Menschen in Lebensgefahr dar und sind augenscheinlich Weihgeschenke.

Am Eingang der Tera steht ein großer Kasten, in den jeder, der in den Tempel tritt, einige Kupfermünzen zu werfen pflegt, die zum Unterhalt der den Tempel bedienenden Priester verwandt werden. An der Thür der großen Tera sieht man gewöhnlich einen oder mehrere Mönche, die geweihte Rosenkränze, Bilder der Heiligen, die im Tempel verehrt werden, und andere religiöse Gegenstände verkaufen.

Die zahlreichen Sinto- und Buddha-Mönche und -Nonnen — man sagt, daß es deren an viermalhunderttausend gäbe — erfreuen sich keines besonderen Ansehens

und thun wenig, um die Hochachtung ihrer Mitbürger zu verdienen. Am beliebtesten unter ihnen ist eine Brüderschaft von Blinden, deren Mitglieder über ganz Japan verbreitet sind und das Gewerbe des Knetens mit großer Geschicklichkeit betreiben. — Sie gehen des Abends mit einer brennenden Laterne umher, und man erkennt sie schon von weitem an ihrem schlürfenden Schritt und an dem schrillenden Pfiff, den sie von Zeit zu Zeit auf einem kleinen Holzinstrument ausstoßen. Wenn ein Japaner sich körperlich stark angestrengt hat und Müdigkeit in den Gliedern fühlt, so ist sein erster Gedanke, einen blinden „Bo-san" zu rufen und sich von ihm kneten zu lassen. Diese Mönche treiben sich deshalb auch viel in der Nachbarschaft der Wirtshäuser umher, wo ihre Dienste von vielen der Reisenden in Anspruch genommen werden. — Vor den anderen Priestern hat das Volk eine Scheu, wie man sie bei uns im Mittelalter vor Hexen und Zauberern hatte, und wie sie heute hie und da noch in Italien Mönchen gegenüber besteht.

* * *

Der japanische Olymp enthält eine bedeutende Anzahl Götter und Halbgötter, und der Kalender ist mit Festtagen reichlich gesegnet. Die größten darunter fallen in den ersten, zweiten und fünften Monat des Jahres. — Der Neujahrstag wird wie bei uns gefeiert. Man macht sich Gratulationsbesuche und Geschenke, und der Gebrauch der Visitenkarten bei dieser Gelegenheit ist in Japan

mindestens ebenso verbreitet wie bei uns. Im zweiten Monat (Ni-guats) wird das Fest der Frauen, im fünften (Go-guats) das der Männer gefeiert. Den in letzterem Monat geborenen Kindern männlichen Geschlechts soll nach japanischem Glauben ein besonderer Glücksstern leuchten. Viele der kleinen Festtage gehen ohne sonderlichen Prunk vorüber; aber bei den großen, den sogenannten „Madzuri“, ist die ganze Bevölkerung in freudiger Aufregung.

Der Zufall wollte, daß während meines Aufenthaltes in Nagasacki das Fest des Stadtpatrons gefeiert und mir Gelegenheit geboten wurde, der größten „Madzuri“ des Jahres beizuwohnen. — Der Gouverneur der Stadt, der mit meinem Wirte, dem amerikanischen Konsul, auf freundschaftlichem Fuße stand, ließ ihm am Tage vor dem Feste sagen, er habe in der Nähe seiner Loge Sitze bereiten lassen, von denen aus wir in aller Bequemlichkeit den Schauspielen beiwohnen könnten, die in freier Luft zu Ehren des göttlichen Schutzherrn der Stadt aufgeführt werden sollten. — Walsh nahm die Einladung an, und am nächsten Tage begaben wir uns rechtzeitig an den bestimmten Ort. Der Stadtteil, den wir bei dieser Gelegenheit durchschritten, war wie ausgestorben. Die Läden waren geschlossen, und die wenigen Japaner, die wir noch erblickten, eilten festlich geschmückt dem Schauplatze zu, wo die „Madzuri“ gefeiert werden sollte. Wir fanden, als wir dort ankamen, eine zahlreiche heitere und harmlose Gesellschaft versammelt. Mit jener Höflichkeit, die damals dem Japaner noch angeboren erschien, von der er aber leider während der letzten zwanzig Jahre einen großen Teil eingebüßt hat, beeilte man sich, uns überall

Platz zu machen. Es war, als ob sich die Leute sagten: „Hier kommen Fremde; wir wollen sie als Gäste mit schuldiger Zuvorkommenheit behandeln.“ — So durchschritten wir einen großen Platz und gelangten nach einer Tribüne, von der aus man denselben vollständig übersehen konnte. Ein Offizier erwartete uns am Eingang und führte uns in eine bedeckte Loge, neben der des Gouverneurs und seiner Offiziere gelegen. Im Hintergrund derselben waren Tische aufgestellt, die mit den ausgewähltesten Speisen und Leckerbissen der japanischen Küche bedeckt waren: Reis, roher und gekochter Fisch, Eier, Gemüse, Obst, Zuckergebäck, süßer Wein von Osakka, Sakki (Reisbranntwein) und Thee. Kaum hatten wir uns gesetzt, so brachten uns die Bedienten Pfeifen und Tabak. Einige Minuten später erschien ein Offizier in Begleitung eines Dolmetschers, um im Namen des Gouverneurs dafür zu danken, daß wir seiner Einladung Folge geleistet hatten. Darauf blieben wir uns selbst überlassen, um in Ruhe und Behaglichkeit das bunte Schauspiel zu unseren Füßen zu betrachten.

Vor uns befand sich ein weiter, leerer Raum, da die japanische Sitte nicht gestattet, daß das Volk sich unmittelbar der Loge des Gouverneurs nähere, und um diesen Raum drängte sich die schaulustige Menge. Den Kindern hatte man die besten Plätze eingeräumt. Es war ein Vergnügen, diese kleinen Japaner zu sehen: sie waren alle mit vollkommener Sauberkeit gekleidet, und man hatte ihnen die niedlichen Köpfe in putziger Weise frisirt. Hinter den Kindern standen die Eltern und Verwandten: die Männer, Gesicht und Haupt glatt

rasirt, in langen dunkelfarbigen Kleidern, die an der Hüfte durch einen schmalen Gürtel (Obi) zusammengehalten werden, die Frauen in gefälliger und auffallenderer Tracht: die schönen Haare, sorgfältig geglättet, waren zu pyramidalen Frisuren aufgesteift, mit langen, vergoldeten Nadeln geschmückt und um Kämme aus gelbem Schildpatt gewunden. Frauen und Mädchen waren über die Maßen geschminkt und augenscheinlich ohne jede Absicht, dies zu verheimlichen, denn die rote und weiße Schminke bildet leicht bemerkbare Schichten auf Hals und Wangen. Einige besonders kokette junge Personen hatten ihre Lippen vergoldet, die bescheideneren sich damit begnügt, sie mit Karmin zu röten.

Die jungen japanischen Mädchen sind sehr anmutig. Sie haben schöne, kleine, weiße Zähne, prachtvolles, schwarzes Haar, winzige Hände und Füße, sanfte, dunkle Augen und feingezeichnete Brauen. Sie sind klein und zart, von schlankem, symmetrischem Wuchse, und ihre Manieren dürfen geradezu als vorzüglich bezeichnet werden. In ihrer Art zu grüßen, zu danken, zu bitten ist eine abgerundete, gefällige Höflichkeit, wie man sie bei uns nur in den besten Klassen der Gesellschaft findet. Wenn man sieht, wie die einfachen Bürgerstöchter sich mit Verbeugungen bis zur Erde, mit gewinnendem Lächeln und artigen Worten begrüßen; wenn man hört, wie sie im Vorübergehen „Ma-pira gomen assaï“ flüstern, für eine angebliche Störung um Verzeihung bittend, so drängt sich jedem Unbefangenen die Bemerkung auf, daß das japanische Volk in seiner großen Mehrheit aus außerordentlich wohlerzogenen Menschen zusammengesetzt ist.

Plötzlich erhebt sich großer Lärm. Die Menge lichtet sich und macht einem Trupp herumziehender Bänkelsänger Platz. Die einen spielen die Pfeife, andere die dreisaitige Guitarre (Sam-sin) oder schlagen die Pauke, mehrere sind mit Werkzeugen und Brettern beladen. Endlich kommen drei große Männer, von denen ein jeder ein wunderlich geschminktes und herausgeputztes Kind auf den Schultern trägt. In wenigen Augenblicken haben die Maschinisten die Bretter aufgeschlagen, die Dekorationen aufgestellt und die ganze Bühne hergerichtet. Die Handlung des Schauspiels, dem ich beiwohnen soll, wird inmitten eines Gartens vor sich gehen. Ich erblicke Buschwerk, Bäume, ein kleines Haus, Ackergerätschaften und so weiter. Die Musikanten haben ihre Plätze eingenommen, die Kinder recken und strecken sich auf der improvisirten Bühne und überlassen es den Männern, von deren Schultern sie herabgestiegen sind, das, was an ihren Anzügen etwa in Unordnung geraten ist, wieder zurechtzumachen. Der Direktor steht auf seinem Posten: drei Schläge auf der großen Pauke geben das Zeichen, und die Vorstellung beginnt.

Über den schriftstellerischen Wert des Stückes, das man gab, muß ich mich jedes Urteils enthalten. Es war, wie ich mich erinnere, ein Gewebe von langatmigen Deklamationen und Unwahrscheinlichkeiten. Eine Sache fiel mir besonders auf, nämlich die unerschütterliche Ruhe und Sicherheit der jungen Schauspieler, die sich durch nichts aus der Fassung bringen ließen. Sie sprachen und spielten ohne die geringste Spur von Scheu und Verlegenheit, wie

ein Kind, das eine Fabel auswendig gelernt hat, diese vor nachsichtigen Verwandten und Freunden hersagt und sicher ist, damit zu gefallen. Das erste Drama war sehr einfach. Ein junger Mann macht einem jungen Mädchen eine Liebeserklärung, das verliebte Paar wird von einem Greise überrascht. Es folgt ein heftiger Auftritt. Die beiden Männer ziehen blank und kreuzen die Säbel. Dabei überschütten sie sich mit Schimpfworten. Das junge Mädchen schluchzt nnd weint, bis es sich plötzlich erhebt und den Greis von hinten meuchlings überfällt. Dieser taumelt und sinkt zu Boden, der Liebhaber versetzt ihm den Gnadenstoß. Gleich darauf erscheint der Getötete aber wieder unter den Gewanden einer Gottheit und segnet das junge Paar. Sodann lassen es sich alle drei angelegen sein, den glücklichen Tag durch einen Tanz zu feiern, dessen Ausgelassenheit sich mit dem wachsenden Lärm des Orchesters steigert. Plötzlich verstummt die Musik, und mit ihr hört der Tanz auf. Die Kinder steigen wieder auf die Schultern ihrer Träger, das Theater wird abgebrochen, und die kleine Gesellschaft zieht mit klingendem Spiel auf und davon. Sie macht einer neuen wandernder Truppe Platz, um ihr kleines Drama vor anderen Zuschauern aufzuführen, die an einem entlegeneren Punkte der Stadt auf diesen Genuß warten. Eine jede Vorstellung dauert etwa zwanzig Minuten, das Aufschlagen und Abbrechen der Bühne mit eingerechnet. Die Pause zwischen den Vorstellungen der einen und der anderen ambulanten Truppe währte kaum zehn Minuten. Seit neun Uhr morgens hatte das Publikum schon mehr denn ein Dutzend dramatischer Gesellschaften bewundert und

war darauf vorbereitet, bis zu Sonnenuntergang noch einige zwanzig vorübermarschiren zu sehen.

Nachdem wir fünf dieser Aufführungen beigewohnt hatten, die sich alle darin glichen, daß die Rollen drei darstellenden Kindern anvertraut waren, verließen wir das Schauspiel, um andere Belustigungen der großen „Madzuri“ in Augenschein zu nehmen. Wir verabschiedeten uns vom Gouverneur, der einen seiner Offiziere beauftragte, uns durch das Gewühl bis zum Cirkus zu begleiten, wo eine berühmte Truppe von „starken Männern“ Vorstellungen angekündigt hatte. Auf dem Wege dorthin sahen wir einen Seiltänzer, einen Wahrsager, einen Taschenspieler, eine Frau mit abgerichteten Vögeln, einen Mann, der wilde Tiere zeigte und so weiter.

Der Cirkus war mit Menschen überfüllt, aber man hatte auch dort gute Plätze für uns aufgehoben. — In der Mitte der Arena befand sich eine kreisförmige Bühne, die vielleicht zwei Fuß über dem Erdboden erhaben war und einen Durchmesser von ungefähr zwanzig Fuß haben mochte. Über den Boden aus starken Brettern war eine Lage Stroh gebreitet und darauf eine dicke Schicht Sand gestreut. Man erklärte mir, daß dies der eigentliche Ringplatz sei. Was die Ringer anbetrifft, die auf der einen Seite, am Fuße der Bühne saßen, so habe ich selten in meinem Leben so schwere, dicke Gesellen gesehen. Er waren wahrhafte Ungetüme, nicht so sehr durch ihre Größe wie durch ihre Beleibtheit. Der schmächtigste wog zweihundert Pfund, der Häuptling der Gesellschaft, wie man uns mit Stolz erzählte, nicht weniger als dreihundertundvierzig! Die Wahl von solch unbeholfenen

Burschen zu Ringern muß seltsam erscheinen; aber sie erklärt sich aus der Art und Weise des japanischen Wettkampfes. Es handelt sich dabei nämlich weniger darum, den Gegner niederzuwerfen, als ihn aus dem kleinen Ringplatze zu stoßen oder zu verdrängen: deshalb werden die Ringer unter den schwersten Menschen, die man auffinden kann, rekrutirt. Diejenigen, die sich vor uns zeigen wollten, waren fast ganz nackt: sie trugen nichts als eine schmale grünseidene Schärpe, die um die Hüften geschlungen war. Am Boden kauernd, anscheinend gleichgiltig für die Menge, die sie umgab, boten sie einen sonderbaren, aber keineswegs gefälligen Anblick dar.

Als wir uns im Cirkus niedersetzten, war ein Ringkampf soeben beendet worden. Ein Offizier trat auf die Bühne und verkündete den Zuschauern die Namen der beiden Athleten, die nun vor ihnen erscheinen würden. Darauf verlas er eine lange Reihe von Eigennamen und Zahlen. Es war die Angabe der für den nächsten Kampf eingegangenen Wetten, die, dem japanischen Gebrauche gemäß, dem Festordner angezeigt worden waren, um den Ringern mitgeteilt zu werden und diese dadurch anzufeuern, bei dem bevorstehenden Wettringen mit Aufgebot aller Kräfte zu kämpfen. — Nach beendigter Vorlesung stellte sich der Offizier abseits, um die Mitte der Arena frei zu lassen. Zwei Ringer traten hervor, begrüßten das Publikum, indem sie die Arme über den Kopf erhoben, und schickten sich zum Kampf an. Die Vorbereitungen währten lange. Die Menge, die daran gewöhnt war, beklagte sich nicht darüber, aber die Fremden verloren die Geduld, und ihr Ruf: „Haiakko!“ (Beeilt

euch!) wurde zur großen Belustigung der Japaner, die so gern und laut wie Kinder lachen, mehrfach wiederholt. — Die Ringer begannen damit, einige Reiskörner und Wassertropfen auf die Arena zu werfen, um den Gott der Gladiatoren günstig für ihr Beginnen zu stimmen. Darauf befeuchteten sie ihre Schultern, Arme und Beine, rieben die Hände mit Sand und führten einige groteske Bewegungen aus, die zu bezwecken schienen, die Glieder geschmeidig zu machen und deren Gelenkigkeit und Kraft dem Publikum zu zeigen. Endlich stellten sie sich in der Mitte der Arena einander gegenüber, in der Stellung von Menschen, die sich mit aller Gewalt Bahn brechen wollen. Auf der Spitze ihrer breiten Füße niedergehockt, die Ellenbogen fest an den Körper gedrückt, mit ausgestrecktem Hals, den Brustkasten nach vorn gebeugt, erinnerten sie an zwei sich gegenüberstehende Kampfhähne. Auf ein vom Festordner gegebenes Zeichen stießen sie einen rauhen Schrei aus und warfen sich auf einander. Der Zusammenstoß war äußerst heftig, der dumpfe Wiederhall davon ertönte im ganzen Cirkus, und die Körper der Ringer bedeckten sich an den Stellen, wo sie sich berührt hatten, mit dunkler Röte. Aber der Stoß war auf beiden Seiten mit gleicher Geschicklichkeit und Kraft ausgeführt und die Wirkung dadurch ausgeglichen worden. Die beiden Menschen waren gegen einander geprallt wie zwei Massen von gleicher Schwere, die mit gleicher Geschwindigkeit an einander getrieben werden. — Dieses Gegeneinanderrennen wurde mehrere Male wiederholt, ohne daß es einem der beiden Kämpfer gelungen wäre, den anderen aus der Arena zu stoßen. — Eine kurze Pause trat ein, um den

Riesen Zeit zu geben, sich zu verschnaufen. Dann, unter den stürmischen Beifallsrufen der Menge, die allen Wandlungen des Kampfes mit fieberhafter Aufregung gefolgt war, packten sich die beiden Männer. Einige Sekunden lang, Brust gegen Brust, die Arme umschlungen, die Beine gespreizt, standen sie unbeweglich. Darauf schoben sie sich schwerfällig, mit gewaltiger Kraftanstrengung, hin und her, ohne sich jedoch erheblich vom Mittelpunkte der Bühne zu entfernen, bis es endlich dem einen gelang, seinen Gegner von der Erde zu heben. Er hielt ihn einige Sekunden schwebend in der Luft, schleppte ihn keuchend bis an den Rand der Bühne und schleuderte ihn dann gewaltsam in die Reihen der übrigen Ringer, die aufgestanden waren und dem Kampf, wenn auch nicht mit dem Interesse des Publikums, so doch mit einer gewissen Neugier, zugesehen hatten. Schwer atmend, in Schweiß gebadet, trat darauf der Sieger in die Mitte der Arena zurück, grüßte wie bei seinem Antritt, indem er die Arme über den Kopf erhob, und zog sich unter lautem Beifallssturm zurück.

Die japanischen Athleten, S'mos genannt, bilden eine besondere Kaste. Sie genießen eines gewissen Ansehens, die kleinen Bürger sind stolz darauf, in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden, und laden sie nicht selten ein, bei ihnen zu schmausen. Selbst die Edelleute verschmähen ihren Umgang nicht. Die Reichen und Mächtigen des Landes nehmen sie in ihre Dienste und lassen sich von ihnen als Leibgarden auf ihren Reisen begleiten. Es sind im allgemeinen freche Burschen, die mit Verachtung auf ihre leichteren Mitmenschen hinabblicken.

Es giebt verschiedene Ringergesellschaften. Der Stärkste einer jeden ist gleichzeitig auch ihr Chef. Er besitzt wie die Helden des englischen „Ring“ einen Ehrengürtel, der ihm gewöhnlich von dem Herrn seines Geburtslandes geschenkt worden ist, und mit dem er sich bei dem Beginn und nach der Beendigung einer jeden Festlichkeit schmückt. Das Ringen als Gewerbe ist nicht frei: ein jeder Ringer muß einer bestimmten Gesellschaft angehören und sich mit dem ihm gezahlten Lohne begnügen. Die Führer der Ringergesellschaften haben Offiziersrang und waren früher berechtigt, wie alle japanischen Edelleute, zwei Schwerter zu tragen. Sie reisen mit ihren Gesellschaften im Lande umher und verweilen in den Hauptstädten der verschiedenen Provinzen, um dort Vorstellungen zu geben. Sie scharren viel Geld zusammen, denn die Japaner sind leidenschaftliche Verehrer von gymnastischen Schauspielen.

Nachdem wir eine Stunde im Cirkus verbracht und mehreren Wettkämpfen beigewohnt hatten, machten wir uns auf den Heimweg. Der Tag nahte seinem Ende, und die Straßen waren leer; aber aus vielen der Häuser, an denen wir vorübergingen, erscholl fröhlicher, wenn auch nicht gerade melodischer Gesang. Die Japaner haben ein feines musikalisches Gehör und singen ihre nationalen Weisen von eigentümlicher Melodie und überraschend wechselndem Rhythmus in so vollkommenem Einklang, daß es in geringer Entfernung von den Musicirenden, schwer und oft gar nicht möglich ist, zu erkennen, ob man den Gesang von einem oder von mehreren Menschen hört; aber die Lieder sind nach unseren Begriffen nicht melodisch

zu nennen, und die hohen, langgezogenen, bis zum Meckern tremulirenden Fisteltöne, für welche die Japaner eine ganz besondere Vorliebe zu haben scheinen, sind dem europäischen Ohr befremdlich, wenn nicht geradezu unangenehm. Mit der Zeit, in sehr kurzer Zeit sogar, gewöhnt man sich aber vollkommen daran. — Walsh fragte mich, ob ich Lust verspüre, einem japanischen Konzert und Ballett beizuwohnen, und führte mich demnächst in ein großes Theehaus, wo wir an der Thür von einer alten Frau, der „Obasan“, empfangen wurden. Sie geleitete uns in einen geräumigen, leeren Saal, der durch einige Papierlaternen und mattbrennende japanische Lichter spärlich erleuchtet war.

In der einen Ecke des Saales kauerte auf der reinlichen Matte, die den Fußboden bedeckte, ein anständig gekleideter Europäer. Er hatte ein niedriges Tischchen vor sich, auf dem ein einfaches Mahl angerichtet war, und blies aus einer kurzen japanischen Pfeife nachdenklich dicke Rauchwolken vor sich hin. Er begrüßte uns durch ein leichtes, doch artiges Kopfnicken und bekümmerte sich dann nicht weiter um uns. — Es war so auffallend ruhig in dem „Vergnügungsorte“ und der stille einsame Mann in der Ecke, machte einen so befremdlichen Eindruck, daß Walsh und ich unsere Stimmen dämpften und unsere Unterhaltung flüsternd fortsetzten.

Nach wenigen Minuten erschienen sechs Gheko (weibliche Musikanten) und zwei Odoori (Tänzerinnen). Sie begrüßten uns nach japanischer Sitte, indem sie niederknieten und den Kopf bis zum Fußboden neigten. Dann wurden die dreisaitigen Guitarren, die die Gheko mit-

gebracht hatten, gestimmt, und die Vorstellung begann. — Von der Musik kann ich nicht viel mehr sagen als von den japanischen Liedern. Die eigenartigen Weisen waren mir aber nicht mehr neu, und ich lauschte ihnen nicht ohne ein gewisses Vergnügen. — Die japanischen Ideen von Grazie sind grundverschieden von den unserigen. Die Tänzerinnen, die eine Art von Pantomime aufführten, bei der der Fächer und die Schärpe eine große Rolle spielten, bewegten sich Automaten gleich mit bewunderungswürdiger Sicherheit. Sie schritten oder sie schlichen vielmehr mit einwärts gedrehten Füßen und gebogenen Knieen hin und her, und ihre Bewegungen, die übrigens immer züchtig blieben, waren nach unseren Schönheitsbegriffen eigentlich grotesk zu nennen. Doch gefielen sie mir wohl. Auffällig war der geschäftsmäßige Ernst, mit dem der Tanz ausgeführt wurde.

Der stille Fremde in der Ecke hatte sich dem Schauspiele zugewandt, und beobachtete es aufmerksam und ohne eine Miene zu verziehen. Ich konnte nun, nachdem sich mein Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, sein Gesicht erkennen. Es war mir nicht fremd: ein mildes und trauriges Gesicht, das man so leicht nicht wieder vergaß, wenn man es einmal gesehen hatte.

Der Mann war ziemlich groß, hager und von vornehmem Anstand. Er hatte schlichtes braunes Haar, das wie Seide glänzte, sanfte blaue Augen und sah aus wie einer, dem großes Leid widerfahren und der trostbedürftig ist, aber der niemand in sein Leben einweihen mag, und dessen schwere Last allein tragen will.

Als das Konzert und der Tanz beendet waren, erhob

er sich geräuschlos, bezahlte seine Zeche, nickte den anwesenden Mädchen freundlich, aber nicht etwa vertraulich zu und verließ den Saal mit einer stummen, höflichen Verbeugung, die meinem Begleiter und mir galt. Wir folgten ihm und sahen ihn gesenkten Hauptes auf der langen und zu jener Stunde verödeten Straße dahinschreiten, die von Nagasacki nach Oora führt. In der Nähe von Walshs Wohnung verloren wir ihn aus den Augen. — Ich habe seine Geschichte, soviel mir davon bekannt geworden ist, bereits an anderer Stelle unter dem Titel „Fred" erzählt.

* * *

Mein Aufenthalt in Nagasacki wurde durch ein unvorhergesehenes Ereignis in die Länge gezogen. Ich erkrankte an einem Nervenfieber und mußte während mehrerer Wochen Bett und Zimmer hüten. Die beiden Walsh — Thomas war seitdem von Schanghai nach Nagasacki gekommen — pflegten mich auf das beste; aber selbst als ich alle Gefahr überstanden hatte, blieb ich noch immer so schwach, daß der holländische Arzt, der mich behandelte, einen Klimawechsel für notwendig erklärte, um meine Genesung einigermaßen zu beschleunigen. — Der „St. Louis" lag im Hafen. Walsh hatte die Absicht, auf dem Dampfboot eine Rundreise um Japan zu machen, nicht aufgegeben. Er erinnerte mich an mein Versprechen, ihn zu begleiten, und da mein Arzt der Ansicht war, daß eine längere Seereise mir nur wohlthun könne, so nahm ich

von Nagasacki Abschied und begab mich am 25. Oktober 1861 an Bord des „St. Louis“, um in Gesellschaft von Walsh die kleinen russischen Ansiedelungen an der Ostküste von Asien und später Hakodate, Yokohama und Tokio zu besuchen.

Von Nagasacki nach Hakodate.

Der amerikanische Schraubendampfer „St. Louis“, auf dem ich von Nagasacki aus am 26. October 1861, in Gesellschaft seines Eigentümers, Thomas Walsh, die Rundreise um Japan antrat, war ein schönes, schnelles Schiff, in dessen geräumiger Kajüte wir uns auf das bequemste einrichten konnten. Die aus allen Weltteilen zusammengewürfelte Mannschaft von vierzig Matrosen wurde von einem alten erfahrenen Schiffskapitän, dem Kommandanten Robinet, befehligt; der Koch, eine sehr wichtige und angesehene Persönlichkeit, war ein Neger aus Amerika, ein gutmütiger, schwatzhafter Bursche und einer der eitelsten Menschen und größten Lügner, dir mir in meinem Leben begegnet sind. Er verbrachte beinahe ebenso viel Zeit vor dem Spiegel wie vor dem Herde, und besaß einen wahren Schatz von karrirten Beinkleidern, seidenen Westen, buntfarbigen Halstüchern und erstaunlichen Tuchnadeln mit Steinen so groß wie der Kohinur. Die Geschichten, die er von seinen Heldenthaten erzählte, waren überraschend. Er schreckte vor keiner Unwahrscheinlichkeit zurück, wenn er von seiner Tapferkeit und Kraft sprach; dabei konnte

ihn der jüngste Schiffsjunge an Bord in Todesangst versetzen, wenn er ihm mit der Faust drohte; — aber er kochte gut, und man bereitete ihm eine große Freude, wenn man eine besonders schwer zuzubereitende Speise bei ihm bestellte. Walsh war deshalb auch zufrieden mit ihm und schmeichelte ihm gern, indem er gelegentlich den feinen Schnitt seiner Kleider bewunderte. Der Kapitän, weniger rücksichtsvoll, nannte ihn selten anders als „Beauty“ — Schönheit —, worüber der Koch sich regelmäßig ärgerte und gewöhnlich würdevoll erwiderte: „Mein ehrlicher christlicher Taufname ist Samuel, Herr!“ Aber Kapitän Robinet ließ sich nicht belehren.

Wir hatten die Anker gleich nach Tagesanbruch gelichtet. Der Morgen war frisch, fast kalt; und nachdem wir über Inosima hinaus waren, blies uns ein starker Nordostwind so unsanft entgegen, daß wir das Deck verließen und uns in die Kajüte zurückzogen, wo wir mit nur kurzen Unterbrechungen während des ganzen Tages verweilten. — Mittlerweile bahnte sich der „St. Louis“ seinen Weg durch den Meeresarm, der die Inseln Kiusiu und Gotto von einander trennt, und in dem sich eine große Anzahl kleiner freundlicher Inseln befindet, deren harmlose Bewohner — Ackerbauer und Fischer — von der ganzen Welt so gut wie nichts wissen, und von denen die Außenwelt nur wenig weiß. Gegen vier Uhr nachmittags hatten wir diesen Teil unserer Reise, der die ganze Aufmerksamkeit des Kapitäns in Anspruch genommen hatte, zurückgelegt. Wir sahen nun breites, sicheres Fahrwasser vor uns und steuerten, von einem günstigen Winde rasch vorwärts getrieben, der japanischen Insel Tsusima zu.

Tsusima, am Eingange des japanischen Meeres zwischen Korea und Japan gelegen, ist sechsundzwanzig englische Meilen lang und ungefähr drei englische Meilen breit. Ein enger Meeresarm teilt die Insel in zwei Teile. Die östliche Ausfahrt dieses Kanals ist jedoch so seicht, daß sie selbst von kleinen Booten nur bei Hochwasser befahren werden kann. Dort liegt die Hafenstadt Fatschu, in der ein nicht unbedeutender Handel getrieben wurde, da Tsusima damals noch das Monopol des kaufmännischen Verkehrs zwischen Japan und Korea besaß. — Tsusima ist ein bergiges, gesundes und überaus anmutiges Land. Die Anzahl seiner Bewohner wird auf zwanzigtausend geschätzt. — In dem ungeheuren Reiche von China hört man immer nur von Provinzen und Städten sprechen, in denen die Menschen millionenweise zusammengeschart leben; in dem kleinen Japan hat alles bescheidene Verhältnisse: dort nennt man eine Insel mit zwanzigtausend Einwohnern schon eine „große" Insel.

Die Westküste von Tsusima, der wir uns am Tage unserer Abreise bis auf eine unbedeutende Entfernung näherten, ist durch eine ununterbrochene Reihe bewaldeter und bepflanzter Hügel gebildet. Hinter diesen Hügeln erhebt sich eine großartige und malerische Bergkette. Russische und englische Kriegsschiffe haben die Küste von Tsusima untersucht; aber in das Innere der Insel, von der die Japaner die verlockendsten Beschreibungen machen, ist noch kein Fremder gedrungen.

Gegend Abend hatten wir Tsusima im Süden gelassen, und am nächsten Morgen befanden wir uns auf dem japanischen Meere, das von den Inseln Saghalin, Jesso,

Nippon, Kiusiu, von der koreanischen Halbinsel und der russisch-ostasiatischen Küstenprovinz so eng eingeschlossen wird, daß es einem großen Binnenmeere gleicht. Wir brachten fünf Tage darauf zu und erreichten am 1. November den russischen Hafen von Wladiwostock, an der Südspitze einer kleinen Halbinsel gelegen, die von den Engländern den Namen „Albert Peninsula“ erhalten hat.

* * *

Die Einfahrt zum Hafen von Wladiwostock wirkt überraschend durch die seltsam zerrissenen Felsenwände, die einen Teil derselben bilden. Der Hafen selbst ist drei englische Meilen lang und dreiviertel Meilen breit und gegen alle Winde geschützt. Er ist von Hügeln umgeben, die sich an einigen Stellen dreihundert Fuß hoch über den Meeresspiegel erheben und mit Laub- und Nadelholz spärlich bedeckt sind. Im Sommer, wenn alles grünt und blüht, muß Wladiwostock einen freundlichen Anblick gewähren; im Herbst und Winter sieht es dort traurig und öde aus. Unter allen Umständen erschien mir das Los der kleinen russischen Garnison von Wladiwostock als ein beklagenswertes. — In den Vertragshäfen von China und Japan lebt man so zu sagen noch an dem breiten schnellen Strom des civilisirten Lebens. Man erfuhr dort zwar erst einige Wochen später als in London, Paris, Berlin und New-York, was in der „Welt“ vorgeht, aber man erfuhr es in regelmäßigen Zwischenräumen, gleichsam als lebte man nach einem Kalender, der sechs oder acht

Wochen nachging. Jedes bedeutende politische Ereignis wurde in Schanghai oder Yokohama mit demselben Eifer besprochen, mit demselben Interesse erwogen wie in einer beliebigen europäischen oder amerikanischen Stadt, alle Bewegungen der Märkte von London, New-York, Lyon und so weiter wurden auch zu jener Zeit schon, in den chinesischen und japanischen Häfen lebhaft nachempfunden und machten, obwohl noch niemand an den Telegraphen zwischen London und dem fernen Osten dachte, das geschäftliche Treiben daselbst zu einem bewegten und aufregenden. — Die fremden Kaufleute, die sich in Ostasien niedergelassen haben, entbehren viele der Vergnügungen und Zerstreuungen, deren sich ihre Genossen in der Heimat erfreuen können; aber über Langeweile haben sie, im allgemeinen wenigstens, nicht zu klagen. Das Leben in den Handelsplätzen des „fernen Ostens“ ist kein leichtes und noch weniger ist es ein leeres. — Ganz anders aber verhält es sich oder verhielt es sich vielmehr zur Zeit meines Besuches, mit den Bewohnern der ostasiatischen russischen Ansiedelungen. Diese vegetirten in trauriger Verbannung, in tiefer Ruhe und Einsamkeit, und nur in langen und unregelmäßigen Zwischenräumen drang ein schwacher Widerhall des geräuschvollen Lebens der Welt an ihr Ohr. — Das alles hat sich seitdem ganz geändert.

Die russische Ansiedlung von Wladiwostock bestand im Jahre 1861 aus neun hölzernen Häusern, in denen zwei Offiziere und siebzig Soldaten untergebracht waren. Das Haus des Gouverneurs war an der russischen Flagge, die über demselben wehte, erkennbar. Walsh und ich be-

schlossen, dort einen Besuch zu machen. Als wir ans Land gestiegen waren, kam uns ein noch junger Seeoffizier entgegen, der uns mit großer Liebenswürdigkeit begrüßte, sich als den Oberstkommandirenden der kleinen Ansiedlung zu erkennen gab und uns bat, in sein Haus treten zu wollen. — Am Eingange desselben wurden wir von einem dickfäustigen, gutmütig aussehenden Soldaten empfangen, der militärisch grüßte und sich sodann beeilte, die Thür des Wohnzimmers vor uns zu öffnen. — Es war ein großes, weißgetünchtes, stark geheiztes Gemach, in das wohl seit Beginn des kalten Wetters kein frischer Luftzug mehr gedrungen war. Es roch dort stark nach fetter Küche und nach türkischem Tabak. Die festverschlossenen Fenster waren mit Papier verklebt. Auf den Fensterbrettern lagen Tabaksbeutel, Reitpeitschen, lose Cigarren und Papyros, einige abgegriffene Bücher und verschiedene Toilettengegenstände. In der Mitte des Zimmers stand ein großer runder Tisch, der mit leeren Tassen und Gläsern, Cigarrenkisten und zerknitterten Zeitungen bedeckt war. Auch ein aufgeschlagenes Buch sah ich dort: einen französischen Roman. In der einen Ecke des Zimmers befand sich ein kleiner, ordentlich aussehender, allem Anschein nach wenig benutzter Schreibtisch, unter dem ein großes Bärenfell lag, und auf diesem Tisch bemerkte ich einen Gegenstand, der mit seiner unschönen Umgebung gar nicht in Einklang stand. Es war ein zierliches, längliches, verschlossenes Kästchen aus gepreßtem Leder, dessen Deckel durch eine klare Krystallscheibe gebildet wurde. Das Innere des kleinen Möbels war mit roter Seide gefüttert und enthielt einen langen, schmalen

Handschuh mit vielen Knöpfen, der nur einer kleinen Damenhand als Bedeckung gedient haben konnte. — Neben dem Arbeitstische stand ein sehr abgenutztes Sofa. An den Wänden hingen die weitverbreiteten Lithographien der Mitglieder der kaiserlichen Familie, über dem Sofa einige Photographien von Verwandten und Freunden des Wirtes, an dem Fenster ein Barometer und ein Thermometer. — Es war eine warme, schmucklose, unordentliche Junggesellenwohnung. Man sah ihr an, daß dort nie eine weibliche Hand gewaltet hatte, daß kein weibliches Wesen dort erwartet wurde. — Der Handschuhkasten? — Der war jedenfalls fern aus dem Westen nach Wladiwostock gekommen.

Unser Wirt machte die Honneurs seiner traurigen Wohnung mit vollkommener Liebenswürdigkeit; aber man merkte, es wurde ihm schwer, sich mit uns zu unterhalten. Er wußte so gut wie nichts von dem, was seit Jahr und Tag in der Welt vorgegangen war, und es kam mir vor, als schämte er sich seiner unverschuldeten Unwissenheit und wagte deshalb nicht, nach vielen Dingen zu fragen, die ihn vielleicht lebhaft interessirten. Er machte auf mich den Eindruck eines niedergeschlagenen, entsagenden Mannes. Er wurde etwas redseliger, als wir ihn über Wladiwostock ausfragten. Er erzählte uns von den „Mansa“, Flüchtlingen aus den angrenzenden chinesischen Militär- und Strafkolonien, die ohne Hab und Gut, ohne Weib und Kind nach der russischen Mantschurei kommen und dort ein elendes Dasein durch Ackerbau und Fischfang fristen. Obgleich verwildert und halb vertiert, sind sie doch noch von dem Handelsgeiste beseelt, der die Chinesen

auszeichnet. Sie verkaufen den Russen Pelzwerk und Ginsingwurzeln und suchen auf jede mögliche Weise Geld zu verdienen. Es sind große, starkgebaute Nordchinesen, die mit zäher Ausdauer und Duldungskraft ausgestattet sind, und die wahrscheinlich in kurzer Zeit wohlhabende und verhältnismäßig glückliche Gemeinden bilden würden, wenn die Mansa-Gesellschaft nicht ausschließlich aus Männern bestände.

Ich fragte unseren Wirt, wie er seine Zeit verbrächte. Er rieb sich nachdenklich die Stirn, und dann antwortete er: „Ich habe manches zu thun. Ich überwache den Bau der neuen Häuser, die Pflege unseres Gartens und unserer kleinen Felder, das Betragen der Leute. Wenn die Jahreszeit es erlaubt, so gehe ich auf die Jagd. Es giebt hier Tausende von Rebhühnern, Enten, Schnepfen, und Fasanen. Wir finden auch Hirsche, Hasen, Zobel, Füchse und, wenn das Glück gut ist, einen Bären. Einer meiner Vorgänger hat sogar einen prachtvollen Tiger erlegt, der aus seiner indischen Heimat in das Amurland gewandert und bis in die unmittelbare Nähe unserer Baracken vorgedrungen war. — Im Winter ist es sehr kalt und das ganze Land mit tiefem Schnee bedeckt. Dann bleibe ich im warmen Zimmer, wo mir mein jüngerer Kamerad Gesellschaft leistet. Den Tag füllen wir aus, indem wir rauchen, lesen, Schach spielen und unsere Mahlzeiten nach Möglichkeit ausdehnen. Die Nächte sind lang, wir schlafen viel. Ein Tag vergeht wie der andere. Man merkt kaum, daß Wochen und Monate schwinden. Da wir von niemand Nachrichten erwarten können, sind wir auch nicht ungeduldig. Eines Morgens sieht man

die Frühlingssonne durch die Fenster scheinen, dann geht man ins Freie und freut sich seines Lebens — bis es wieder kalt und dunkel wird. Wenn ich mir die Sache recht überlege, so ist es bei uns beinahe ebenso vergnüglich und kaum trauriger als irgendwo anders in der Welt."

Wir leisteten dem stillen Manne zwei Tage lang Gesellschaft, und obgleich wir nach gewöhnlichen Begriffen nichts thaten, um ihm Freude zu machen, so darf ich doch annehmen, daß er aufrichtig war, als er uns beim Abschied sagte, er werde die Tage, die der „St. Louis" in Wladiwostock zugebracht habe, nicht vergessen und rechne sie zu den angenehmsten, die ihm während seines Lebens dort beschieden worden seien. Er bestand darauf, mir zum Abschied ein Geschenk zu machen. Es war eine von ihm selbst gefertigte Arbeit, die Arbeit eines Galeerensklaven: ein Schachspiel, dessen plumpe Figuren aus hartem Holze mit einem Federmesser geschnitzt waren.

* * *

Hundert englische Meilen östlich von Wladiwostock liegt eine andere russische Militärkolonie, Olgabay genannt. Während der kurzen Fahrt dahin verloren wir die tatarische Küste nicht aus den Augen. Sie ist unbebaut und erscheint unfruchtbar. Die rauhen Felsen, die sich am Ufer erheben, sind hier und da mit einer ärmlichen gelben Moosdecke überzogen und mit Wäldern von ver-

kümmerten Fichten, Birken und Eichen bedeckt. — Kleinere und größere Buchten, die Fischerbooten sicheren Schutz gewähren würden, trifft man häufig an; aber nirgends ist ein Dorf, ein Boot, ein menschliches Wesen zu erblicken. Alles ist ungastlich, kalt und öde.

Olgabay ist ungefähr zwei englische Meilen lang und ebenso breit. Im nordöstlichen Teil der Bai findet man einen kleinen inneren Hafen. Dort hat die russische Garnison, aus einigen fünfzig Mann bestehend, ihre Baracken aufgeschlagen. Ich machte die Bekanntschaft des Gouverneurs. Er war der geistige Zwillingsbruder seines Kameraden von Wladiwostock. — Im Hafen von Olgabay traf ich auch den russischen Kriegsdampfer „Japonitz", der seit vier Jahren den Postdienst auf der ostasiatischen Küste versah und in unregelmäßigen Zwischenräumen die Häfen von Castris, Imperatorbay, Dui, Kussonay, Olgabay, Wladiwostock, Passiatbay und Nikolajewsk besuchte, um dort Briefe einzusammeln und nach Schanghai oder Nagasacki zu bringen.

Zwischen Olgabay und Hakodate wurden wir von einem heftigen Sturm überfallen. Der „St. Louis" erlitt erhebliche Beschädigungen, und als wir den Hafen von Hakodate endlich erreicht hatten, erklärte der Kapiän, daß er mehrere Wochen gebrauchen würde, um das Schiff wieder seetüchtig zu machen. — Walsh und ich verließen darauf den „St. Louis" und suchten am Lande Unterkommen, das wir auch bei den gastfreundlichen Sitten der dort ansässigen Fremden leicht fanden. Walsh stieg bei einem seiner Landsleute, dem Kapitän Fletcher, ich selbst bei einem mir bekannten französischen Missionär,

dem Abbé Mermet de Cachon, ab. Wir verweilten in Hakodate nahe an sechs Wochen, die ich dazu benutzte, um meine Gesundheit, die sich während der Seereise bereits erheblich gebessert hatte, ganz wieder herzustellen und um Ausflüge an der Küste und in das Innere von Jesso zu machen. Ich lernte bei dieser Gelegenheit einige japanische Ortschaften und den merkwürdigen Menschenschlag der Aino kennen. Auch traf ich in Hakodate wieder mit einem Engländer zusammen, der mir von meinem ersten Besuche in Yokohama her bekannt war, und den ich als die sonderbarste Persönlichkeit unter den in Japan ansässigen Fremden bezeichnen möchte. Seine Arbeiten sind Tausenden von Amerikanern und Europäern zu Gesicht gekommen; er selbst dürfte aber nur wenigen Menschen außerhalb Japans bekannt geworden sein.

Charles Wirgman kam im Jahre 1860 zum ersten Male nach China, und zwar im Auftrage der „Illustrated London News“. Er veröffentlichte damals eine Reihe vorzüglicher Zeichnungen aus China, die ihn in kurzer Zeit zu einem bekannten und beliebten Mitarbeiter des großen englischen Blattes machten. Aber China erregte Herrn Wirgmans Mißfallen. Er erklärte, das Land wäre zu flach, das Meer zu gelb, die Luft zu schwer. Die Chinesen schienen ihm häßlich und unliebenswürdig, das in den Straßen zur Schau getragene schauerliche Elend der chinesischen Bettler und Krüppel, sowie auch der wackelnde Gang der Chinesinnen beleidigten sein Schönheitsgefühl. Er verließ Schanghai und begab sich nach Japan, das ihm, im Gegensatz zu China, über alle Maßen gefiel, und wo ich ihn bald nach seiner Ankunft kennen

lernte. Wirgman mochte damals fünfundzwanzig Jahre alt sein: er war ein mittelgroßer, wohlgebauter Mann mit dichtem, braunem Haar, offener Stirn, klugen, hellen Augen, lachendem Munde und großer Nase und erschien mir, nach seinem ganzen Wesen zu urteilen, wie ein vollendeter Typus liebenswürdiger, leichtlebiger Sorglosigkeit. Ich habe in dieser Beziehung unter vernünftigen und gebildeten Menschen überhaupt seinesgleichen nicht wiedergefunden. — Wirgman überraschte mich auch durch seine Sprachkenntnisse, denn Engländer von Geburt und Erziehung, sprach er deutsch wie ein Deutscher und französisch, als stammte er aus Paris. Italienisch, Holländisch und Japanisch waren ihm ebenfalls geläufig, und zur Not konnte er sich auch noch auf spanisch, portugiesisch, ja sogar auf chinesisch verständlich machen. Auffallend war seine unglaubliche Anspruchslosigkeit: er schien die meisten der Bedürfnisse eines civilisirten Menschen gar nicht zu kennen und stets vollständig mit dem zufrieden zu sein, was sich ihm gerade darbot. Sein Anzug war im Winter wie im Sommer derselbe. Wurde es empfindlich kalt, so zog er einen seidenen, dickwattirten japanischen Talar — den Kimono — an, denselben, der ihm in der Nacht als Decke diente; im Sommer konnte man ihn in seiner Wohnung — in der nach japanischer Manier keine Möbel standen — halb nackt vor seiner Staffelei arbeiten und auf der Straße ohne Halsbinde und ohne Weste spazieren gehen sehen. — Wurde er zu einem Mittagsessen eingeladen, so erwartete er, bei dem Gastgeber zu finden, was er gebrauchte, um sich vorschriftsmäßig anzukleiden: ein weißes, gestärktes Hemde — er trug ungestärkte

Wäsche — und dann einen vollständigen Anzug. Ob der zu groß oder zu klein war, störte Charley nicht, und auch seine Tischgenossen hatten sich bald daran gewöhnt und beachteten es nicht mehr. — Am nächsten Morgen schickte sodann der Gastgeber Wirgmans Anzug nach dessen Wohnung und nahm dagegen seinen eigenen zurück. — Geber und Nehmer fanden dies in Ordnung und „Yokohama“ ebenfalls, nachdem es die ersten Male darüber gelacht hatte. Für Vorurteile jeglicher Art hatte Wirgman so wenig Gefühl und Verständnis, daß er deswegen bei einigen seiner „strikten“ Landsleute im Rufe eines cynischen Menschen stand. Im allgemeinen war er jedoch, und mit vollem Rechte, eine in der Fremdenkolonie sehr beliebte Persönlichkeit, denn er war harmlos wie ein Kind, von großer Herzensgüte und unerschöpflichem Humor. — Die Japaner, auf die die meisten Fremden wie auf geistig Untergeordnete herabblickten, behandelte Wirgman wie Ebenbürtige und konnte sich mit ihnen köstlich vergnügen. Er hatte in kurzer Zeit die beliebtesten japanischen Volkslieder gelernt, auch wußte er auf der Samsin, der dreisaitigen japanischen Guitarre, zu spielen, und es machte ihm anscheinend den größten Spaß, des Abends in ein japanisches Theehaus zu gehen und dort bis tief in die Nacht hinein mit japanischen Kaufleuten und Offizieren Sakki zu trinken und zu lärmen. — Die meisten Europäer spielen bei solchen Gelegenheiten die Großmütigen, indem sie die ganze Zeche für sich und die japanische Gesellschaft bezahlen. Nicht so Wirgman. Er prüfte die Rechnung aufmerksam und zahlte seinen Teil daran: nicht weniger, aber auch nicht mehr. — Die

Japaner hatten ihn lieb gewonnen und waren vertrauter mit ihm als mit irgend einem anderen Fremden. Jedermann in Yokohama und in der Umgegend kannte „Ekakisan“ — den Herrn Maler —, und man begrüßte ihn freundlich, wo immer man ihn antraf. Wirgman war deshalb auch während der Jahre von 1860 bis 1870 der einzige Europäer, der bei Tag und bei Nacht, in Yokohama sowohl wie auf dem Lande unbewaffnet einherzugehen wagte, wennschon er, wie er unverhohlen erklärte, eine grundsätzliche Abneigung gegen jede Lebensgefahr hatte.

Im Jahre 1862 wurde Wirgman von der Redaktion seines Blattes nach England zurückberufen. Der glückliche Mensch besaß ein so leichtes Herz, daß ihm der Abschied von Japan, wo ihm alles gefiel: Land, Leute und Leben — daß ihm dieser Abschied nicht einmal schwer wurde. — Aber in England bekam er Heimweh nach der ungebundenen Freiheit, deren er in Japan genossen hatte. Eines Tages, als er trübselig und in sich gekehrt im Hydepark spazieren ging, begegnete ihm William Macdonald, der zweite Sekretär der englischen Gesandtschaft in Tokio. Die beiden kannten sich von Japan her. Macdonald erzählte seinem Freunde Charles, daß er in wenigen Stunden nach Paris abreise, um von dort aus über Marseille und Suez nach Japan zurückzukehren.

„Sie sollten mich nach Paris begleiten,“ sagte Macdonald. „Wir würden uns dort zwei Tage gut unterhalten.“

Wirgman erwiderte, er habe nur fünf Pfund in der

Tasche, und es sei seine Gewohnheit, stets sein ganzes Vermögen bei sich zu tragen, er müsse deshalb zu seinem Bedauern auf das Vergnügen verzichten, eine Reise anzutreten.

„Das macht nichts aus," antwortete Macdonald. „Ich borge Ihnen gern, was Sie gebrauchen, um wieder nach London zurückzukehren, und Sie können, was Sie mir schuldig werden, später bei meinem Bankier einzahlen."

Dies leuchtete Herrn Wirgman vollkommen ein. Die beiden begaben sich in einen Laden in Piccadilly, und Wirgman kaufte dort mit dem Gelde seines Freundes die notwendigste Leibwäsche und einige Toilettengegenstände, um während weniger Tage außerhalb seines Hauses anständig auftreten zu können. Darauf schrieb er zwei Zeilen an seinen Bruder, bei dem er wohnte, und benachrichtigte ihn, daß er vor Ende der Woche wohl nicht nach Hause zurückkehren werde. — Er reiste sodann am selben Abend mit dem „Dover-Calais-Expreß" nach Paris ab.

In Paris entpuppte Wirgman sich als ein außerordentlich liebenswürdiger Reisegesellschafter.

„Begleiten Sie mich nach Marseille," bat Macdonald.

Wirgman war dazu bereit. Er kaufte einige Hemden, Strümpfe und Taschentücher mehr, die kleine Londoner Reisetasche wurde gegen eine etwas größere umgetauscht, und die beiden begaben sich nach Marseille. — Dort, und später in Malta, Suez, Ceylon, Honkong, wiederholte sich derselbe Auftritt mit wenigen unwesentlichen Abänderungen, bis Wirgman, acht Wochen nach dem zu-

fälligen Zusammentreffen mit Macdonald im Hydepark, wohlbehalten und seelenvergnügt in Yokohama anlangte. Er hatte noch immer die fünf Pfund in der Tasche, die in London sein Vermögen ausgemacht hatten, und sprach mit Stolz von der unglaublichen Anzahl von Hemden, Strümpfen und Taschentüchern, die sein Eigentum seien, und die er nach und nach in London, Paris, Malta, Ägypten, Indien und China eingekauft hatte. Seinem Schatzmeister Macdonald händigte er einen „I. O. U." über den nicht unbedeutenden Betrag ein, den dieser während der Reise für ihn verausgabt hatte, und den er im Laufe der Zeit bis zum letzten Penny zurückerstattete.

Während eines Jahres pflegte Wirgman noch in unregelmäßigen Zwischenräumen zu versichern, daß er nach London zurückkehren müsse und wolle: in seinem Zimmer daselbst befänden sich angefangene Skizzen, unbeantwortete Briefe und viele andere Sachen, die der persönlichen Erledigung dringend bedürften. Mehrere Male nahm er er von seinen Freunden Abschied, ließ dieselben bei festlichen Mahlzeiten auf seine Gesundheit trinken und machte sich bereit, am nächsten Tage zu reisen; aber immer kam wieder etwas dazwischen, was ihn in seinem geliebten Japan festhielt: das Schiff ging zu früh ab, oder das Wetter war zu stürmisch, zu heiß oder zu kalt; oder auch: er hatte sich im letzten Augenblicke entschlossen, den „nächsten" Dampfer abzuwarten, weil er dann mit einem guten Freunde, einem zweiten Macdonald reisen konnte. Schließlich gab er den Gedanken auf, nach Europa zurückzukehren und erklärte, er habe sich entschlossen, bis an das Ende seiner Tage in Japan zu bleiben. Japan

sei das schönste Land der Erde, die Japaner die liebenswürdigsten, anspruchslosesten Menschen, nirgends lebe sich leichter, sorgenloser, freier als in Yokohama, und es sei gar kein vernünftiger Grund vorhanden, weshalb er wieder nach London gehen, einen hohen schwarzen Hut tragen und sich langweilen sollte. — Seitdem sind lange Jahre dahingegangen. William Macdonald, Wirgmans Reisebegleiter, ist im Sommer 1865 in Yokohama an einem Sonnenstich gestorben; der „Ekakisan" ist ihm erst viel später, im Jahre 1890 oder 1891 ins Jenseits gefolgt. Er war mit der Zeit der älteste „Resident" von Japan geworden und genoß als solcher einer gewissen Verehrung, die ihm übrigens vollständig gleichgiltig war. — Nach Europa ist er nie wieder zurückgekehrt.

Ich war von den in Japan lebenden Fremden derjenige, mit dem er eine Zeit lang am meisten verkehrte. Er stand nämlich, wie er behauptete, in „geschäftlichen" Beziehungen zu mir. — Damit hatte es folgende Bewandtnis. — Ich war damals an der Herausgabe einer englischen sowie einer japanischen Zeitung beteiligt und war deshalb nicht überrascht, als Wirgman mir eines Tages vorschlug, mit ihm eine Zeitung zu gründen und zwar ein illustrirtes Blatt, das „The Japan Punch" heißen sollte, und von dem sich Wirgman ein Vermögen versprach. — „Es soll ein ganz eigentümliches Blatt werden", sagte der Ekakisan: „Ehe Sie sich mit mir binden, müssen Sie den „Prospectus" lesen. Ist Ihnen der nicht ehrbar genug, so haben Sie weiter nichts zu thun, als mir 50 Dollars zu leihen. Damit bringe ich die Sache in Gang, und das Geld können Sie in drei Monaten wieder

bekommen.“ Ich las den „Prospectus“. Er besagte unter anderem, der „Japan Punch“ werde „in unregelmäßigen Zwischenräumen, je nach dem Humor und den Geldbedürfnissen des Verfassers erscheinen.“ — Dies und Ähnliches störte mich weiter nicht, und so ward ich Wirgmans Socius. — Ein Jahr lang etwa lieferten wir darauf den Text zum „Punch“ gemeinschaftlich. Die Illustrationen gingen Wirgman allein an. Dann wurde ich der Sache müde, die wenig zu thun und noch weniger zu verdienen gab. — Der Ekakisan hielt sich nämlich getreulich an den Wortlaut des „Prospectus.“: Punch, von dem jedes Exemplar nach dem Erscheinen einer neuen Nummer einzeln, gegen Baarzahlung verkauft wurde, erschien nur, wenn Wirgman kein Geld mehr hatte, und je mehr Abonnenten wir bekamen, desto seltener wurden die Auflagen. — Aus dem glänzenden „Geschäft“, das dem Ekakisan vorgeschwebt hatte wurde nichts, wohl aber ernährte das Blatt reichlich und ehrlich seinen bescheidenen Herausgeber. Meine freundschaftlichen Beziehungen zu Wirgman erlitten durch mein Ausscheiden aus der Redaktion des Punch keine Veränderung. — Das Blatt erschien nahe an dreißig Jahre und wurde ausschließlich in Japan und von ehemaligen Bewohnern von Yokohama, die nach Europa oder nach Amerika zurückgekehrt waren, gehalten. Es wurde auf japanischem Papier, mittels Holzplatten gedruckt und war — auch in dieser Beziehung — wohl einzig in seiner Art. Ich habe nie ein Blatt gesehen, das so wenig Rücksicht auf seine Leser nahm wie der „Japan Punch“. Wirgman schien es einzig zu seinem eigenen Vergnügen zu veröffentlichen. Ich erinnere mich,

eine Reihe von Artikeln im „Japan Punch“ gesehen zu haben, die mir und allen anderen Lesern vollkommen unverständlich waren. Sie bestanden aus wohltönenden, sinnlosen Phrasen, die seitenlang an einander gereiht waren.

„Was soll das bedeuten?“ fragte ich Wirgman.

„O,“ antwortete Ekakisan, „ich wollte mein Ohr erfreuen, ohne meinen Geist unnütz anzustrengen, und da habe ich diese Artikel geschrieben. Sie werden zugeben, daß sie wie Musik klingen. Die englische Sprache ist in der That sehr harmonisch.“

„Und das wagen Sie Ihren Lesern aufzutischen?“

„Warum nicht? Haben Sie einen angetroffen, der mir deshalb böse wäre?“

Thatsache ist, daß Wirgman, auch als Karikaturisten vieles gestattet war, was kein anderer Journalist sich ungestraft hätte erlauben dürfen. — Als ich ihn in Hakodate antraf, war er damit beschäftigt, so behauptete er wenigstens, die Sitten und Gebräuche der Aino zu studiren. Ich glaube aber nicht, daß er viel von diesen sah, denn während der Zeit, wo ich ihn beobachten konnte, war er fortwährend nur in Gesellschaft von Europäern. Er sagte mir, die Eingeborenen von Hakodate seien viel ungeschliffener als die von Yokohama, und er könne sich nicht mit ihnen befreunden. Wirgman liebte es, in Aphorismen zu sprechen, und ich erinnere mich einiger kühner Lehrsprüche, die er damals über die Gefahr, mit rohen Menschen zu verkehren, zum besten gab. — Er wollte „fein“ bleiben. Ich sah den Ekakisan zum letzten Male im Jahre 1869 als ich Japan „für gut“ verließ. Er mochte damals fünf und dreißig Jahre alt sein, aber

jedermann behandelte ihn wie ein liebenswürdiges, wenn auch eigentümlich ungezogenes Kind. — Während der darauf folgenden zwanzig Jahre erhielt ich in unregelmäßigen und langen Zwischenräumen Briefe von ihm. — Sie begannen gewöhnlich mit: „Dies wird Ihnen Vergnügen machen“ oder mit einer ähnlichen Einleitung und erzählten irgend eine kurze Geschichte aus Yokohama. Von sich selbst sprach Wirgman nicht, auch erwartete er keine Nachrichten von mir über mein Befinden; von gemeinschaftlichen alten Bekannten erfuhr ich, der Ekakisan sei alt und grau geworden und führe sein gewöhnliches, vergnügliches, harmloses und sorgloses Leben. — Dann schrieb mir jemand aus Yokohama, Wirgman sei krank geworden und habe sich ins deutsche Hospital bringen lassen. Ich sandte ihm darauf einen längeren Brief, aber der blieb aus einem natürlichen und bedauerlichen Grunde unbeantwortet. Wirgman war nämlich bereits gestorben und begraben, als mein Schreiben in Yokohama eintraf. — Einen harmloseren, vergnügteren Fremden, einen, der Japan mehr liebte als der Ekakisan und weniger von ihm verlangte, wird man „draußen“ wohl nicht wieder sehen. Alle, die den liebenswürdigen Mann gekannt haben, haben ihm das beste Andenken bewahrt.

Die Japaner von Jesso sind im allgemeinen größer, stärker und unmanierlicher als ihre Landsleute aus den Südprovinzen. — Was die Aino, die ich sah, angeht, so machten sie in ihrer ängstlichen Unterwürfigkeit einen kläglichen Eindruck. Über dem Ursprung dieses unterdrückten Menschenschlages liegt ein dichter Schleier. Einige Forscher lassen die Aino aus Südasien, andere aus der

Mongolei stammen. Sie selbst wissen nichts von ihrer Abkunft; aber sie erzählen tausendjährige Fabeln, die eine wenn schon entfernte, so doch unverkennbare Ähnlichkeit mit den alten Kunden haben, wie sie die Völker des Westens aus der Urzeit der Menschheit bewahren.

Um die Aino kennen zu lernen, muß man in das Innere von Jesso eindringen. Dort leben sie in patriarchalischer Einfachheit in kleinen Gesellschaften von zwei bis zwanzig Familien. Sie sind untersetzter Statur und von großer Körperkraft. Ihre Hautfarbe ist rötlichbraun; von den Japanern und Chinesen unterscheiden sie sich besonders durch ihre breiten, offenen Stirnen und ihre gutmütigen schwarzen, nicht geschlitzten Augen. Ganz außerordentlich, wahrhaft befremdlich ist ihr starker Haar- und Bartwuchs.

Die Aino sind geschickte Fischer und kühne Jäger; aber sie vernachlässigen den Ackerbau und müssen deshalb alle Pflanzennahrung von den Japanern kaufen. Sie lieben geistige Getränke; ihre große Armut zwingt sie jedoch zur Mäßigkeit. Ihre Kleidung, im Schnitte der der Japaner ähnlich, besteht aus groben Stoffen, die sie in Hakodate und in Matsmai, einer anderen japanischen Stadt von Jesso, einkaufen. Im Winter bekleiden sie sich mit Fellen. Ihre Religion ist ein grober Götzendienst. Ihre Hauptgottheit ist der Bär „Hokjokkamui“, den sie aber auf der Jagd unbarmherzig verfolgen.

Vor Jahrhunderten bildeten die Aino einen großen Stamm, der Japan und einen Teil der chinesischen Küste bewohnte. In den ältesten Zeiten, 600 vor Christi, erscheinen sie in unverbürgten Mythen als Herren der nörd-

lichen Provinzen von Japan. Sie waren damals ein kriegerisches und gefürchtetes Volk; aber ihre wilde Mannheit verlor sich im Verkehr mit den feineren Japanern: viele von ihnen heirateten japanische Weiber und gingen nach und nach in der eingewanderten Völkerschaft auf, andere wurden in langen Kämpfen aus Nippon verjagt und über die Straße von Tsugar nach Jesso und den Kurilen getrieben; aber auch dort wurden sie von den erobernden Japanern angegriffen und im vierzehnten Jahrhundert gänzlich unterworfen. — Sie haben nicht die Kraft gehabt, sich von dem schweren Joch, unter das die Japaner sie beugten, wieder zu befreien. Der Druck, der seit Jahrhunderten auf ihnen lastet, hat jeden Fortschritt bei ihnen gehemmt, und sie bieten heute noch das Bild eines Volkes, das auf den untersten Stufen der Kultur steht. Aber die Knechtschaft hat sie nicht schlecht gemacht. Es sind stille, bescheidene Menschen, und sie steigen nun, unnütz und schwach, aber nicht verdorben, in das große Völkergrab hinab, worin sie neben ihren Nachbarn und Leidensgenossen, den Kamtschadalen und den nordamerikanischen Indianern, ruhen werden.

* * *

Am 20. Dezember 1861, nachdem unser Aufenthalt in Hakodate länger als sechs Wochen gedauert hatte, teilte Walsh mir mit, daß der „St. Louis“ nun wieder in See gehen könne und am folgenden Tage die Fahrt nach Yokohama antreten werde. Ich hatte den Plan, die Rück-

reise nach Europa über Sibirien anzutreten, aufgegeben, und da mich in Hakodate nichts mehr zurückhielt, so nahm ich von den wenigen Bekannten, mit denen ich dort verkehrt hatte, Abschied und schiffte mich am Abend desselben Tages an Bord des „St. Louis“ ein.

Die Überfahrt von Hakodate nach Yokohama war kurz und angenehm. Wir hatten bei hellem Wetter günstige Winde und segelten schnell, ohne je die malerische Küste von Nippon aus den Augen zu verlieren, dem Golf von Tokio zu.

Am Morgen des vierten Tages, als ich bald nach Sonnenaufgang aus der Kajüte auf das Deck trat, erblickte ich den Fusiyama, der unmittelbar aus dem Meere bis zu einer Höhe gleich der des Montblanc emporsteigt, alle anderen japanischen Bergspitzen hoch überragt und mir in seiner milden, einfachen und großartigen Schönheit unvergeßlich geblieben ist. — Viele Jahre lang, zu einer Zeit, da ich mehr im Freien lebte als heute, habe ich ihn täglich gesehen und mich an seinem Anblick erfreut. Wenn ich in Gesellschaft junger, frischer Genossen weite Ausflüge durch das schöne Land machte, so war er unser zuverlässiger Wetterprophet und Wegweiser, das Bekannte, Vertraute in dem fremden Lande. — Der Fusiyama ist ein Stück aus meiner Jugend, und seitdem ich nun von Japan fortgegangen bin und mich am anderen Ende der Welt niedergelassen habe, muß ich oftmals mit einer Art Heimweh an ihn zurückdenken, wie an die Verkörperung der freisten und thatenfreudigsten Zeit meines Lebens.

Yokohama. — Politische Morde.

Yokohama glich im Jahre 1861 einem großen Dorfe. Die meisten Häuser, die der Eingeborenen sowohl wie die der Europäer, waren im japanischen Stile erbaut. Die fremden Konsulate, an den Flaggen kenntlich, die darüber wehten, sahen wie große Schuppen aus. Das Hauptgebäude der Niederlassung, einem japanischen Tempel nicht unähnlich, das sogenannte „Custom-House“, worin die Zollabfertigungen stattfanden und der Gouverneur von Yokohama die fremden Beamten empfing, machte einen stattlichen Eindruck, — jedoch wohl nur deshalb, weil in der Umgebung alles so klein und unbedeutend war. Aber der Anblick von Yokohama war ein überaus freundlicher. Seine herrliche Lage am großen Golfe von Tokio, in einem fruchtbaren, durch dichtbewaldete Hügel begrenzten Thale, in das der mächtige Fusiyama gleichsam beschützend herabschaut, lud zur bleibenden Niederlassung gastlich ein. — Die großen breiten Straßen von Yokohama waren im Jahre 1861 nur wenig belebt. Auf dem „Bund“, der Hafenstraße allein, drängten sich die keuchenden „Ninsoko“ (japanische Lastträger), mit

dem Laden und Löschen der Kauffahrer beschäftigt, die sich im Hafen auf ihren Ankern wiegten. Sie wurden von chinesischen „Godown-men“ (Aufseher der Warenspeicher) überwacht, die in ihrer Ruhe und Gelassenheit inmitten des schreienden Gewühls, wie die Aristokraten dieser ostasiatischen Gesellschaft erschienen. — Die Fremden, die man beritten oder zu Fuß auf dem „Bund“ erblickte, die meisten von ihnen Amerikaner oder Engländer, machten einen guten Eindruck. Es waren größtenteils junge Leute mit wettergebräunten Gesichtern und klaren kühnen Augen, die in ihrem ganzen Auftreten die eigentümliche Ruhe und Sicherheit derjenigen zur Schau trugen, die in früher Jugend den Kampf um das Dasein begonnen und sich durch eigene Kraft eine Stellung in der Gesellschaft erworben haben, die sie bereit sind gegen jedermann — „against all comers“ — kämpfend zu behaupten.

In den Jahren 1859 bis 1869 hatte der junge Kaufmann von Yokohama nur wenig mit seinem europäischen Berufsgenossen gemein. Er war nicht so „ehrbar“ und „solide“, wie viele von diesen es sind; dagegen fand man auch keinen Geldprotz, nichts Geckenhaftes und im allgemeinen nur wenige derjenigen Eigentümlichkeiten bei ihm, die viele junge Kaufleute der amerikanischen und europäischen Großstädte kennzeichnen und den sogenannten „Handlungsbeflissenen“ zu einem nicht gerade sympathischen Typus der Gesellschaft machen. — Der europäische und amerikanische Kaufmann von Yokohama, der jüngere Bruder der „Merchant Princes“ von China und Indien, war wie diese emsig bemüht, Geld zu verdienen — aber nicht von seiner nächsten, weißen Um-

gebung, mit der er nur in den seltensten Fällen in geschäftlichen Widerspruch geriet, sondern auf Kosten der Eingeborenen, denen er eine gesellschaftliche Gleichstellung nicht zuerkannte, und die in ihren Herzen, trotz aller zur Schau getragenen Freundlichkeit, einen Gegner in ihm erblickten, den es erlaubt war auszuplündern, wenn dies ohne Gefahr geschehen konnte. — Es ist auch zu bemerken, daß das Geschäft in Japan damals noch neu war, und daß ein nicht geringer Grad von „Findigkeit“ dazu gehörte, es auszubeuten. Es handelte sich darum, den Reichtum des Landes zu studiren, in seinen Erzeugnissen Artikel für das Ausfuhrgeschäft zu entdecken und auf der anderen Seite die Bedürfnisse der Eingeborenen kennen zu lernen oder neue Bedürfnisse für sie zu schaffen, um diese sodann unter möglichst vorteilhaften Bedingungen zu befriedigen. Selbst das sogenannte „legitime“ Geschäft hatte einen gewissen aleatorischen Charakter, und die jungen Kaufleute, die demselben oblagen, machten alle mehr oder weniger den Eindruck von Spielern, von denen viele verwegen genug waren, um bei jedem neuen Unternehmen den größten Teil ihrer Habe gleichsam auf eine Karte zu setzen. Zum Glück für die jungen „Pioniere der Civilisation“ war während der Jahre 1859 bis 1869 bei den meisten Geschäften, die sie gemacht hatten, gut verdient worden: es gab fast nur wohlhabende Kaufleute in Yokohama, und selbst der jüngste Angestellte galt für reich genug, um sich, ohne für einen Verschwender zu gelten, ein Reitpferd und einen oder zwei Diener halten zu können.

Wie das Geschäft, so war damals das ganze Leben

in Yokohama etwas abenteuerlich und gefährlich. Die Ankunft der Fremden in dem jahrhundertelang von der Außenwelt abgeschlossenen Reich hatte die japanischen Verhältnisse auf das tiefste erschüttert. Es gab eine starke reformfeindliche Partei im Lande, deren Unzufriedenheit sich zunächst in zahlreichen Mordanfällen auf die fremden Eindringlinge, sodann in aufständischen Bewegungen gegen die Regierung des Taikun und schließlich in einer großen Revolution Luft machte, die das „Taikunat", das über zweihundertundfünfzig Jahre in Japan allmächtig gewesen war, vollständig beseitigte und dem Mikado oder Tenno, dem legitimen Kaiser von Japan, dem die Taikune zwar immer große Ehre erwiesen, aber niemals die geringste Gewalt eingeräumt hatten, wieder zur unbestrittenen Alleinherrschaft über Japan verhalf. — Hunderte von japanischen Prinzen, sogenannten Daimio, die unter den Taikunen mit gewissermaßen absoluter Gewalt in ihren kleinen Staaten geherrscht, zahlreiche Armeen unterhalten, bedeutende Einkünfte bezogen und Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen gesprochen hatten, mußten bei derselben Gelegenheit auf ihre Oberherrlichkeit verzichten und ihre landesfürstlichen Vorrechte zu Füßen des wiederhergestellten Thrones des Mikado niederlegen. — Die Revolution gebrauchte aber mehr als ein Decennium, um zum Abschluß zu kommen. Im Jahre 1861 galt der Mikado, der in Miako residirte, noch für eine Art Schattenkaiser; der eigentliche Herr von Japan war der Taikun, dessen Schloß sich in Tokio, damals Yeddo genannt, erhob. Die Wutausbrüche der reformfeindlichen Edelleute, der Samurai, waren haupt=

sächlich gegen die Fremden gerichtet, — und diese Wutausbrüche waren in hohem Grade gefährlich.

Die Japaner, wenn sie sich auch an Kühnheit und männlichem Trotze mit den europäischen Rassen nicht messen können, sind leichter fanatisirt als diese und übertreffen sie an passivem Mut und apathischer Todesverachtung. Das menschliche Leben hat in hochcivilisirten Gesellschaften einen gar nicht mehr zu berechnenden idealen Wert. Bei barbarischen und halbcivilisirten Völkerschaften ist es der Willkür preisgegeben und verhältnismäßig wertlos. Daher die stoische Ruhe, womit der Asiat einem gewaltsamen Tode entgegengeht oder sein Leben aufopfert. Auch in der neuesten Geschichte Japans findet man noch zahlreiche Beispiele dieser eigentümlichen asiatischen Todesverachtung. Sie klingen dem europäischen Ohr wie Fabeln, beruhen aber in vielen Fällen auf wohlverbürgten Thatsachen. So die berühmte „Geschichte der siebenundvierzig Lonin“, die aus dem vorigen Jahrhundert datirt.

„Du sollst nicht leben unter demselben Himmelzelte, noch auf derselben Erde wandeln mit dem Mörder deines Herrn oder deines Vaters.“ — So lautet das fünfzigste Gesetz des Jyeyas.

Ein hoher Staatswürdenträger beleidigt einen anderen. Dieser zieht sich in seine Familie zurück und tötet sich, indem er sich den Bauch aufschlitzt. Seine Freunde und Diener, die Zeugen seiner ehrenvollen Selbstentleibung gewesen sind, beschließen, ihren Herrn zu rächen, und siebenundvierzig von ihnen unternehmen es, diesen Beschluß auszuführen. Sie dringen bewaffnet, nachdem sie ihren Plan mit vollständiger Selbstverleugnung monate=

lang heimlich vorbereitet haben, in den Palast desjenigen, der den Tod ihres Herrn verursacht hat, töten die Männer, die sich ihnen entgegenstellen, und bemächtigen sich der Person ihres Feindes, dem sie in unterwürfigster Weise, da er ein hoher Beamter ist, zu erkennen geben, daß er sterben muß, und dem sie sodann den Kopf abschlagen. Sie tragen diese blutige Trophäe auf das Grab ihres Gebieters, ziehen sich auf kurze Zeit in ihre Familie zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und vereinigen sich zu verabredeter Stunde wiederum, um das blutige Werk, das sie unternommen haben, in würdiger Weise zu vollenden. Sie lassen sich um das Grab ihres alten Herrn auf den Knieen nieder, richten eine Ansprache an seine Manen und entleiben sich sodann.*)

Diese Geschichte, die jedes Kind in Japan kennt und bewundert, gehört der Vergangenheit an; aber die Sitten des heutigen Tages spiegeln sich treu und unverändert in ihr wieder. — Der letzte Regent von Japan, Ikammonokami, wurde im Jahre 1860 auf offener Straße, inmitten seiner Getreuen, von einer kleinen Bande von Edelleuten überfallen. Sie hatten bei ihrem Leben geschworen, daß sie den Fürsten, der den Fremden Japan geöffnet hatte, töten würden, und sie hielten ihren Schwur und zahlten

*) Dr. F. A. Junker von Longegg giebt in seinem Werke: „Segenbringende Reisähren“, Leipzig 1880, I, p. 18 eine Übersetzung des Pactes, den die siebenundvierzig Vasallen abschlossen, und in dem sie die Gründe darlegten, weshalb sie den Feind ihres Herrn ermorden wollten. Das Original dieser Urkunde befindet sich im Tempelschatze von Sengakuji in Tokio.

dafür mit ihrem Leben. Die meisten starben unter gräßlichen Qualen, indem sie sich, angesichts ihrer Verfolger, den Bauch aufschlitzten.

Mehrere fremde Beamte und Offiziere sind im Jahre 1862 Augenzeugen einer schrecklichen Selbsthinrichtung gewesen, die zehn japanische Soldaten, überführt, zwei französische Matrosen getötet zu haben, an sich vollzogen. Die vollkommene Ruhe dieser einfachen Männer angesichts des qualvollen Todes, der sie erwartete und noch während des Todeskampfes, ist mir von einem Augenzeugen, dem holländischen Konsul Herrn v. Polsbroek, als unübertrefflich geschildert worden.

Ich selbst habe oftmals mit Hori-Oribenokami, einem hohen japanischen Beamten, verkehrt, den ich als einen klugen, besonnenen Menschen kennen lernte: derselbe nahm sich in seinem Palaste, von Freunden und Verwandten umgeben, in feierlicher Weise das Leben, nur weil seine Politik den Fremden gegenüber vom Taikun und von dessen nächsten Ratgebern gemißbilligt worden war.

Unter den japanischen Samurai (Edelleuten) von 1861 gab es viele, die bereit waren, ihr Leben preiszugeben für die Genugthuung, einen oder mehrere der verhaßten „Todjin“ (Mann des Westens, Fremdling) zu töten. — Besonders gefährlich waren die Lonin, die „Unstäten“, das heißt adelige Vasallen, die ihres Lehnsverbandes verlustig und herrenlos geworden waren und sich ohne feste Stellung im Lande umhertrieben. Sie waren mit mächtigen Schwertern bewaffnet, man traf sie auf allen Wegen und Stegen, und man mußte stets

gewärtig sein, von ihnen ohne jede Veranlassung überfallen zu werden. — Diese Unsicherheit des Verkehrs verhinderte jedoch keinen der jungen fremden Kaufleute von Yokohama, sich im „Settlement“ wie zu Hause zu fühlen und weite Ausflüge in das fremde Land zu unternehmen. Man ritt dabei lieber in Gesellschaft als allein und hielt sich in der Mitte der Straße, man beobachtete das Gelände und die Leute zur Rechten und Linken des Weges, man hatte den Revolver in Bereitschaft und ließ sich, wenn man des Abends ausging oder -ritt, von japanischen Dienern begleiten, die große Laternen trugen und den Pfad beleuchteten; — aber niemand dachte daran, sich aus Furcht vor den Mördern, obgleich deren Gegenwart stets von neuem erschrecklich zu Tage trat, in seinem Hause wie in einer Festung zu verschließen. Man spielte vielmehr ganz ungezwungen, gleichsam arglos, mit der Gefahr, in der man lebte.

Diese Art des Daseins in der Fremdenniederlassung von Yokohama war mir nicht unbekannt. Ich war im Jahre 1859 mit einem der ersten Dampfschiffe, welche die Reise von Schanghai nach Japan machten, in Yokohama angelangt und hatte dort in bewegten Zeiten ein Jahr lang gelebt. — Unmittelbar vor meiner Ankunft, am 25. August 1859, waren zwei russische Seeoffiziere, die damit beschäftigt waren, in der Hauptstraße von Yokohama japanische Lackwaren einzukaufen, von Lonin überfallen und niedergehauen worden.

Am 6. November desselben Jahres hatte ein Japaner den Diener des Herrn José Loureiro meuchlings erstochen. Loureiro, ein Portugiese von Geburt, der damals den

Posten eines französischen Konsuls bekleidete, war mein Nachbar. Ich sehe ihn noch, wie er mit bleichem Gesicht in mein Zimmer trat und mir die Nachricht von dem soeben verübten Verbrechen brachte. Ich half den tödlich verwundeten Diener in das Haus seines Herrn tragen, wo er nach wenigen Minuten verschied.

Am 29. Januar 1860, als ich in Yeddo der Gast des englischen Ministers Sir Rutherford Alcock war, wurde dessen japanischer Dolmetscher, Den-Kuschki, in der Dämmerungsstunde, am Fuße des Mastes, auf dem die englische Flagge wehte, von einem Lonin niedergestochen. Ich hatte an jenem Tage mit dem englischen Legations-sekretär Abel Gower einen Ritt durch Yeddo gemacht, und Den-Kuschki war wenige Minuten, ehe wir die Gesandtschaft wieder erreichten, getötet worden. Sir Rutherford Alcock war über die Freventhat in hohem Grade entrüstet und bot alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, um der Mörder habhaft zu werden. Seine Bemühungen blieben erfolglos. Die japanische Regierung drückte ihr Bedauern über den Vorfall aus, mehrere hochgestellte Beamte wohnten der Beerdigung Den-Kuschkis bei; aber die Verbrecher wurden nicht gefunden oder wenigstens nicht namhaft gemacht.

Auch die Ermordung der holländischen Schiffskapitäne Voß und Decker fällt noch in die Zeit meines ersten Aufenthaltes in Yokohama. Der Tod dieser beiden Holländer und die Ermordung des Amerikaners Heusken und der Engländer Richardson, Baldwin und Bird, die einer etwas späteren Zeit angehören, sind Ereignisse, die die düstere Seite des Lebens in den Vertragshäfen von Japan

während der ersten sechziger Jahre kennzeichnen. Einige davon haben mich besonders nahe berührt und sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben.

* * *

Am 26. Februar 1860.

Das Wetter war schlecht. Seit frühem Morgen goß der Regen in Strömen, und es stürmte heftig. Ich hatte mein Zimmer in Yokohama während des ganzen Tages nicht verlassen und ruhig und ungestört an den Briefen gearbeitet, die ich am nächsten Morgen mit dem englischen Dampfboot „Azoff" über Schanghai nach Europa befördern wollte. Um sechs Uhr hatte ich gegessen, dann meine Briefe geschlossen und um halb acht Uhr den Diener gerufen, damit er mich mit einer Laterne durch die nicht erleuchteten, schmutzigen Straßen nach der Post begleiten möge.

Draußen sah es unfreundlich aus. Die Nacht war schwarz, und der Sturm, der heulend, kalt und naß über die weite Bai gezogen kam, fegte durch die breiten, öden Straßen und umkreiste mit lautem Getöse unsere leichten hölzernen Häuser. — Ich drückte den Hut fest ins Gesicht, knöpfte mir den Rock zu, trieb den Diener zur Eile an und schritt hastig meinem Ziele zu.

Die Post befand sich damals am westlichen Ende der Hauptstraße von Yokohama. Diese Straße war durch ein starkes hölzernes Thor, an dem japanische Soldaten Wache hielten, in zwei ziemlich gleiche Teile geschieden:

auf der Ostseite wohnten die japanischen Kaufleute, auf der Westseite befand sich die Fremdenniederlassung. — Mein Weg führte mich in die Nähe dieses Thores. Aus einer dunklen Gasse tretend, war ich überrascht, vor mir eine große Anzahl von Fackeln und Laternen zu sehen, die sich alle eiligst nach einem Punkte des Ostendes hin bewegten. Ich blieb einen Augenblick stehen, unschlüssig, ob ich meinen Weg nach der Post fortsetzen oder der entgegengesetzten Richtung folgen sollte. Ein vorübereilender Japaner rief meinem Diener einige Worte zu, die ich nicht verstand.

„Was giebt's?“ fragte ich.

In demselben Augenblick kam Eduard Schnell, ein junger Holländer, den ich genau kannte, dahergelaufen. Er trug in der einen Hand eine Laterne, in der anderen einen Revolver und sah verstört aus.

„Es ist ein schrecklicher Anblick, und niemand kann mehr helfen!“ rief er mir zu. „Man hat sie zerhackt. Jeder von ihnen trägt viele Todeswunden!“

„Wer ist ermordet worden?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Schnell. „Ich ging soeben zufälligerweise an der Stelle vorbei, wo die That verübt worden ist; aber ich sah mich allein unter vielen Japanern und entfernte mich wieder, um mir einen Begleiter zu suchen.“

Da ich unter den Einwohnern von Yokohama zahlreiche Bekannte hatte, so wollte ich in Erfahrung bringen, wem ein Unglück zugestoßen sei. Ich folgte also den voraneilenden Laternen, und Schnell gesellte sich zu mir.

Das hölzerne Thor, von dem ich oben gesprochen habe, war verschlossen. Die Soldaten, die dort Wache hielten, öffneten es jedoch ohne Widerrede, als wir uns durch einen dichten Haufen von Japanern gedrängt hatten und Einlaß begehrten.

Etwa hundert Schritte hinter dem Thor hatte man in der Mitte der Straße ein großes Feuer angezündet, darum standen japanische Soldaten. Einige von ihnen trugen die an einer hohen Stange befestigten Laternen des Gouverneurs von Yokohama. Es ging daraus hervor, daß dieser oder einer seiner Offiziere bereits am Platze sei. Dicht bei dem Feuer, auf der rechten Seite der Straße, lag inmitten einer Blutlache der Leichnam des einen der Ermordeten. Man hatte eine Bastmatte über ihn geworfen. Wir ließen sie in die Höhe nehmen, und mein Begleiter erkannte in dem Getöteten den holländischen Schiffskapitän Decker. Sein Gesicht war durch vier Hiebe schrecklich entstellt, sein ganzer Körper mit Wunden bedeckt. Die linke Hand war abgehackt, und der rechten fehlten vier Finger. — Wenige Schritte weiter fanden wir die abgehauene Hand und einen zertretenen schwarzen Hut, und ungefähr hundertundfünfzig Schritte davon, auf der linken Seite der Straße, den Leichnam des Schiffskapitäns Voß. Das Gesicht dieses Unglücklichen war ebenfalls durch mehrere tödliche Wunden fast unkenntlich gemacht. Der rechte Arm und die rechte Schulter waren ganz vom Leibe getrennt: es sah aus, als ob ein Fleischer mit einer schweren Axt den Körper zerhackt hätte. Als ich behilflich sein wollte, den Leichnam auf eine Bahre zu legen, damit er in das Haus des holländischen Konsuls

geschafft werden könnte, bemerkte ich, daß auch der Leib und der untere Teil des Körpers zerfleischt waren. Der Kopf wies auf der linken Seite eine Wunde, die vom Munde bis an das Ohr ging und Zähne und Kinnbacken gräßlich bloßlegte. Die Mörder mußten zahlreich gewesen sein und hatten ihre blutige That ungestört verüben können; es wurde jedoch später festgestellt, daß sie nichts gestohlen hatten.

Aus der Lage, in der die Leichen gefunden worden waren, und aus den Aussagen zahlreicher japanischer Zeugen sowie eines Chinesen, aus der Erzählung endlich des Gastwirtes vom „Yokohama-Hôtel“ wurde es möglich, sich die ganze Mordthat auszumalen.

Decker und Voß hatten um fünf Uhr im „Yokohama-Hôtel“ ihre Abendmahlzeit eingenommen. Sie waren darauf in der Dämmerung hinausgegangen, um einen Spaziergang bis an das Ende der Straße zu machen. Sie waren langsam bis dahin gelangt, hatten dann ihren Rückweg angetreten und gegen sieben Uhr die Mitte des Ostendes der Straße erreicht, als sie plötzlich von hinten angefallen worden waren.

Die Mörder, acht oder zehn an der Zahl, hatten sich mit wütendem Geschrei auf ihre Opfer gestürzt. Voß war nach dem ersten Schlage, der ihm Arm und Schulter abgehauen hatte, sterbend zu Boden gesunken. Decker hatte zu entfliehen versucht, aber der alte Mann war leicht überholt und dann ebenfalls niedergemetzelt worden. Darauf hatten sich die Mörder in eine Querstraße geflüchtet, die aus der Stadt führte. Sie waren sämtlich vermummt gewesen, und die japanischen Kaufleute, vor

deren Häusern die That begangen worden war, wollten keinen der Mörder erkannt haben.

Unter den Fremden herrschte große Aufregung und Bestürzung. Die Leichen von Voß und Decker waren eine Viertelstunde nach verübter That gefunden worden. Man hatte sofort die Thore von Yokohama geschlossen, und auf allen Wegen, die zur Stadt führten, wachten Soldaten. Die Mörder befanden sich wahrscheinlich noch in der Stadt, und einige ängstliche Leute fürchteten, daß sie das „Settlement“ während der Nacht überfallen und in Brand stecken würden. Alle waren der Meinung, daß es ratsam sein würde, die in Yeddo residirenden Minister von England, Frankreich und Amerika sofort von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen.

Ich übernahm es, die Botschaft nach Yeddo zu bringen, und verließ Yokohama gegen Mitternacht, gut beritten, von Schnell und außerdem von einem japanischen Offizier begleitet, den der Gouverneur von Yokohama uns zum Schutz mit auf den Weg gegeben hatte.

Die Straße von Yokohama nach Yeddo ist gut unterhalten. Sie führt jedoch, nicht weit von Yokohama und während einer langen Strecke, über einen schmalen Damm, der von beiden Seiten vom Meere bespült wird. Wir konnten in der Dunkelheit dies Stück Weges nicht anders als im Schritt zurücklegen und langten erst gegen zwei Uhr morgens in dem dreiviertel Meilen von Yokohama entfernten Kanagawa an.

Wir statteten dort dem amerikanischen Konsul Bericht von dem Doppelmorde ab, und setzten sodann unsere Reise fort. Wir mußten langsam reiten, denn die Nacht war

stockfinster, und der uns begleitende Offizier hatte seine Laterne verloren. Bei Tagesanbruch ritten wir durch das große Dorf Kawasaki, wo man im Theehause bereits alle Einzelheiten der Ermordung kannte, setzten sodann auf einer Fähre über den Fluß Lokungo, der das Gebiet von Yeddo von dem von Yokohama trennt, trabten schnell durch den Vergnügungsort Omori und die übelberüchtigte Vorstadt Sinagawa und stiegen um sieben Uhr morgens im Tempel Todenji, bei dem englischen Minister ab. Ich erzählte diesem und später seinen Kollegen von Frankreich und Amerika sowie auch dem holländischen Konsul, der sich zum Besuch in Yeddo befand, was ich von der letzten Mordthat gesehen hatte und wußte. Der holländische Konsul begab sich sofort nach Yokohama, und die fremden Minister hielten eine Versammlung ab und berieten, welche Maßregeln zu treffen seien, um fernerem Unheil vorzubeugen.

Ich langte am folgenden Abend wieder in Yokohama an. Man hatte Leichenschau über Voß und Decker gehalten und festgestellt, daß jeder von ihnen mehr als zwanzig Wunden erhalten hatte, die fast alle tödlich waren.

Der holländische Konsul, Herr von Polsbroek, von seinen Kollegen und den in Yeddo residirenden fremden Ministern auf das energischste unterstützt, ließ nichts unversucht, um die Mörder seiner unglücklichen Landsleute zur Strafe zu bringen; seine Bemühungen blieben ebenso erfolglos, wie es wenige Monate vorher die von Sir Rutherford Alcock gewesen waren, als es sich darum handelte, den Mörder Den-Kuschkis zu entdecken. Die japanische Regierung bequemte sich nach einigem Sträuben,

eine nicht unbedeutende Summe Geldes für die Witwen der Ermordeten auszuzahlen. Das war die einzige Sühne für das schwere Verbrechen.

* * *

Am 19. Januar 1861.

Heinrich Heusken gehörte zu den „abenteuerlichen Gestalten“, die mir während meiner Reise begegnet sind; — aber er war keineswegs ein unheimlicher Mensch. Er besaß beinahe nur liebenswürdige Eigenschaften, und was in seinem Leben geheimnisvoll und sonderbar erschien, war nicht derart, daß es Mißtrauen erweckt hätte. — Heusken stammte aus einer achtbaren holländischen Familie, hatte eine gute Erziehung genossen und war als junger Mensch — niemand wußte warum, und er selbst sprach nicht davon — nach Amerika ausgewandert und hatte sich dort naturalisiren lassen. Er mochte, als ich ihn im Jahre 1859 kennen lernte, sechsundzwanzig Jahre alt sein, und ich erinnere mich seiner als eines großen, schweren Mannes mit breiten Schultern, mächtiger Brust und muskulösen Gliedmaßen; aber er vernachlässigte seine Haltung, und wenn er, mit den Händen in den Taschen, gesenkten Hauptes langsam dahergeschlendert kam, machte er den Eindruck eines untersetzten mittelgroßen Mannes von einigen dreißig Jahren. — Heusken hatte schwarzes Haar und große, ernste blaue Augen. Wie vielen seiner holländischen Landsleute, so waren auch ihm vier Sprachen, nämlich Holländisch, Deutsch, Französisch und Englisch,

gleich und vollständig geläufig. Auch sprach er gut japanisch. Aber trotz aller Mittel des Ausdrucks, die ihm zu Gebote standen, war er ein stiller, ungewöhnlich schweigsamer Mensch, und ich bin oftmals stundenlang mit ihm auf einsamen Wegen in der Umgegend von Yeddo spazieren geritten, ohne daß er den Mund geöffnet hätte. Nur wenn ein schönes landschaftliches Bild sich unerwartet vor uns ausbreitete, äußerte er sein Wohlgefallen daran in kurzen, beredten Worten. Seine größte Freude schien überhaupt die Natur zu sein, und da er deshalb viel im Freien war, und ein Fremder in Yeddo sich nicht gut zu Fuß zeigen konnte, so war er beinahe den ganzen Tag über zu Pferde. Er saß schlecht im Sattel und ritt nachlässig mit schlaffen Zügeln, ohne auf den Weg zu achten; aber er wurde leidlich gut auch mit störrischen und ungehorsamen Pferden fertig und konnte den ganzen Tag über im Sattel bleiben, ohne Ermüdung zu zeigen.

Heusken hatte in New-York die Bekanntschaft des amerikanischen Ministers, Herrn Townsend Harris, gemacht, und dieser hatte ihn als Sekretär mit nach Japan genommen, als Simoda im Jahre 1856 den Amerikanern geöffnet wurde. In Simoda hatten die Herren Harris und Heusken lange Zeit ein ganz einsames Leben geführt. Sie waren beinahe nur auf sich angewiesen gewesen und hatten bei dieser Gelegenheit eine große Freundschaft zu einander gefaßt. Beide schienen es ganz natürlich zu finden, daß Heusken sich seinem Vorgesetzten gegenüber viele ungewöhnliche Freiheiten herausnahm: nicht selten gerieten sie in lebhaften Wortwechsel, und gewöhnlich war es dann der Ältere, der Minister, der dem Sekretär nachgab. Die

beiden Sonderlinge — Townsend Harris war ebenfalls ein eigentümlicher Mensch — behandelten einander wie nahe Verwandte.

In Simoda studirte Heusken Japanisch, und als die Franzosen nach Japan kamen, um dort einen Vertrag abzuschließen, versah der amerikanische Sekretär aus Gefälligkeit den Dienst eines Dolmetschers bei der französischen Gesandtschaft. Auch der preußischen Mission wurde Heusken, infolge eines freundlichen Übereinkommens zwischen Herrn Townsend Harris und dem Grafen Eulenburg, als japanischer Dolmetscher zugesellt.

Heusken fühlte sich in Yeddo, wohin er mit Herrn Townsend Harris von Simoda übergesiedelt war, wie zu Hause. Er kannte alle Wege und Stege in der Stadt und in der Umgebung und trieb sich tagtäglich allein in den entlegensten wie in den belebtesten und verrufensten Gegenden zu Pferde umher, ohne zu berücksichtigen, daß er sich auf diese Weise fortwährend großen Gefahren aussetzle. Townsend Harris machte ihm darüber ernste Vorstellungen; aber Heusken schlug sie in den Wind und sagte: wenn er in einem Gefängnis leben solle und nicht ins Freie könne, so möge man ihn lieber gleich totschlagen. — Nach der Ermordung der holländischen Schiffskapitäne Voß und Decker verlangte die japanische Regierung, Herr Heusken solle ferner nicht mehr allein ausreiten. Sie stellte eine berittene Eskorte von vier Mann zu seiner Verfügung, die ihn immer begleiten sollte, um ihn, wenn er überfallen würde, beschützen zu können. Seitdem war Heusken bei seinen Spazierritten stets bemüht, sich von den Begleitern, die man ihm aufgedrängt hatte, fortzu-

stehlen, und da er besser beritten war als diese und unverzagt über Hindernisse setzte, vor denen die japanischen Reiter ratlos Halt machten, so gelang es ihm häufig, sich seinem Gefolge zu entziehen.

Einer der Gouverneure von Yeddo, der bereits genannte Hori-Oribenokami, kam eines Tages in eigener Person zu Heusken, um ihn aufzufordern, auf seine gefährlichen Ausflüge zu verzichten. Heusken antwortete nicht „ja“ und nicht „nein“. Er war im Verkehr mit den Japanern ein japanischer Diplomat geworden und wußte einer bestimmten Erklärung aus dem Wege zu gehen. Aber Hori war darauf erpicht, einen Bescheid zu haben und sich Gehorsam zu verschaffen. Er schrieb einen Brief an Herrn Townsend Harris und beklagte sich über Heuskens Benehmen. Die Straßen von Yeddo wären unsicher, sagte er in diesem Schriftstücke, und da man die japanische Regierung für das Leben der Fremden verantwortlich machte, so müßten diese sich den von der Regierung für notwendig erachteten Vorsichtsmaßregeln auch unterwerfen. Er, Hori, verbiete hiermit Herrn Heusken in aller Form, zukünftig allein auszureiten. — Als Herr Townsend Harris seinem Sekretär diesen Brief mitteilte, bemerkte Heusken lächelnd: „Der Mann hat ganz recht!“

Am 10. Januar 1861 nahm Hori-Oribenokami, der der fremdenfeindlichen Partei angehörte, sich selbst das Leben, weil sein Vorgesetzter, der Minister Ando, sich geweigert hatte, gewisse Maßregeln zu billigen, die jener in Vorschlag gebracht hatte, um die „Todjin“ aus Japan zu vertreiben.

Am 15. Januar wurde Ando auf offener Straße von sechs Lonin überfallen. Der Angriff war ungeschickt ausgeführt worden und mißlang. Die Lonin, die es auf das Leben Andos abgesehen hatten, wurden von diesem selbst und von seinen Leuten niedergehauen. Man erkannte in ihnen ehemalige Vasallen des verstorbenen Gouverneurs Hori.

Dies ereignete sich, als Graf Eulenburg in Japan war, um den Vertrag zwischen Preußen und Japan abzuschließen. Heusken pflegte die Mitglieder der preußischen Mission, mit denen er auch geschäftlich als Dolmetscher zu thun hatte, fast täglich zu besuchen, nicht selten aß er bei ihnen zu Nacht und blieb dann bis zu später Stunde mit ihnen zusammen. — Die Entfernung zwischen dem Tempel, in dem die preußische Mission ihren Aufenthalt genommen hatte, und der amerikanischen Gesandtschaft, wo Heusken wohnte, war nicht unbedeutend. Heusken legte sie nach Einbruch der Dunkelheit, wenn die Straßen sich geleert hatten, stets im Galopp zurück. Er meinte, auf diese Weise vor jedem Angriff sicher zu sein. Sein japanisches Gefolge kam gewöhnlich erst fünf oder zehn Minuten nach ihm in der amerikanischen Gesandtschaft an.

Am 19. Januar, neun Tage nach dem Tode Horis und kurz nach dem mißlungenen Anfall auf den Minister Ando, war Heusken wieder einmal bis spät abends bei den Mitgliedern der preußischen Gesandtschaft geblieben. Die Nacht war finster, es fror, und die Straßen waren mit Glatteis bedeckt. Heusken, unbekümmert darum, sprengte im Galopp davon. Zwei berittene japanische Offiziere, die ihn an jenem Abend begleiteten, folgten in

langsamerer und vorsichtigerer Gangart und verloren ihn in der Dunkelheit bald aus den Augen. Plötzlich hörten sie einen wilden Schrei. Schlimmes ahnend, setzten sie ihre Pferde in Galopp, bis sie an eine stark gewölbte hölzerne Brücke kamen, die so glatt war, daß die Pferde im Schritt hinübergeführt werden mußten. Unmittelbar hinter der Brücke sahen die Offiziere beim Licht ihrer Laternen einen großen dunklen Körper, der bewegungslos mitten auf der Straße lag. Es war Heuskens Pferd. Zwei furchtbare Hiebe, der eine am Widerrist, der andere über das Kreuz, hatten das Tier tot zu Boden gestreckt. — Wenige Schritte davon, den Rücken gegen die Wand eines Hauses gelehnt, einen Revolver in der schlaff herabhängenden Hand, verglasten Auges um sich starrend, saß Heusken in einer Blutlache.

„Reitet schnell nach Dsen-Fudsi (der amerikanischen Gesandtschaft) und schafft Hilfe," murmelte er.

Die Offiziere führten den Auftrag des sterbenden Mannes getreulich aus, und Heusken wurde bald darauf auf einer, aus einer japanischen Fensterlade hergestellten Bahre in seine Wohnung getragen. Townsend Harris erwartete ihn dort.

„Ich bin ein toter Mann," sagte Heusken mit schwacher Stimme; und nach einer kleinen Weile setzte er mit seinem alten milden Lächeln hinzu: „Hori hatte recht . . . Ich werde es ihm sagen, wenn ich den Heiden dort drüben antreffen sollte."

Herr Townsend Harris hatte sofort nach der preußischen Gesandtschaft geschickt und von dort ärztlichen Beistand erbeten. Herr Dr. Lucius — der spätere Staats-

minister — ein Mitglied der preußischen Mission, eilte unverzüglich herbei; aber menschliche Hilfe war nicht mehr möglich. Heusken verblutete aus zwei tödlichen Wunden: die eine auf der rechten Seite hatte ihm den Leib vom Brustknochen bis zum Hüftbein geöffnet, die andere, eine Stichwunde auf der linken Seite der Brust, ebenfalls edle Teile unheilbar verletzt. Heusken war noch bei Besinnung, aber schon ohne bemerkbaren Puls. Während Dr. Lucius bemüht war, die Blutung zu stillen, sprach der Sterbende noch von seiner Mutter und bat, man möchte ihr seinen Tod schonend mitteilen. Dann reichte er Townsend Harris, der fast bewußtlos vor Schmerz neben ihm stand, die Hand, reckte die Glieder und verschied.

Aus der Lage, worin man Heusken und sein Pferd gefunden hatte, wurde geschlossen, daß er zum wenigsten von vier, wahrscheinlich aber von sechs oder acht Lonin überfallen worden war. Sie hatten ihm, da sie seine Gewohnheiten kannten, an der Brücke aufgelauert, über die er, auf dem Wege von der preußischen Gesandtschaft nach der amerikanischen, im Schritt reiten mußte. Die Mordthat war aller Wahrscheinlichkeit nach wohl überlegt und sodann planmäßig ausgeführt worden. Die Bande hatte sich in zwei Teile geteilt und zur Rechten und Linken der Brücke aufgestellt. Zwei der Lonin hatten auf das Pferd eingehauen, und zwei andere ihre Hiebe gegen Heusken geführt, dann, gewärtig, von den schnell nahenden Begleitern Heuskens überrascht zu werden, hatten sie sich in den engen, dunklen Gassen von Yeddo von einander getrennt und waren dort spurlos verschwunden. Die ganze Handlung mochte das Werk weniger Sekunden gewesen sein.

Alle Nachforschungen nach den Mördern blieben erfolglos. Allgemein nahm man an, es seien Freunde oder Diener Horis gewesen, die an dem unglücklichen Heusken den Tod des japanischen Patrioten gerächt hätten. Heusken wurde allgemein betrauert. Ich selbst verlor in ihm einen sympathischen Genossen, dem ich viele angenehme Stunden und besonders auch verdankte, Yeddo in drei Monaten so genau kennen gelernt zu haben, als hätte ich dort jahrelang gewohnt.

* * *

Am 14. September 1862.

Lenox Richardson, ein Schotte aus angesehener Familie, hatte das Glück gehabt, die „gute Zeit" in China ausnutzen zu können und während eines langjährigen Aufenthaltes daselbst ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwerben. Er hatte darauf sein Geschäft in Schanghai aufgelöst und die Rückreise nach Europa angetreten. Seine Absicht war, die Reise um die Welt zu machen, und da er über Ägypten und Indien „hinausgegangen" war, so wollte er nun über Japan und Amerika heimkehren. Er langte am 10. September in Yokohama an, wo er bei seinem Freunde und Landsmann Eduard Macpherson abstieg. Durch diesen machte er unter anderem die Bekanntschaft von Herrn und Frau Marschall, von Frau Bourradeal, der Schwester der Frau Marschall, und von Herrn Clark, einem jungen englischen Kaufmann, der sich als Seiden-Inspektor in Yokohama niedergelassen hatte.

Richardson hatte lange Jahre in China gelebt, die Taiping kennen gelernt und sich an das etwas abenteuerliche Leben gewöhnt, das die Fremden in China und Japan damals führten. Es kam ihm deshalb auch nicht in den Sinn, zu erwägen, daß eine Promenade in der Umgegend von Yokohama Gefahren darbieten könnte, und er selbst schlug bei einem Frühstück in Marschalls Hause einen Ritt nach Kawasaki vor, einer Ortschaft am Flusse Lokungo gelegen, der damals die Grenze des Gebietes bildete, in dem es den Fremden vertragsmäßig gestattet war, sich ungehindert zu bewegen. Macpherson fand sich behindert, an dem Ausflug teilzunehmen, auch Frau Marschall zog vor, zu Hause zu bleiben. Die kleine Gesellschaft, die sich am 14. September zu Pferde nach Kawasaki begab, bestand aus den Herren Lenox Richardson, Clark und Marschall und aus Frau Bourradeal. Diese vier ritten durch Yokohama und die nächste Ortschaft Kanagawa und erreichten den Tokaido, die große Landstraße, die ganz Japan durchschneidet und, namentlich in der Nähe von Yeddo, zu jeder Jahres- und Tageszeit sehr belebt ist. Hinter Kanagawa begegneten die Reiter einer großen Anzahl japanischer Soldaten, die ihnen in zerstreuten Banden von zehn bis dreißig Mann entgegenkamen. Die Fremden ritten an zwei bis dreitausend dieser Leute ungestört vorüber und befanden sich plötzlich, unglücklicherweise an einer Stelle, wo der Weg auf beiden Seiten von Reisfeldern eingeengt war, vor einem stattlichen feierlichen Zuge, der sich in fester Ordnung langsam vorwärts bewegte Wohlbewaffnete Männer marschirten auf beiden Seiten des Weges, und in der Mitte der Straße

wurde eine kolossale Sänfte, ein sogenannter Norimono, getragen, dessen sich nur Fürsten und die höchsten Staatswürdenträger auf ihren Reisen bedienen dürfen. — Die Europäer ritten dem Zuge ohne Mißtrauen entgegen und lenkten ihre Pferde seitwärts, um seine Ordnung nicht zu stören. Da trat ihnen ein Japaner entgegen, stellte sich vor die Pferde des Herrn Richardson und der Frau Bourradeal und richtete einige, von lebhaften Gebärden begleitete Worte an die beiden. Richardson, der kein Wort japanisch verstand, wandte sich um und fragte, was er thun solle, da man ihn verhindern zu wollen scheine, weiterzureiten.

„Umkehren!“ rief Marschall, ein alter Einwohner von Yokohama und deshalb mit der Gefahr eines Zusammentreffens mit bewaffneten Japanern bekannt.

Richardson und Frau Bourradeal lenkten vorsichtig um, konnten es aber trotzdem nicht vermeiden, einige Unordnung in den Reihen der marschirenden Japaner anzurichten. Da ertönte aus der Sänfte eine zornige Stimme, die Stimme des Fürsten. In demselben Augenblick hatte auch schon der Japaner, der zuerst die Pferde angehalten, sein bauschiges Gewand, das ihm den Oberkörper bedeckte, abgeworfen, nackt bis an den Gürtel seinen Säbel gezogen und mit furchtbarem Streiche Richardson, der ihm den Rücken kehrte, getroffen. Darauf stürzte er auf Frau Bourradeal los, ohne sie jedoch zu verletzen. Der Hieb, der ihr bestimmt war, schwirrte dicht über ihrem Kopfe vorbei und schnitt ein Stück von ihrem Hute ab.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke ge-

wesen. Aber schon erbebte die Luft von wildem Geschrei, und überall sah man Waffen blitzen. Die vier Bedrohten eilten im Galopp davon. Einige Japaner, die ihnen den Weg versperren wollten, wurden von den scheuen Pferden niedergerissen. Die Reiter konnten jedoch nicht allen Hieben, die auf sie geführt waren, ausweichen. Richardson, durch den ersten Hieb bereits tödlich verletzt, erhielt noch andere schwere Wunden, Marschall einen Stich in die Seite, Herrn Clark wurde der Arm zerschlagen. — Die Pferde jagten weiter und hatten die Spitze des Zuges bald hinter sich gelassen.

Marschall rief seiner Schwägerin und Clark zu, sich durch schnelle Flucht zu retten; darauf wandte er sich zu Richardson, auf dessen Gesicht der Tod geschrieben stand.

„Mit mir ist es aus," sagte der Unglückliche. Er ritt noch einige Schritte weiter; dann aber fielen ihm die Zügel aus den verstümmelten Händen, und er glitt langsam und schwer zur Erde. Rettung war nicht mehr möglich. Meuchlings von hinten angegriffen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sich zu verteidigen, starb Richardson wie Heusken, wie die Kapitäne Voß und Decker, wie alle diejenigen, die in den letzten vier Jahren von den Japanern ermordet worden waren. — Marschall sah ein, daß ihm nichts zu thun übrig bleibe, als an seine eigene Rettung zu denken. Er ergriff die Zügel des herrenlosen Pferdes, gab dem seinen die Sporen und gelangte bis nach Kanagawa. Dort verließen ihn seine Kräfte, denn er verlor viel Blut aus der Stichwunde, die ihm beigebracht worden war, und nur mit Mühe er=

reichte er noch das amerikanische Konsulat, wo ihm die erste Pflege zu teil wurde. Inzwischen setzte Madame Bourradeal allein die Flucht nach Yokohama fort. — Clark war in Kanagawa geblieben, um Marschalls Ankunft abzuwarten. — In Yokohama begegnete Frau Bourradeal Herrn Gower, einem Mitgliede der englischen Gesandtschaft, dem sie in kurzen Worten erzählte, was sich zugetragen habe. Gower verbreitete die Schreckensnachricht im „Settlement“, und eine Viertelstunde später war auch schon die Straße nach Kanagawa mit mehr als hundert Reitern bedeckt, die den Leichnam des unglücklichen Lenox Richardson aufsuchen und womöglich seinen Tod rächen wollten. Der Zug des Fürsten war nicht mehr zu erblicken, man fand die Stelle wo Richardson gefallen, aber die Leiche selbst war verschwunden. Ein Kind zeigte den Suchenden jedoch den Platz, wohin man sie geworfen hatte: auf ein Reisfeld, einige Schritte vom Wege. Man schaffte den Leichnam nach Yokohama, und stellte dort in amtlicher Weise fest, daß „Lenox Richardson, englischer Unterthan, im Konsulardistrikte von Yokohama, auf der großen Landstraße, die von Yokohama nach Kawasaki führt, von Japanern, die mit Lanzen und Säbeln bewaffnet waren, und deren Namen noch nicht ermittelt werden konnten, ermordet worden sei.“

Diesmal konnte die japanische Regierung nicht vorgeben, daß es ihr unmöglich sei, der Mörder habhaft zu werden. Der Daimio, auf dessen Befehl die vier Reiter angefallen worden waren, war eine mächtige und bekannte Persönlichkeit. Das Verfahren gegen ihn fand jedoch vor den japanischen Behörden statt, und wenn-

schon die japanische Regierung dem englischen Minister später die Mitteilung machte, daß der schuldige Daimio in die Verbannung geschickt worden sei, und zwei seiner Leute die Todesstrafe erlitten hätten, so bleibt es doch sehr zweifelhaft, daß der Mord Lenox Richardsons wirklich gesühnt worden sei. Als Erklärung desselben wurde angeführt, daß es nach japanischen Gebräuchen ein schweres Verbrechen sei, die feierliche Ordnung eines fürstlichen Zuges zu stören. Die Diener des Daimio, welche die vier englischen Reiter angefallen, einen von ihnen getötet und zwei verwundet haben, hätten die Tragweite ihrer Handlung gar nicht ermessen können, sondern wären der Meinung gewesen, daß sie eine ihrem Herrn zugefügte Beleidigung gerächt hätten.

Die Mitglieder des „Settlement“ hatten im Verlaufe weniger Jahre viele ihrer Landsleute ermorden sehen, sie richteten auch diesmal wieder das übliche Gesuch an die fremden Minister in Yeddo, um zu bitten, man möge energische Maßregeln zum Schutze ihres bedrohten Lebens ergreifen. Darauf wohnten sie der Beerdigung von Lenox Richardson bei und gaben sich sodenn wieder ihren alten Beschäftigungen und Zerstreuungen hin, dem Anschein nach unbekümmert darum, daß das Schicksal des unglücklichen Lenox Richardson auch sie jeden Tag erreichen konnte.

* * *

Die nächsten Opfer des japanischen Fremdenhasses, uach dem Tode Richardsons, waren im November 1864

die beiden englischen Offiziere Kapitän Baldwin und Lieutenant Bird, die von zwei „Heimatslosen", den Lonin Schmidso Sedschi und Mamiya Hadsime, in der Nähe der Tempelstadt Kamakura, bei Yokohama, erschlagen wurden. Die Mörder mußten dafür mit dem Leben büßen, und die japanische Regierung wurde auf diplomatischem Wege gezwungen, eine große Summe an die Hinterbliebenen der beiden Offiziere zu zahlen. — Dies war das Ende der politischen Morde, die während der ersten sechs Jahre nach der Eröffnung von Japan die Sicherheit der dort lebenden Fremden bedroht hatten. — Dann fingen die Japaner an, sich einander zu bekämpfen, und im Jahre 1868 brach ein wütender Bürgerkrieg aus, der, in etwa zwei Jahren, mit einer vollständigen Niederlage der Anhänger des Taikun und mit dem Siege des Mikado, des rechtmäßigen Herrschers von Japan, endete. Die Lonin hatten sich in das Lager des Mikado geworfen und kämpften gegen den Taikun, der die Fremden in das Land gerufen hatte. Ihre wilde Kampflust fand auf diese Weise Befriedigung, und die „Todjin" hatten nicht mehr darunter zu leiden. Das Leben in Yokohama wurde ein beinahe harmloses und friedfertiges, und als ich Japan im Jahre 1869 verließ, fühlte man sich dort so sicher, daß die alte Gewohnheit der Fremden, niemals unbewaffnet auszugehen, verschwunden war, und die Neuangekommenen mit Verwunderung von den Mordthaten erzählen hörten, die während der Jahre 1859 bis 1865 das Leben in Yokohama zu einem gefährlichen und abenteuerlichen gemacht hatten.

Seit der vollständigen Wiederherstellung von Ruhe

und Ordnung in Japan, seit etwa einem Vierteljahrhundert haben die Japaner erstaunliche und nicht unbedenkliche Fortschritte gemacht. — Ich habe im Jahre 1863 noch einer japanischen Revue beigewohnt, bei der die Soldaten in schweren, mittelalterlichen Rüstungen erschienen und nur mit Schwert, Pfeil und Bogen und Lanzen bewaffnet waren Damals zogen noch zahlreiche, große und kleine Daimios in hausähnlichen Sänften, die von acht bis sechzehn Mann getragen und von kleinen Armeen gefolgt waren, langsam und würdevoll, aller Orten Ehrfurcht gebietend, durch das schöne Land, in dessen Herrschaft sie sich geteilt hatten. Die Beamten und Soldaten bezogen einen großen Teil ihres Gehaltes und Soldes in Reis, und die abendländischen Trachten der Fremden erregten Aufsehen sobald sie sich in einiger Entfernung von den vertragsmäßig geöffneten Häfen — Nagasacki, Osakka, Hiogo, Yokohama, Hakodate — zeigten. — Jetzt hat Japan eine europäisch gekleidete, bewaffnete und ausgebildete Armee, Dampfmaschinen, Telegraphen, Gasbeleuchtung, ein Parlament! — Die Japaner sind vom Knüppeldamm auf die Eisenbahn gekommen, ohne unsere alten Chausséen gekannt zu haben, auf denen die abendländische Kultur, jahrhundertelang, gemessen und stetig, vorwärtsgeschritten ist. — Das Fehlen dieses großen Mittelgliedes zwischen dem Alten und Neuen wird sich in Japan noch lange bemerkbar machen. — Nach allem, was ich von dort höre, wünsche ich nicht, das Land wiederzusehen, in dem ich zehn frohe Jahre verlebt habe. Ich ziehe vor, in meiner Erinnerung von Japan das Bild zu bewahren, das sich dort während der Jahre 1859—1869 eingegraben

hat, als das des freundlichsten Landes, das ich in meinem Leben gesehen habe — und von den Japanern, als von einem liebenswürdigen, kindlichen Völkchen, über das mittelalterliche Despoten herrschten, und in dem man, ausnahmsweise, einige wilde Fanatiker fand, keineswegs schlimmer als die unsrigen, und denen man, wenn man sich vor ihnen fürchtete, leicht aus dem Wege gehen konnte. — Heute sind diese wilden Menschen verschwunden; aber mit ihnen ist auch manches gegangen, was sehr lieblich war, und ich glaube nicht, daß die so schnell civilisirten Japaner dem Fremden, der heute „das Reich der aufgehenden Sonne“ in vollkommener Sicherheit durchstreifen kann, auch nur annähernd so gut gefallen werden, wie, in den sechsziger Jahren, die unverfälschten Kinder des alten Nippon, den damals dort hausenden „Pionieren der Civilisation“ gefielen.

Von Wien nach Konstantinopel während der Cholerazeit.

Konstantinopel, im Oktober 1892.

Eine Vergnügungsreise war es nicht!

Ich verließ Wien am 12. September, abends acht Uhr, mit dem Orient-Expreßzuge, der mich, wenn alles in Ordnung ging, am 14., nachmittags vier Uhr, nach Stambul bringen sollte. — Als alter Reisender, der auch die Strecke zwischen Wien und Konstantinopel bereits verschiedenemale zurückgelegt, hatte ich für die vierundvierzigstündige Fahrt einige wohlüberlegte Vorbereitungen getroffen. Mannigfach brauchten sie nicht zu sein, denn ich wußte, daß ich auf dem Zuge so ziemlich alles finden würde, was ein vernünftiger Mensch, dem sein Vermögen nicht gestattet, in eigenem Salonwagen zu fahren, auf Reisen erwarten darf. Es stand nicht in meiner Macht, das kleine Coupé größer, das schmale Bett breiter, das enge Waschzimmer etwas bequemer, die Küche zu der eines Restaurants erster Klasse zu machen,

und ich wußte, daß ich in diesen und noch einigen anderen Beziehungen mit dem würde zufrieden sein müssen, womit sich alle, auch die verwöhntesten Reisenden, auf dem Orient-Expreßzuge zu begnügen haben. Schließlich sagte ich mir, daß von eigentlichen Strapazen und Entbehrungen auf der ganzen Fahrt niemals die Rede sein würde, und gleichzeitig zog ich in Betracht, daß ich zwischen Wien und Konstantinopel in demselben Wagen bleiben, daß mir niemand den Besitz meines Platzes und meines Bettes streitig machen, daß ich im Eßsaale genießbare Speisen und Getränke, im Rauchzimmer bequeme Sessel finden würde, und daß vierundvierzig Stunden, von denen man, wenn man gesund ist, vierzehn und mehr verschlafen zu können hoffen darf, eine kurze Spanne Zeit sind.

„Was man nicht nützt, ist eine schwere Last!“ ist nirgends wahrer als auf Reisen. Ich hatte es bei Zusammenstellung meines Handgepäcks beherzigt. In den zwei kleinen Reisetaschen, die ich mit mir führte, während ich das schwere Gepäck aufgegeben hatte, befanden sich außer dem, was der Mensch zum Waschen gebraucht, ein leichter Sommeranzug — denn es konnte plötzlich wieder sehr warm werden — ein Flanellhemd — denn das Eintreten kalten Wetters war auch nicht als gänzlich ausgeschlossen zu betrachten — Morgenschuhe, eine Reisemütze, ein Plaid, zwei Bücher, einige Bogen Papier, genügend für zwei Tage, Leibwäsche und Taschentücher für drei Tage und Tabak und Cigarren für vier.

Wenige Stunden vor meiner Abreise wurde mir noch eine Freude und gleichzeitig eine leichte Beunruhigung. Als ich mich im Schlafwagen-Bureau am Kärntnerring

danach erkundigte, ob der Zug stark besetzt sein würde, antwortete mir der Angestellte:

„Im Gegenteil. Der Zug wird beinahe leer sein."

„Dann kann ich wohl darauf rechnen, ein Coupé für mich allein zu bekommen?"

„Das glaube ich ganz bestimmt . . . Ja, die Cholera thut uns großen Schaden."

„Die Cholera? Zwischen hier und Konstantinopel herrscht sie doch gottlob noch nicht."

„Das ist ganz richtig. Aber man fürchtet sich davor und sucht sich dagegen zu verwahren . . . Die Quarantainen . . ."

„Ach was! Quarantainen! Die giebt es ja nicht."

„Noch nicht; aber sie können jeden Tag eingerichtet werden. Und die Herren Reisenden fürchten sich davor, und mit Recht. Und dann: Desinfektion des Gepäcks, ärztliche Untersuchung und Überwachung . . . Alles recht große Unannehmlichkeiten, die lähmend auf den Verkehr einwirken."

Ich wurde nachdenklich, und der Mann, der übrigens ein freundliches Gesicht hatte und wohl ein ganz guter Mensch war, beobachtete mich mit einem schadenfrohen, stillen Lächeln. Das geschah mir ganz recht. Warum hatte ich so wenig Teilnahme für „die Lähmung des Verkehrs" gezeigt. Er wollte mich für meinen Egoismus durch Beunruhigung strafen. Aber ich gönnte ihm den Triumph nicht.

„Ach was, Quarantaine!" wiederholte ich — und damit entfernte ich mich, um beim Portier des „Hôtel Impérial", der alles wissen muß, Erkundigungen einzu-

ziehen. Der Mann wußte diesmal aber auch nichts. Das war schon etwas beängstigend. Ich wollte mich jedoch nicht einschüchtern lassen. Ich war während der schlimmsten Cholerazeit aus Hamburg in Berlin eingetroffen und hatte, einige Tage später, die Reise über Dresden nach Wien gemacht. Damals hatte man mir in Hamburg gesagt, daß ich auf dem Lehrter Bahnhofe in Berlin ärztlich untersucht und mein Gepäck daselbst desinfizirt werden würde; und in Dresden war mir prophezeit worden, ich würde beim Eintritt in österreichisches Gebiet, in Bodenbach oder Tetschen, große, auch kostspielige Unannehmlichkeiten zu ertragen haben, denn mein Gepäck würde in gründlicher, vieles zerstörender Weise durchräuchert und ich selbst so desinfizirt werden, daß mir das möglicherweise ein ernstes Unwohlsein, jedenfalls großes Unbehagen verursachen dürfte. — Diese Voraussagungen waren aber nicht eingetroffen. Die ärztliche Untersuchung in Berlin war eine leichte und schnelle gewesen, mein Gepäck war mir ohneweiters ausgeliefert worden, und auch an der österreichischen Grenze hatte man mir gegenüber ein vernünftiges und glimpfliches Verfahren beobachtet. Ich befand mich in guter Gesundheit, was mir jedermann ansehen konnte, und ich hatte Sorge getragen, auch nicht ein Fädchen gebrauchter Wäsche mit mir zu führen. Nachdem sich der mit der Untersuchung der ankommenden Reisenden beauftragte österreichische Arzt durch den Augenschein und sorgfältiges Durchstöbern meiner Koffer von beiden Umständen überzeugt hatte, ließ er mich ungehindert weitergehen. Auch die sogenannte „ärztliche Überwachung“ in Wien war

nicht beschwerlich. Ein höflicher Herr, der mich am Morgen nach meiner Ankunft im Gasthof aufsuchte und sich als ein Mitglied der Sanitäts-Kommission zu erkennen gab, erkundigte sich teilnehmend nach meinem Befinden.

„Ich danke der gütigen Nachfrage,“ antwortete ich; „ich befinde mich, unberufen, ganz wohl.“

Der Herr Doktor empfahl sich darauf und wiederholte seinen Besuch noch drei- oder viermal. Er störte mich nicht im geringsten, und doch war ich sicherlich ein streng überwachter Mann. — Ich wollte die Freude, bis Konstantinopel ein Coupé für mich allein zu haben, ungetrübt genießen und wies die Beunruhigung, die der rachsüchtige Herr vom Kärntnerring hatte heraufbeschwören wollen, von mir zurück.

„Erstens, haben wir noch gar keine Quarantaine,“ sagte ich mir; „zweitens, angenommen, daß wir sie bekommen sollten — woran ich nicht glaube — wird wohl auch in der Türkei nicht so heiß gegessen wie gekocht werden; drittens, wennschon . . .“ Ein altes Wort, das mir schon oftmals im Leben über Beunruhigung und Sorge hinweggeholfen hat, kam mir zu Hilfe: „Ne sis miser ante tempus!“ Ich wollte nicht „vor der Zeit“ unglücklich sein.

Der Diener, der mich auf meiner Reise begleitete, und dessen ich erwähne, weil er in der Folge mein Unglücksgefährte wurde, teilte meine optimistische Auffassung. „Es wird schon ganz gut gehen,“ meinte er.

Aber es ging nur sehr kurze Zeit „ganz gut“ — bis Budapest nämlich. Als wir dort gegen zwei Uhr morgens

ankamen, wurde ich durch lautes und eifriges Sprechen im Wagen und auf dem Bahnsteig aus dem schönen Schlafe geweckt, in den ich gesunken war. Ich lauschte, konnte jedoch nicht verstehen, was man sagte, nur hörte ich, daß die Worte: Quarantaine, Wagen wechseln, Belgrad, Zaribrod, Mustapha-Pascha in den Unterredungen vor meinem Fenster häufig wiederkehrten. Ich stand auf und öffnete die Thür meines Coupés, gerade rechtzeitig, um einen der Angestellten des Schlafwagens, der an mir vorübereilen wollte, einen Augenblick aufhalten zu können.

„Was giebt es denn?" fragte ich.

„Quarantaine an der bulgarischen und an der türkischen Grenze. Unsere Wagen dürfen nur bis Belgrad gehen."

„Das ist ja recht angenehm," sagte ich.

„Ja, in der That höchst unangenehm für die Herren Reisenden."

Dagegen war nun aber nichts zu machen, wenn ich nicht meine Reise unterbrechen wollte — was nicht in meiner Absicht lag — und so blieb mir vorläufig nichts Besseres zu thun übrig, als mich wieder ins Bett zu legen. Aber mit meinem Schlaf war es vorbei, und lange Zeit, ehe wir in Belgrad anlangten, saß ich fertig angezogen auf meinem Bett und wartete mit einiger Sorge der Dinge, die da kommen sollten. Vorher war ich im Eßzimmer gewesen und hatte eine Tasse Thee getrunken und dazu, zum letzten Male für lange Zeit, gutes österreichisches Brot und gute österreichische Butter genossen. Ich aß bedächtig, denn ich wußte, daß mir Ähnliches weder in Serbien, noch in Bulgarien, noch in der Türkei geboten werden würde. Mir gegenüber saßen zwei junge

Männer, vornehmer Leute Kinder, das sah man ihnen an, die ich schon am vorhergehenden Abend bemerkt hatte. Sie sprachen englisch; aber nur einer von ihnen, ein frischer junger Mann, der sich tapfer damit abquälte, eine funkelnagelneue kurze Meerschaumpfeife anzurauchen, war ein Engländer; sein Gefährte, der einen so hohen, steifen Hemdkragen trug, daß er einherging, als ob er die Nackenstarre hätte, und an dem mir auch noch besonders gefiel, daß er, auf der Eisenbahn, in der einen Hand einen eleganten Spazierstock, in der anderen ein feines Batist-Taschentuch hielt, war wohl ein Wiener. — Der Engländer schien einige Quarantaine-Erfahrungen zu besitzen und schlug vor, die Reise in Belgrad zu unterbrechen, sich dort zu verproviantiren und die Fahrt in vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden fortzusetzen. Der Wiener, dem alles auf dieser Welt gleichgiltig zu sein schien, erhob keinen Widerspruch, und die beiden einigten sich darüber, daß sie vorläufig in Belgrad bleiben wollten. Ich konnte, ohne indiskret zu lauschen, so ziemlich verstehen, was sie sagten, denn wir saßen in einem kleinen Raum dicht neben einander, und die Frage wurde von den beiden daran Beteiligten nicht wie ein Geheimnis behandelt. Der Engländer sah Vertrauen erweckend aus: ich dachte einen Augenblick daran, den erfahrenen jungen Mann um Rat zu fragen; aber nach einiger Überlegung verzichtete ich darauf. Ich wollte, da ich einmal unterwegs war, so schnell wie möglich ans Ziel meiner Reise gelangen.

Belgrad! Acht Uhr morgens, wenn ich mich nicht irre. Sämtliche Reisenden stiegen aus, und dienstbereite

Kofferträger beeilten sich, die in den Wagen zurückgebliebenen Gepäckstücke auf den Bahnsteig zu stellen. Den jungen Engländer, der seine kurze Pfeife krampfhaft im Munde festhielt, und seinen Begleiter mit Nackenstarre, Batisttuch und Spazierstock sah ich, nach kurzer Unterhaltung der beiden mit dem Bahnhofs-Vorstand, das Eisenbahn-Gebäude verlassen. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen, aber ich stelle dem Meerschaumpfeifenraucher das Zeugnis aus, seinem Gefährten einen guten Rat gegeben zu haben, als er ihm Verproviantierung für die Quarantaine empfahl, — und dem Steifnackigen, daß er weise gehandelt hat, diesem Rate zu folgen.

Der serbische Bahnhofs-Vorstand war einer jener Glücklichen, die keine Nerven haben und die Geduld nicht verlieren. Von allen Seiten mit Fragen bestürmt, gab er jedermann ruhigen Bescheid, wobei er freundlich lächelte, obgleich er nichts Erfreuliches zu sagen hatte. Dazwischen überwachte er aufmerksam die Überladung des Gepäckes und des Eilguts aus dem Orient-Expreßzug auf den serbischen und gab in serbischer Sprache kurze, energische Befehle an die ihm unterstellten Beamten. Er sprach deutsch wie ein geborener Deutscher und vollständig geläufig französisch. Ich weiß nicht, was für ein Landsmann er war; aber er war ein tüchtiger Mann, einer, der den Kopf nicht verliert.

Um neun Uhr morgens, nach einem Aufenthalt in Belgrad von einer kleinen Stunde, konnten wir die Reise fortsetzen. Wir befanden uns nun in serbischen Wagen. Ich weiß nicht, ob sie im allgemeinen gut sind; sollte dies

der Fall sein, so war zu meinen Ungunsten eine Ausnahme gemacht. Ich saß in einem alten, häßlichen Wagen, in dem ich neun Stunden lang unbarmherzig gerüttelt, geschüttelt und gestoßen wurde, so daß mir bald alle Knochen weh thaten. Ich bemühte mich vergeblich, eine bequeme Stellung oder Lage zu finden. Endlich erhob ich mich entmutigt und stellte mich breitbeinig, wie auf einem schwankenden Schiff, an das offene Fenster, in der Hoffnung, dem landschaftlichen Bilde vor meinen Augen Reiz abgewinnen zu können. Aber auch das wollte mir nicht gelingen. Vor mir breitete sich ein weites, hügeliges, mäßig bebautes Land aus. In unübersehbar großen Kürbisfeldern, auf denen die Fruchtpflanze an vielen Stellen mehr als mannshoch stand, weideten schmutzig-weiße Rinder mit weit auseinanderstehenden, dünnen Hörnern, auf dem Ackerlande schritten hoch aufgeschossene schlanke Männer hinter kleinen Pflügen. Vor einem jeden Pflug waren zwei Ochsen nachlässig, lang gespannt. Die wollenen Kleider der Leute, die sie führten, waren schmutzig-weiß, gelblich-grau wie die Farbe der Felle ihrer Tiere. — Hie und da fuhren wir an kleinen Dörfern, vereinzelten Gehöften und Hütten vorüber. — Ich habe keinen Grund, den Serben Übles nachzusagen. Ich hoffe, es giebt in dem großen Lande, von dem ich nur einen schmalen Strich gesehen habe, viele glückliche, ordentliche und auch reinliche Menschen. Was ich aber sah, war elend und schmutzig. Ich war verdrießlich und müde und mag infolge dessen das Land wie durch eine entstellende Brille gesehen haben; mir erschien es trostlos häßlich. — Die jungen Mädchen, die in den Feldern arbeiteten, die alten Weiber, die in

abscheulichen Lumpen vor den Thüren elender, zerfallender Hütten hockten, die kleinen, braunen, halbnackten Kinder, die in den Höfen spielten, die häßlichen, schmutzigen Hunde, die mageren, schmutzigen Pferde, die trägen, schmutzigen Ochsen und Büffel — alles starrte in Vernachlässigung und Schmutz. — Ich sehe, daß ich das Wort „Schmutz" in wenigen Zeilen fünfmal gebraucht habe. Aber Schmutz beherrschte eben alles, breitete sich über das Ganze undurchdringlich, unabweisbar aus. Ich verschloß jedoch meine Augen nicht für gewisse große Schönheiten, die sich mir zeigten: für die blitzende Sonne am stahlgrauen Himmel, für die sanften, runden Hügellinien am wolkenlosen Horizont und für das häufig wiederkehrende Bild wahrhaft schöner Menschen: hochgewachsener, sehniger Männer mit edelgeschnittenen schmalen Gesichtern, aus denen scharfe Augen kühn und träge zugleich hervorleuchteten, — schlanker Mädchen wunderbarer Gesichtsfarbe, sehnsüchtiger, trauriger, großer, dunkler Augen. — Solche Mädchen sind in hohem Grade malerisch, man findet sie auf vielen Bildern, und sie erscheinen dort sehr verführerisch, Glück begehrend und verheißend. In der Wirklichkeit dürfte die Verquickung von Schönheit und Schmutz auf Deutsche und Engländer doch recht ernüchternd wirken. Ich bezweifle gar nicht, daß auch der serbische Bauer frische Leibwäsche noch anders als vom Hörensagen kennt — aber mir ist es nicht vergönnt gewesen, auf dem Wege von Belgrad bis Zaribrod ein reines Hemd zu sehen, wohl aber habe ich mich verschiedenemale, trotz meiner guten Augen, vergeblich bemüht zu erkennen, wo bei den hübschen Mädchen, an denen ich

vorüberfuhr, der goldige Hals aufhörte und das gelbliche, eng anschließende Hemd anfing.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Ich hatte seit sechs Uhr morgens, seit dem Thee, nichts genossen und fing an, hungrig zu werden. Es verbesserte meine Laune nicht gerade. Mit dem Schaffner, der nur serbisch sprach, konnte ich mich nicht verständigen. Ein Mitreisender, der in dem Coupé neben dem von mir eingenommenen saß und meine vergeblichen Versuche, dem Serben begreiflich zu machen, was ich wünschte, wohlwollend lächelnd beobachtete, erbarmte sich meiner endlich und sagte mir unaufgefordert, ich sollte mich noch etwa eine halbe Stunde gedulden, dann würden wir in Nisch ankommen, und dort könnte ich etwas zu essen finden.

Der artige Mann trug einen Fez und hatte einen langen Schnurrbart. Er sah wie ein türkischer Soldat aus. Er sprach französisch — aber man hörte ihm den Nicht-Franzosen nach den ersten zehn Worten an. Seine Aussprache heimelte mich an. So, wie er sprach, hatte ich schon oftmals Deutsche französisch sprechen hören. Ich wagte, ihn auf deutsch zu fragen, ob er ein Deutscher sei.

„Eigentlich — ja!“ antwortete er bedächtig.

Dies „eigentlich“ intriguirte mich etwas, aber ich verlangte keine Aufklärung. Nach einiger Zeit, während der er sich von mir übelwollend beobachtet wähnen mochte, sagte er wie um sich zu entschuldigen:

„Ich bewohne nämlich Bulgarien schon seit vielen Jahren. Ich könnte beinahe sagen, ich wäre dort geboren.“

Dies „beinahe“ war mir auch nicht ganz klar.

„Dann sind Sie wohl Bulgare?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete er. „Ich habe vorgezogen, mich nicht naturalisiren zu lassen.“

Ich verlor den Herrn, der eigentlich ein Deutscher und beinahe in Bulgarien geboren war, und der mir im Laufe des Tags noch einen großen Dienst erwies, in Philippopel aus den Augen und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Ich möchte wetten, er stammte aus meiner Heimat: aus Salzwedel, Stendal, Gardelegen vielleicht. Er hatte ein gutes, treuherziges Gesicht, ein richtig deutsches, wie ich nun deutlich erkannte, nachdem ich einmal seine Nationalität festgestellt hatte. Aber es gefiel ihm, „incognito“ als Türke zu reisen und sich für einen Bulgaren auszugeben. „Si cela peut faire son bonheur — qu'il le soit!“ Ich habe Grund, ihm dankbar zu sein, und wünsche ihm alles Gute, auch daß man ihn für einen richtigen Türken halten möge.

In Nisch gab es etwas zu essen und zu trinken — aber wir hatten keine große Auswahl. Die hübsche, junge, blonde Wirtin, die wohl eine Deutsche war — wenigstens sprach sie deutsch, als ob sie es wäre — empfing den Ansturm der hungrigen Reisenden mit freundlichstem Lächeln.

„Ach, hätte ich nur früher gewußt, daß ich ‚Zuspruch‘ bekommen würde, ich hätte Ihnen ja gern ein schönes Essen gemacht — nun habe ich nichts!“

„Nichts? Gar nichts?“ fragte ich ängstlich.

„Nichts Warmes; ein bißchen Kaltes.“

„Was haben Sie überhaupt?“

„Wurst . . . und Käse . . . und Weintrauben — und zu trinken, so viel Sie wollen.“

„Geben Sie her, gute Frau,“ sagte ich beruhigter. Und sie brachte mir, was sie versprochen hatte: ein Stück Wurst, eine Scheibe Schweizerkäse, ein großes Stück Graubrot, eine frische Weintraube, eine Flasche Wein und eine Flasche Sodawasser.

„Was schulde ich Ihnen?“

„Ich muß die anderen Herrschaften bedienen. Steigen Sie nur ein. Mein Mann wird sich das Geld schon holen.“

Ich trug meine Schätze in den Wagen, um mich während der Fahrt in aller Gemütsruhe daran zu laben, und vor Abgang des Zuges erschien der Wirt und regelte seine Rechnung mit mir. Für den Preis, den ich zu zahlen hatte, hätte ich bei Sacher oder Dressel oder im Café Anglais eine vorzügliche Mahlzeit einnehmen können. Ich murrte nicht; aber der Mann soll, trotz seiner hübschen Frau, meine Kundschaft nie wieder bekommen, wenn ich die Wahl zwischen ihm und einem anderen Speisewirte habe.

Bei Zubereitung der teuren Wurst hatte Knoblauch sicherlich eine größere Rolle gespielt als Schweinefleisch. Ich war doch noch nicht hungrig genug, um sie essen zu können, aber ich wickelte sie sorgfältig wieder ein und legte sie beiseite. Möglicherweise gab es in Zaribrod noch weniger zu essen als in Nisch. Das lange Fasten hatte mich vorsichtig gemacht.

Ich verzehrte nicht ohne Genuß, meine bescheidene

Mahlzeit, aus Käse, Brot und Weintrauben bestehend nahm zum Schlusse ein Glas guten Cognac, den ich mit mir führte, und steckte mir, versöhnlicher gestimmt, eine Pfeife an.

Die Sonne stand nun schon tief am Himmel: sie vergoldete Hügel, Felder, Hütten, Mensch und Tier. Alles um mich her verschönerte sich im Abendsonnenscheine; selbst der schlechte Wagen stieß und schüttelte nicht mehr so sehr. Ich streckte mich aus, fand plötzlich die behagliche Stellung, die ich während des ganzen Tages vergeblich gesucht hatte, und schlief ein.

Langes, schrilles Pfeifen der Lokomotive weckte mich. Der Zug machte mit unsanftem Rucke Halt, fuhr dann wieder einige Schritte vorwärts, eine kleine Strecke rückwärts und hielt endlich still. Es war noch hell. Ich hatte wohl nur eine halbe Stunde geschlafen, aber ich fühlte mich erquickt, viel mehr neugierig als beunruhigt, was mir die nächste Stunde bringen würde.

Ich trat ans Fenster. Zur linken Seite des Weges standen einige zwanzig oder dreißig Zelte. In einigen derselben standen Betten, in anderen lagen Matratzen auf dem nackten Boden. Zwischen den Zelten bewegten sich einige Leute, verschiedenen Ständen und Nationalitäten angehörig, Männer und Frauen, alt und jung.

„Was ist das?“ fragte ich meinen incognito reisenden Landsmann, der aus seinem Coupé getreten war und sich am Fenster vor meiner Thür aufgepflanzt hatte.

„Die Baracken!“ antwortete er.

„Die Baracken? — Das sind ja Zelte!“

„Nun ja — die Baracken für die Quarantaine.“

Der Mann, der mich bereits durch sein „eigentlich“ und „beinahe“ überrascht hatte, besaß, wie ich zu erkennen glaubte, nicht die Gabe, sich deutlich auszudrücken.

„Erlauben Sie,“ sagte ich, französisch sprechend, denn ich wollte ihm schmeicheln, „in diesen halb offenen Zelten, auf der bloßen Erde, wo man fast wie unter freiem Himmel liegt, da kann doch kein Mensch schlafen. Das ist ja lebensgefährlich. — Die Nächte sind schon kalt.“

„Oh, da kann man sehr gut schlafen. Wie glücklich wären die Soldaten, wenn sie immer solche Zelte zum Ruhen haben könnten!“

„Ja, ich bin aber kein Soldat; ich bin überhaupt kein Jüngling mehr. Ich bin daran gewöhnt, unter Dach und Fach zu schlafen.“

„Ich ebenfalls, mein Herr,“ sagte er etwas gereizt.

Der Gedanke, ihn beleidigen zu wollen, lag mir fern. Ich wollte mir vielmehr einen Freund aus ihm machen. Der Mann, der beinahe in Bulgarien geboren war, konnte mir vielleicht nützlich sein.

„Das sieht man Ihnen wohl an,“ sagte ich einschmeichelnd. „Sie sind wahrscheinlich verwöhnter als ich; aber ich bin erheblich älter als Sie ... etwas kränklich. Was fangen wir an, wenn es regnet?“

„Ja, das wäre schlimm — sehr unangenehm. Wir wollen hoffen, daß es nicht regnen wird.“

„Aber wenn es regnen sollte? ... Wissen Sie keinen Rat? Sie müssen doch die hiesigen Verhältnisse genau kennen.“ Ich wurde zutraulich, stellte mich ihm vor, zeigte ihm meinen Paß. Sein treuherziges Gesicht wurde wieder freundlicher.

„Ich will sehen, was sich machen läßt," sagte er beschwichtigend.

Wir mußten nun aussteigen. Unser Gepäck wurde neben uns auf den Weg gelegt. Etwa einen halben Kilometer vor uns erblickte ich den Bahnhof von Zaribrod, und zwischen dem Bahnhofe und der Stelle, an der wir Halt gemacht hatten, stand auf dem anderen Geleise ein langer Zug, von dem aus wir von zahlreichen Reisenden beobachtet wurden. Mein Landsmann näherte sich einem bulgarischen Offizier in blendend weißer Uniform, der einer Anzahl von Soldaten und Bahnbeamten, die zwischen den beiden Geleisen aufgestellt waren, mit herrischer Stimme Befehle erteilte, die ich nicht verstand. Es entspann sich eine längere Unterhaltung zwischen meinem neuen Beschützer und dem Offizier. Als sie beendet war, traten die beiden auf mich zu, und der Offizier, nachdem er mich höflich begrüßt hatte, bat mich, ihm meinen Paß zu zeigen. Er sprach deutsch; nicht geläufig, aber genügend gut, um eine Verständigung zwischen ihm und mir möglich zu machen. Nachdem er meinen Paß aufmerksam durchgelesen hatte, fragte er:

„Sie sind krank?"

Ich war mir bewußt, nachdem ich vier Wochen in Helgoland verweilt hatte, recht gesund auszusehen; aber ich bemühte mich, meinem Gesichte einen leidenden Ausdruck zu geben, und antwortete leise:

„Ich befinde mich nicht ganz wohl. Ich bin sehr abgespannt."

Der Offizier wandte sich um und rief einen Herrn herbei, der in unserer Nähe stand. Nachdem er diesem

einige Worte gesagt hatte, wurde ich mit ihm bekannt gemacht. Er war Doktor oder Apotheker; genau konnte ich nicht verstehen, was mir gesagt wurde. Er hielt eine große Flasche in der Hand, an der ein Gummischlauch befestigt war, und ich hatte bereits beobachtet, daß er seine Umgebung mit der in der Flasche enthaltenen Flüssigkeit reichlich bespritzte. Er war der mit der Desinfektion der Reisenden betraute bulgarische Beamte.

„Was fehlt Ihnen?" fragte er mich mißtrauisch, wobei er mich und sich selbst fleißig desinfizirte.

Mich überkam die Besorgnis, für cholerakrank gehalten, vielleicht in ein bulgarisches Lazarett gesteckt zu werden. Ich beschrieb meinen leidenden Zustand mit großer Ausführlichkeit. Er wurde dem Doktor dadurch nicht klar — mir auch nicht; aber ich betonte ausdrücklich und wiederholt, daß zur Heilung meiner Leiden viel mehr Hunyady als Opium in Frage kommen würde. Dies beruhigte den Mann wohl etwas, denn er stellte das Desinfektions-Verfahren plötzlich ein, aber er sah mich noch immer argwöhnisch an. Endlich wandte er sich wieder an den Offizier, und die beiden sprachen längere Zeit mit einander. Auch mein Landsmann mit dem Fez mischte sich in die Unterhaltung. Sie nahm einen für mich günstigen Verlauf. Der Offizier trat wieder auf mich zu und sagte mir in seinem gebrochenen Deutsch, in der Nähe des Bahnhofes von Zaribrod befände sich ein kleines Gasthaus, in dem fünf Betten in drei Zimmern für Reisende, die besondere Pflege zu beanspruchen berechtigt wären, zur Verfügung ständen. Eines dieser

Zimmer sei bereits besetzt, ein anderes mit zwei Betten sollte für mich und meinen Diener bereit gehalten werden. — Das war sehr schön; nun fühlte ich mich wieder geborgen. Ich dankte dem Offizier und dem Doktor und wollte mich auch bei dem Pseudo-Türken, meinem Landsmanne, bedanken — aber der war verschwunden. — Der Offizier — der Polizei-Kommissär, wie ich später erfuhr — bedeutete einem seiner Untergebenen, mir den Weg zum „Hôtel" zu zeigen, und der Soldat, in hellbraune, reinliche Uniform gekleidet, nahm mein Handgepäck auf und ging mir mit langsamen, langen Schritten voraus.

Als ich den vor uns angekommenen Zug aus Konstantinopel, der auf dem andern Geleise der Bahn stand, passirte, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen. Ich blickte auf. — Auf dem Hinterperron eines der Salonwagen standen zwei Bekannte von mir: Graf S. und Lieutenant B. A., ein Ungar und ein Deutscher.

„Quarantaine?" fragten beide.

„Leider!"

„Nehmen Sie ein Glas Cognak zur Stärkung," sagte B. A.

Ich nahm es.

„Sind Sie genügend mit Cigarren versehen?" fragte S.

Ich schüttelte traurig den Kopf.

„Warten Sie!" rief der liebenswürdige Mann. Er eilte davon und kam gleich darauf mit einer Kiste Cigarren zurück.

„Das ist ja viel zu viel," sagte ich bescheiden und doch begehrlich. „Sie dürfen sich meinetwegen nicht berauben."

„Ich bin reichlich versehen," antwortete S. „Sie aber haben sechs Tage Quarantaine und einen Tag Reise vor sich. Da raucht man viel. -- Auf Wiedersehen in Konstantinopel oder in Wien."

Ich ging dankbar und gerührt von dannen und empfand, daß ich noch eine Aufgabe im Leben hatte: ich müßte dem barmherzigen Grafen S. meine Erkenntlichkeit für den mir erwiesenen Dienst bezeigen. Einstweilen ist ihm bei mir seine Wohlthat „gutgeschrieben".

Und nun stand ich vor meinem „Hôtel", einem langen, einstöckigen Gebäude inmitten einer kleinen, nassen, mit Unrat aller Art bedeckten Wiese. Einladend, wirtlich sah es nicht aus — aber es war besser als ein offenes Zelt.

Mein Zimmer! Darin standen zwei Betten, ein ganz kleiner, niedriger, mit Wachstuch überzogener Tisch, ein hölzerner Stuhl und ein eiserner, runder Waschstand von etwa anderthalb Fuß Durchmesser, mit einem eisernen Waschbecken von der Größe eines Suppentellers. Das war alles, buchstäblich alles. Kein Schrank, kein Glas, kein Wasserbehälter, kein Handtuch — nichts, nichts! Ich hatte wenigstens auf einige Lithographien, die Siege der Bulgaren darstellend, oder auf ein Bildnis des Landesherrn gerechnet — aber die vor langer Zeit weiß getünchten, seitdem gelblichgrau gewordenen Wände waren nackt und leer.

In dieser Klause verbrachte ich zwei Tage und drei Nächte. Ich werde sie so leicht nicht wieder vergessen — aber angenehm waren sie nicht; doch hatte ich, bald nachdem ich eingezogen war, Ursache, dafür dankbar zu sein,

daß ich wenigstens Unterkommen in einem so ungefähr wasserdichten Hause gefunden hatte. Ein heftiges Gewitter brach nämlich los, und der Regen goß in Strömen. Die Wiese, auf der meine Herberge stand, wurde zum tiefen Sumpf, in meinem Zimmer, dessen Fenster ich hatte schließen müssen, weil der klatschende Regen sonst hineinschlug, war es dumpf, ungemütlich in hohem Grade; aber es war doch trocken. — Wie mochte es meinen armen Reisegefährten in den noch nicht vollendeten Baracken, das heißt auf der nassen Erde unter den offenen Zelten ergehen? Eine kleine Minderheit, die der Reisenden erster und zweiter Klasse, hatte vielleicht Betten, oder in Ermangelung von Bettstellen, Matratzen gefunden — aber die zahlreichen Fahrgäste dritter Klasse waren der Unbill des Wetters beinahe ohne jeden Schutz ausgesetzt. Vor der Cholera waren sie vielleicht geschützt, aber Lungen- und Halsentzündung, Katarrh und Rheumatismus wurden ihnen geradezu aufgedrängt. — Dagegen bekamen sie an jenem Abend — wie ich später erfuhr — nichts zu essen.

Mir wurde im Gegenteile zu essen angeboten. Das „Menu du jour“ ist mir ein Geheimnis geblieben. Es sah sonderbar aus. Ich kann den zwei Schüsseln, die aufgetragen wurden, keine Namen geben, denn sie wurden mir auf bulgarisch genannt; sie sahen aus wie das, was der Franzose „un fricot“ nennt — aber das, was fricottirt war, konnte kein Uneingeweihter erkennen: es mochte von einem Ochsen oder Hammel oder einem Huhn herrühren. Es schwamm in einer grauen Brühe und roch nach Knoblauch. Daß es ungenießbar gewesen sei,

darf ich nicht behaupten, denn einigen handfesten Eingeborenen, denen das Nationalgericht in der Küche neben meinem „Speisezimmer“ vorgesetzt wurde, schien es zu munden und gut zu bekommen. Ich kostete vorsichtig davon. Aber es wollte mir durchaus nicht schmecken. Das hatte ich mir vorher schon so ungefähr gedacht. Ich winkte den Wirt zu mir, der ein oder zwei Dutzend deutscher Worte verstand, und es gelang mir, ihm mittels dieses beschränkten Vokabulariums begreiflich zu machen, daß mir einige harte Eier und ein Stück Brot Freude machen würden. Wennschon er meine Geschmacksverirrung beklagen mochte, brachte er mir doch nach etwa einer halben Stunde das Verlangte und dazu einen Krug säuerlichen, den Durst stillenden Landweines und einige unreife Birnen und süße Weintrauben. — Nachdem ich hinter Nisch Käse, Brot und Weintrauben zu Mittag gegessen hatte, erschien mir dies Abendbrot etwas leicht, und ein voller Magen war es nicht, der mich am Schlafen verhinderte; — das besorgten einige anscheinend sehr hungrige Flöhe und Wanzen, zu denen sich im Laufe der Nacht noch eine Schaar blutgieriger Mosquitos gesellte.

Am nächsten Tage ging es mir besser. Ich beklagte mich bei dem höflichen Polizei-Kommissär, der mich in Gesellschaft des Doktors aufsuchte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und erhielt die Erlaubnis, im Speisezimmer des Eisenbahn-Restaurants essen zu dürfen. Dort sollte mir, um dem Geiste der Quarantaine-Bestimmungen gerecht zu werden, ein besonderer Tisch angewiesen werden, an dem ich und etwaige Reisegefährten „isolirt“ speisen könnten. Die Wirtsleute wären Deutsche

und würden schon für mich sorgen. — Das thaten sie auch und nach besten Kräften, und ich will deshalb nicht streng über sie richten, aber das muß ich sagen, wenn ich mich nicht einer groben Unwahrheit schuldig machen will — gut war die Küche im Bahnhofs-Restaurant von Zaribrod wirklich nicht. Ich glaube wohl, daß die Leute selbst darin mit mir übereinstimmten, denn das junge Mädchen, das mich bei Tisch bediente, äußerte ihr Bedauern, mir nicht bessere Sachen vorsetzen zu können; aber sie hätten am Morgen große Schwierigkeiten gehabt, sich zu verproviantiren. Es würde sehr viel für die unerwarteten Quarantaine-Gäste gebraucht, und Zaribrod wäre doch nur ein kleiner Ort, ohne erhebliche Hilfsquellen. — Das war ganz einleuchtend, und ich erklärte mich mit dem zufrieden, was man mir gab: es war sicherlich das Beste, was zu verschaffen war. — Ich fragte das hübsche Mädchen, was für eine Landsmännin sie sei. Sie antwortete: „Eine Deutsche", und unaufgefordert setzte sie hinzu:

„Ich bin in Rumänien geboren und in Sofia erzogen."

Das war beinahe ebenso rätselhaft wie die Nationalität meines Freundes mit dem Fez, der eigentlich ein Deutscher und beinahe in Bulgarien geboren war. Aber ich erbat mir keine weitere Auskunft von ihr, wie ich überhaupt der jungen Person gegenüber große Zurückhaltung beobachtete, nachdem ich in Erfahrung gebracht, daß sie jedesmal, nachdem sie mich bei Tische bedient hatte, gründlich desinfizirt wurde. Das war eigentlich nicht schmeichelhaft für mich, aber ich durfte mich nicht

darüber beklagen. Sie sprach übrigens außer deutsch auch französisch, italienisch, bulgarisch und rumänisch und war ein ganz eigentümlich still waltendes Wesen, das die derben Schmeicheleien, die in den Sprachen, die ich verstand und vermutlich auch in den anderen, an sie gegerichtet wurden, so ruhig hinnahm wie ein abgetriebener Droschkengaul einen sanften Peitschenschlag.

In der Nachbarschaft dieses sympathischen Wesens verbrachte ich den größten Teil meiner Quarantaine in Zaribrod. Das Mädchen zeigte mir nie, daß sie mich haßte — und hassen mußte sie mich doch eigentlich, da ich die Veranlassung war, daß sie täglich dreimal desinfizirt wurde — sondern näherte sich mir stets mit stiller Artigkeit; und als ich ihr, nachdem ich die letzte Mahlzeit bei ihr eingenommen hatte, Lebewohl sagte und ihr ein nicht zu karges Trinkgeld schenkte, da schien sie noch mehr überrascht als erfreut und dankte mir nur durch eine stumme Gebärde, indem sie die Hand langsam zur Stirn führte. Als ich abfuhr, stand sie in der offenen Thür des Speisezimmers und winkte mit einem Taschentuch, und mir war einen Augenblick zu Mute, als nähme ich Abschied von einem Freunde.

Überhaupt muß ich sagen, daß mir die Leute, die ich in Zaribrod meist nur vom Ansehen kennen lernte, wohl gefielen. Da waren außer der Wirtstochter und dem bereits genannten Polizei-Kommissär: ein zweiter Polizei-Beamter, ebenso reinlich weiß angezogen, wie sein Vorgesetzter, und wie dieser von guten Manieren, höflich und verbindlich, ferner ein untersetzter, lebhafter Bahnhofs-Inspektor, der französisch sprach und der, wie sein Amtsbruder in

Nisch, den Reisenden stets mit jeder Auskunft, die er geben konnte, zur Verfügung stand, ein sehr beschäftigter Telegraphen-Beamter und einige martialisch aussehende junge Offiziere und Soldaten, die alle vortreffliche Haltung beobachteten, und unter denen zwei auffallend schöne, vornehm aussehende Männer waren. Schließlich will ich auch noch des Besitzers meines Hôtels erwähnen. Für dreimaliges Nachtlager für zwei Personen, ein Abendbrot und einen „Café au lait“ nannte er es, ich weiß aber nicht, was es war, berechnete er mir — 8 Franks 50 Centimes. — Das war nicht teuer, auch wenn ich berücksichtige, daß er bereits gebrauchte Bettwäsche und gar keine Handtücher zu meiner Verfügung gestellt hatte. Als ich Zaribrod verließ, fiel mir auch noch ein, daß mich dort niemand angebettelt hatte, niemand ein Trinkgeld von mir erwartet zu haben schien. Doch hatten sich alle, mit denen ich in Berührung gekommen war, freundlich, mit einer gewissen Herzlichkeit sogar von mir verabschiedet.

* * *

Die Fahrt auf der Eisenbahn durch Bulgarien, von Zaribrod bis zur Grenze, dauerte etwas mehr als zwölf Stunden: von elf Uhr vormittags bis gegen Mitternacht. Sie bot mir wenig, was mir bemerkenswert erschien; denn nachdem ich in Zaribrod drei lange Nächte lang keine Ruhe gefunden hatte, konnte ich den guten Polstern des reinlichen und neuen bulgarischen Wagens, in dem ich mich allein befand, nicht erfolgreich widerstehen —

bemühte mich übrigens auch nicht, es zu thun — und verschlief einen guten Teil des Tages. Von Bulgarien sah ich auf diese Weise nur wenig; das wenige aber gefiel mir besser als das, woran ich in Serbien vorbeigezogen war. Der Menschenschlag erschien mir schöner, kräftiger, reinlicher als der serbische, das Land besser kultivirt, die Dörfer und vereinzelten Gehöfte und Hütten weniger verwahrlost, das Zugvieh sorgfältiger gepflegt. Auffallend gut war die Haltung der Offiziere und Soldaten, deren ich an allen Stationen einige oder mehrere sah Ich vermute, sie gehörten einem Elitekorps an, denn sie waren fast alle hochaufgeschossene, starke Männer, und die geschmackvollen Uniformen, in denen sie steckten, saßen gut und waren tadellos gehalten. Diese Soldaten verhielten sich allerorten ganz ruhig und sahen überhaupt wie ernste, stille Menschen aus. Den Befehlen ihrer Offiziere gehorchten sie in militärisch strammer Weise. Ich habe irgendwo gehört oder gelesen, die Bulgaren seien „die Preußen des Orients“. Das Wort scheint mir ganz zutreffend zu sein.

Der Zug hielt an zahlreichen Stationen — manchmal sogar recht lange, in Stambulowno zum Beispiel eine volle Stunde, um den Zug aus Konstantinopel abzuwarten, da die Bahn eingeleisig ist; — aber ich blieb meistens in meinem Wagen, wo ich es mir ganz bequem gemacht hatte. In Sofia wurde ich an der Bahn von einem liebenswürdigen Bekannten empfangen, Herrn v. W., der mir zuredete, einige Tage bei ihm auszuruhen. Er glaubte, die Quarantaine-Verhältnisse in Mustapha würden sich mittlerweile etwas bessern. Aber da er mir nichts Ge-

wisses sagen konnte, drängte ich vorwärts. Ich fand übrigens in Sofia die beste Speisewirthschaft auf der Strecke seit Wien, und auch in Philippopel konnte ich mir bei dem deutschen Wirt, der die Bahnhofs-Restauration gepachtet hatte, etwas zu essen und zu trinken verschaffen, ebenfalls eine Zeitung, „La Bulgarie“. In dieser suchte ich aber vergeblich nach Nachrichten aus dem Westen. Sie enthielt kaum etwas anderes als ausführliche Beschreibungen der Ausstellung. Ich bekenne, daß ich ihnen kein Interesse abzugewinnen vermochte.

Die Dämmerstunde brach ein. Die Sonne ging schön hinter grünen und bewaldeten Hügeln unter, und dann wurde es schnell dunkel. — Ich hatte während des ganzen Tages schon so viel geschlafen, daß ich nicht mehr ordentlich zur Ruhe kommen konnte. Die letzten vier Stunden meiner Reise gingen sehr langsam dahin. Ich verminderte den Vorrat der mir vom Grafen S. geschenkten Cigarren, und ich trat gelegentlich ans Fenster, um mich an dem mit großen, hellen Sternen besäten Nachthimmel zu erfreuen. Ich erfreute mich auch daran; aber die Freude, die ich empfand, war eine ruhige Freude, und die Zeit ging mir dabei nicht schneller hin, als wenn ich mit geschlossenen Augen in der dunklen Ecke meines Wagens saß. — Das berauschende, zeittötende Schwärmen für alltägliche Naturschönheiten verliert sich mit der Geschmeidigkeit der Glieder, mit den Haaren, mit den Zähnen — mit den Jahren. Das Alter hat eine innigere, wohlthuendere Freude an der Natur als die Jugend — aber die Jugend allein kann dabei träumen und schwärmen, so daß die Zeit schnell vergeht.

Nach langer, langer Zeit, während der ich an Gott weiß was alles gedacht hatte, ohne irgend einen Gedanken lange festhalten zu können, näherten wir uns endlich dem Ziele unserer Reise. Die Lokomotive machte die stoßenden Vor- und Rückwärtsbewegungen, an die ich mich nun im Laufe des Tages schon etwas gewöhnt hatte, pfiff, kreischte, stieß mit Gezisch und Geschnaufe und Gepolter Dampf aus — und stand endlich still. Draußen war es dunkel. Nicht weit vom Wege sah ich einige niedrige, lange Häuser, deren Fenster spärlich erleuchtet waren, Laternen wurden neben dem Zuge in schnellem Schritte auf und ab getragen, und dann öffnete jemand die Thür meines Wagens, und ein Offizier, von einem Soldaten gefolgt, trat herein. Er verlangte höflich nach meinem Paß, behielt ihn in der Hand, nachdem ich ihm das Dokument gegeben hatte, und verschwand damit.

Wieder hatte ich wohl eine halbe Stunde zu warten; dann wurde mir mein Paß, mit einem bulgarischen Stempel versehen, zurückgegeben, und bald darauf setzte sich der Zug von neuem auf kurze Zeit in Bewegung und führte uns auf türkisches Gebiet, nach Mustapha-Pascha.

Es war zwölf Uhr nachts; aber reges Leben herrschte um mich her. Es war phantastisch genug. — Zunächst bemerkte ich einen langen, durchbrochenen, doppelten Bretterzaun, der durch zahlreiche Handlaternen gewöhnlicher Art gut erhellt war. Vor diesem Zaune ging ein Dutzend oder mehr türkischer Beamter geschäftig auf und nieder. Sie waren von dem Zuge, in dem wir uns befanden, durch einen etwa vier Fuß breiten und zwei Fuß tiefen Graben getrennt, auf dessen Boden eine dichte Kalkschichte

lag. Das war, wie ich später erfuhr, die erste „sanitäre Linie“, die uns arme „Verseuchte“ oder des Verseuchtseins Verdächtige von den „Reinen“ trennte. Es wurde uns wiederholt und dringend anempfohlen, diese Linie nicht zu überschreiten, und da mehrere, durchaus nicht gemütlich aussehende türkische Soldaten mit aufgestecktem Bajonnett an der anderen Seite des Grabens standen, so wäre der Versuch, die Quarantaine an diesem Punkte zu durchbrechen, möglicherweise ein recht gefährlicher gewesen. Aber ich dachte gar nicht daran, einen solchen Versuch zu machen, und meine Leidensgenossen waren sicherlich ebenso friedfertig gesinnt wie ich. Gleich einer geduldigen Schafherde im Regen standen wir, aneinander gedrängt, ohne zu klagen da, und ließen alle Unbill über uns ergehen.

Ein gut angezogener, französisch sprechender Herr suchte zunächst die Reisenden erster Klasse auf. Wir waren nur zwei. Er stand auf der entgegengesetzten Seite des mit Kalk ausgelegten Desinfektions-Grabens und fragte nach unseren Namen, die er niederschrieb, und sodann nach unseren Pässen. Als ich ihm den meinen über den kleinen Graben hinweg zureichen wollte und zu dem Zwecke auf die Kalkschichte trat, wich er erschrocken einen Schritt zurück und sagte:

„Es ist mir nicht gestattet, mit den ankommenden Herren Reisenden in irgend welche Berührung zu treten. Belieben Sie, Ihren Paß in diese Büchse zu werfen“ — dabei hielt er mir mit weit von sich gestrecktem Arme eine flache, große blecherne Büchse entgegen, in die ich meinen Paß gleiten ließ.

„Haben Sie noch anderes Gepäck als Ihr Handgepäck?"

Ich bejahte.

„Dann möchte ich Sie ergebenst bitten, auch Ihren Gepäckschein in die Büchse zu werfen!"

Bei der unübertrefflichen Höflichkeit des Herrn befleißigte ich mich eines ebenso artigen Benehmens wie das seine. — „Darf ich mir die Anfrage gestatten," sagte ich, „weshalb ich meine Papiere in jene Büchse zu werfen habe?"

„Sie müssen desinfizirt werden, bevor wir sie prüfen können."

Ich war so gründlich wie ein Aussätziger von der Außenwelt abgeschnitten.

Der Herr zeigte sich nun sehr geneigt, den beiden Reisenden erster Klasse jede mögliche Vergünstigung zu teil werden zu lassen.

„Sie werden sich hoffentlich wohl bei uns befinden," sagte er. „Wenn Ihnen irgend etwas fehlt, so sagen Sie es nur dem Wächter, den Sie vor Ihrem Zelte finden werden. Alles, was Sie wünschen mögen, soll Ihnen verschafft werden."

Das war ermutigend; aber das Wort „Zelt" hatte mich etwas beunruhigt.

„Wäre es nicht möglich, mich in einem Zimmer unterzubringen?" fragte ich bescheiden.

„Das geht heute leider noch nicht; die Baracken werden erst in einigen Tagen fertig sein. Aber, wie gesagt, es wird Ihnen auch im Zelte gefallen, und was dort etwa noch fehlen sollte, brauchen Sie nur zu ver-

langen. Ich muß mich Ihnen nun bis morgen früh empfehlen, um die anderen Reisenden abzufertigen. Diese Leute," er zeigte auf zwei Kofferträger in armenischer Tracht, „werden Ihnen Ihre Wohnung zeigen und Ihr Gepäck dorthin schaffen."

Ich wurde nun durch den Graben an eine geöffnete Stelle des doppelten Bretterzauns geführt und gelangte durch diese Öffnung auf ein Feld, auf dem Zelte standen, vor denen an einzelnen Stellen Lichter brannten. Vor einem dieser Zelte machten die beiden Leute Halt und gaben mir durch Zeichen zu erkennen, daß ich mich dort wohnlich einrichten möchte. Ehe ich jedoch dazu kam, wurde ich abberufen. Der Doktor wünschte mich zu sehen. Das war der höfliche Herr von vorhin. Er war jetzt durch eine Leine von mir getrennt, die um das ganze Lazarett gezogen war.

„Kann ich Ihnen mit irgend etwas nützlich sein?" fragte er. „Wollen Sie noch einige Decken haben? Die Nacht wird vielleicht kühl werden. Sagen Sie mir bitte, was Sie wünschen."

Ich hatte mich in meinem Zelt noch gar nicht umgesehen, und nur um die höflichen Anerbieten des artigen Mannes nicht zurückzuweisen, sagte ich: „Es ist in der That recht kühl geworden. Eine Tasse Thee würde mich erfreuen."

„Thee!" wiederholte der Mann verwundert, als hätte ich etwas Unglaubliches, etwa die Kronjuwelen des Sultans, von ihm verlangt. „Thee? — Nein, den finden Sie hier nicht. Wohl aber Kaffee. Nur ist das Buffet bereits geschlossen; aber morgen früh steht Ihnen alles,

was Sie nur verlangen können, zur Verfügung. Ich wünsche Ihnen angenehme Nachtruhe."

Das war leicht gesagt. In meinem halb offenen Zelte sah es nämlich vollkommen einfach aus. Es enthielt zwei Betten, die durch einen Gang von etwa zwei Fuß Breite von einander getrennt waren und den größten Teil des Zeltes einnahmen, und einen irdenen Wasserkrug. — Sonst nichts! Im Vergleiche dazu hätte meine Stube in Zaribrod mit Tisch, Stuhl und Waschbecken noch eine bequem möblirte Wohnung genannt werden können. — Ich konnte nur in der Mitte des Zeltes aufrecht stehen, und um mich aus- und anzuziehen, hatte ich akrobatische Kunststücke zu machen, die ich mir gar nicht mehr zugetraut hätte. Übrigens waren diese Handlungen einfacher Natur, denn ich behielt so viel wie möglich von meinen Kleidern an, da mein Bett augenscheinlich schon von einem andern benutzt worden und ich zu vermeiden bemüht war, mit der Bettwäsche in Berührung zu kommen. Waschen mußte ich mich vor dem Zelte. Es war unmöglich, dies in dem engen Gange zwischen den beiden Betten zu thun, von denen das eine von mir, das andere von meinem Diener eingenommen wurde. Seine Gesellschaft in dem engen Raume war mir schon deshalb lieb, weil sie mich vor der eines Fremden schützte. — Daß man sich mit Hilfe eines kleinen Bechers, wenn man Seife, Schwämme und Bürsten zu seiner Verfügung hat, gründlich waschen kann, hatte ich bis dahin nicht gewußt. Aber man kann es. Wenn man nur Zeit und Wasser genug hat. — Daran fehlte es glücklicherweise nicht.

Am nächsten Morgen verschaffte ich mir durch Geld und gute Worte einen kleinen Tisch, zwei Stühle und ein Waschbecken. Damit mußte ich mich als mit allem möglichen Luxus ausgestattet betrachten. Ich aß vor dem Zelte, und dort wusch mich auch, wie bereits gesagt. Dabei war ich stets von einer Corona ernster, stiller Türken und neugieriger Armenier und Griechen umringt. Was sie fesselte, konnte ich nicht herausfinden, aber sie wichen nicht vom Platze, bis ich meine Toilette vollendet und meine Seife und meine Bürsten wieder eingepackt hatte. Dann gingen sie still von dannen und ließen sich vor einem kleinen Schuppen nieder, der durch einen Mattenvorhang einigermaßen gegen die stechende Sonne geschützt war. Mit dem Schatten, den diese nur auf einer Seite des offenen Schuppens angebrachte Matte warf, rückte die ganze, etwa aus zwanzig Personen bestehende Gesellschaft, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang um das Gerüst herum, etwa wie der lebendige Zeiger einer ungeheuren Sonnenuhr.

* * *

Ich kann nun die drei Tage, die ich in Mustapha verbrachte, in einen zusammenfassen, denn ein jeder Tag glich genau seinem Vorgänger.

Mustapha-Pascha — ich spreche nur von dem Lager, denn das Dorf jenes Namens blieb mir unsichtbar — liegt in einer mit tiefen, regelmäßigen Pflugfurchen durchzogenen, baumlosen, mit handhohem grauem Staub wie

mit feinem Sand bedeckten großen Ebene, in der während der Regenzeit bösartige Fieber herrschen sollen. Augenblicklich, sagte mir jemand, der die Verhältnisse zu kennen schien, sei es noch nicht sehr gefährlich. Ich versuchte, mich damit zu beruhigen, denn Beunruhigung wäre vollständig zwecklos gewesen. Die Wahl des Ortes war nun einmal getroffen, und ich hätte daran nichts ändern können. Ich fragte, weshalb man die für ein Lazarett eigentümliche Wahl wohl getroffen hätte. Darauf antwortete mein Informant mir, indem er die spitzen Achseln in die Höhe zog, wobei er mit der linken, weit ausgespreizten Hand eine charakteristisch orientalische Bewegung machte, die ich mir übersetzte: „darüber steht einem jeden frei, zu denken, was er will". — Nun, ich dachte mir meinen Teil. — Vor dem Lager zog sich eine staubige breite Landstraße dahin, hinter dieser die Eisenbahnlinie „Konstantinopel-Bulgarien". Dann kam wieder eine weite öde Ebene. Der Horizont war durch eine niedrige Hügelreihe geschlossen. Auf den drei anderen Seiten des Lagers sah es ungefähr ebenso aus. — Rund um das Lager standen türkische Soldaten. Die aufgepflanzten Bajonnette blitzten freundlich, aber nicht einladend in der hellen Sonne. Die Schildwachen wurden alle Stunden abgelöst. Sie standen, jeder Mann, neben einer Art gerader, großer Staffelei. Der obere Teil dieses leichten Gerüstes konnte gedreht werden und gewährte genügenden Schatten für einen Mann.

Das Lager war in vier, ziemlich gleich große Abteilungen geteilt. Sämtliche Ankömmlinge desselben Tages wurden in dieselbe Abteilung verwiesen, die sie

während der dreitägigen Quarantaine nicht verlassen durften. Wir konnten weder mit den Reisenden des vorhergehenden noch des folgenden Tages in Verbindung treten. Wir blieben hübsch „entre nous“. Als uns am Abend des vierten Tages eröffnet wurde, wir seien „frei“, wurden wir, ohne jemand zurückzulassen, zur Bahn geführt, wo wir kein neues Gesicht erblickten, und der Platz, den wir geräumt hatten, wurde darauf vierundzwanzig Stunden später von den Neu-Ankommenden des entsprechenden Tages eingenommen. Meine Umgebung bestand beinahe ausschließlich aus Orientalen, namentlich aus Bulgaren und Armeniern, und zählte etwa hundert Köpfe, darunter ungefähr zwanzig Frauen und Kinder. Die Türken waren in der Minderheit: ich zählte etwa 40 Bulgaren — darunter 20 Juden —, 20 Armenier, 15 Griechen, 10 Türken, 10 Deutsche (hauptsächlich Zimmerleute, die in Philippopel an der Ausstellung beschäftigt gewesen waren) und 5 Italiener.

Die anderen Abteilungen erschienen mir ungefähr ebenso besetzt, wie die, in der ich mich befand. Danach wären also zur Zeit etwa 300 Personen in Quarantaine gewesen.

Den Fahrgästen erster Klasse waren Bettstellen angewiesen worden, in den Zelten der Reisenden zweiter Klasse lagen Matratzen auf dem Boden, die Reisenden dritter Klasse aber schienen nur auf ihren eigenen ärmlichen Habseligkeiten zu ruhen, die sie auf den groben Matten, die den Fußboden bedeckten, ausgebreitet hatten.

Bald nach Sonnenaufgang meldete mir der Zeltwächter, ich könnte nun Kaffee bekommen. Ich trat an

die Leine, hinter der ein Kaffeeverkäufer sein Getränk bereitete, um mir Rechenschaft abzulegen, wie das Geschäft in Mustapha-Pascha betrieben würde. Es war nicht ganz einfach. Nachdem ich durch Aufheben von zwei Fingern zu erkennen gegeben hatte, daß ich zwei Tassen Kaffee zu haben wünschte, sagte der „Kafedschi": „deux piastres". Gleichzeitig schob er auf einem langen, hölzernen Brett zwei Tassen Kaffee unter die Leine, wo ich sie vom Fußboden aufzunehmen hatte. Dann wies er auf eine kleine mit einer desinficirenden Flüssigkeit halb gefüllte Schale, die neben ihm stand, und in diese warf ich, wobei ich ihm immer drei Schritt vom Leibe blieb, zwei Piaster (40 Pfennig etwa), die er herausnahm, an seinem schmutzigen Gewande abwischte und darauf in die Tasche steckte.

In ähnlicher Weise vollzogen sich sämtliche Einkäufe, die ich in Mustapha-Pascha überhaupt noch machte. Von solchen Vorsichtsmaßregeln hatte ich keine Ahnung gehabt. — Meine eingehenden und abgehenden Briefe wurden in derselben Weise behandelt. Der deutsche Postbeamte in Mustapha-Pascha, dessen stete Dienstbereitwilligkeit ich nicht genug rühmen kann, trat mit den Briefen an die Leine, legte die Briefe auf den Boden, von wo ich sie aufnahm, und hielt mir dann mit ausgestrecktem Arm eine flache Blechbüchse hin, in die ich meine Telegramme und Briefe zur Desinfection vor ihrer Beförderung gleiten ließ. Alles dies war etwas beschwerlich für die Personen in Quarantaine, aber wenn die Türkei, die von allen Seiten von der Cholera bedroht wird, durch die rücksichtslose Energie, mit der sie sich gegen die Seuche

verteidigt, davor bewahrt bleiben sollte, so werden die Türken ihre Regierung segnen, und die Ausländer haben eigentlich keinen triftigen Grund sie zu tadeln. Die Türken, der Sultan an der Spitze wollen keine Cholera haben. Sie verteidigen sich dagegen, so gut sie können. Das ist ihr unbestreitbares Recht.

Gegen zehn Uhr morgens wurde „das Buffet“ gemeldet. — Diesmal besorgte mein Diener die Einkäufe. Bald brachte er sie nach dem Zelt: zwei kleine Blechbüchsen mit Sardinen, eine Blechbüchse mit „Thon mariné“, einen großen Teller voll schöner, frischer Weintrauben, ein Stück Graubrot und eine Flasche ganz trinkbaren, säuerlichen, heurigen Landweines.

„Giebt es nichts Warmes?“ fragte ich.

„Nein. Es giebt nur noch eingemachte amerikanische Ochsenzunge, Schweizerkäse und harte Eier. Die Eier sahen nicht frisch aus.“

Drei Tage lang lebte ich denn auch ausschließlich von Sardinen, „Thon mariné“, Weintrauben und Landbrot. Das Brot war nicht schlecht, und die Weintrauben waren ausgezeichnet. Ich glaube, ich hätte es mit der Beköstigung ganz gut noch mehrere Tage lang aushalten können, wenn die anderen Lebensbedingungen nicht so unangenehm gewesen wären.

Der Staub, der alles mit einer dicken Kruste überzog, war, für mich wenigstens, die störendste Unannehmlichkeit; der großen allgemeinen Unreinlichkeit wußte ich so ziemlich entgegenzutreten. Ich zog um mein Zelt einen Bogen, den ich durch die Wächter mit Matten belegen ließ, und auf dem täglich etwa ein halbes dutzendmal gefegt und

gesprengt wurde; Sandflöhe, Wanzen und Mosquitos ließen sich aber dadurch nicht verscheuchen, und meine Hände und Füße, Arme und Beine waren bald mit unzähligen Stichen bedeckt. Glücklicherweise erinnerte ich mich aus alten Tagen, als ich in Cochinchina, dem schlimmsten Mosquitoland, das ich kennen gelernt habe, wochenlang campirt hatte, einiger einfacher sehr wirksamer Mittel gegen das Gift derartigen Ungeziefers, und es quälte mich nicht über Gebühr; aber die Mittagsstunden von elf bis drei waren schlimme Stunden. Dann wurde die Hitze sehr drückend. Wie ein schwerer, heißer Mantel lag sie über der öden, stillen Landschaft, und manchmal war mir zu Mute, als müßte ich ersticken.

Ich ging während des ganzen Tages im sogenannten „Cow-boy"-Anzuge einher: leichtes Schuhzeug, eine Flanellhose, ein Flanellhemd — keine Cravatte, keine Weste, keinen Rock, keinen Hut. Während der Mittagsstunden wurde mir dieses leichte Kostüm aber noch immer zu schwer; dann zog ich auch die Schuhe aus, und mit offenem Hemd, die Ärmel bis über die Ellenbogen zurückgeschlagen, lag ich auf meinem Bett und versuchte zu schlafen. Im Schatten würde die Temperatur gar nicht weiter beschwerlich gewesen sein, aber wir lagen in der Prellsonne, und nirgends regte sich ein Lüftchen. — Nach drei Uhr erhob sich ein sanfter, erfrischender Wind. Dann konnte man schon wieder aufatmen. Nun wurde es auch im Lager, in dem drei Stunden lang Totenstille geherrscht hatte, wieder lebendig: an vielen Stellen vor den Zelten bildeten sich kleine Gruppen, in denen erzählt, geraucht und — Wasser getrunken wurde. Nur bei den Deutschen

sah ich auch Bier und Landwein. Die überaus mäßige Lebensweise der Orientalen wurde mir hier recht deutlich vorgeführt. Ich sah sie nichts anderes genießen als Weintrauben und Brot, und auch davon nur verhältnismäßig wenig.

Bald nach fünf Uhr näherte sich die Sonne der Hügelreihe im Westen. Der Sonnenuntergang war jeden Abend von großartiger Schönheit, der Himmel dann mit schwefelgelben, orange- und violettfarbenen, purpurroten, hellgrünen Streifen von Gewölk bedeckt, die ein Ganzes von einer Farbenpracht, einer Farben-Orgie bildeten, die ich nicht beschreiben kann und für die ich keinen andern Ausdruck als „unglaublich" finde. Die betenden Türken, die auf ihren kleinen Teppichen vor ihren Zelten hockten, drehten der untergehenden Sonne den Rücken zu, auch die anderen Orientalen schenkten dem Schauspiele keine Aufmerksamkeit; nur die Deutschen bemerkte ich eines Tages, wie sie, in einer kleinen Gruppe zusammengedrängt, stumm in das Farbenmeer hinausblickten. Ich hatte übrigens Grund, auf meine Landsleute stolz zu sein. Das waren keine wilden, zerlumpten, arbeitsscheuen Abenteurer, sondern ruhige, starke Männer mit dem tiefen Ernste, den jahrelang verrichtete schwere Arbeit giebt, auf den gebräunten Stirnen. Ein jeder hatte sein Arbeitszeug neben sich liegen: große und kleine Sägen, schwere Bündel mit Hammern, Feilen, Hobeln ꝛc. Sie arbeiteten wohl schon seit einiger Zeit in demselben „Gang", denn so viel ich bemerken konnte, duzten sie sich alle unter einander.

Mit dem Augenblicke, wo die Sonnenscheibe verschwunden war, fegte ein kalter Wind über die Ebene,

und die Luft-Temperatur sank in wenigen Minuten um mehrere Grad und wurde empfindlich kühl. Ich band mir ein wollenes Halstuch um und zog mir einen warmen Rock an, den ich bis oben zuknöpfte. Die Orientalen hingen sich schwere Decken um, mehrere sah ich sogar in langen Pelzröcken erscheinen. Gleichzeitig erwachte das ganze Lager wie ein Orchester auf das Zeichen des Kapellmeisters, zu lautem Musikleben.

Dicht hinter mir saßen in einem Zelte zwei bulgarische Mädchen von etwa dreißig Jahren. Sie waren nicht hübsch, aber sie hatten sympathische, ernste Gesichter und waren reinlich und anspruchslos, wie Töchter kleiner Bürgersleute angezogen. Die sangen sehnsüchtige italienische Lieder — mit bulgarischen Worten — ohne jede Kunst, wie auf dem Lande Volkslieder gesungen werden. Sie sangen ganz richtig, und ihre hübschen, milden Altstimmen hatten einen bedeutenden Umfang. Manchmal, bei irgend einem bekannten Liede, wartete ich mit einer Art Ängstlichkeit auf einen hohen Ton, der in einigen Takten kommen mußte. „Mit dem werden sie nicht fertig; sie werden ihn wohl eine Oktave tiefer nehmen," sagte ich mir. Aber da war der hohe Ton, und er kam so mühelos rein hervor, wie alle anderen Töne des Liedes. Wenn ein Lied beendet war — die meisten hatten mehrere Verse — trat gewöhnlich eine kurze Pause von zwei bis drei Minuten ein, und dann begann die eine Schwester ein neues Lied, in das die andere sogleich mit einstimmte. So ging es stundenlang fort. Ihr Repertorium schien unerschöpflich zu sein.

Ich trat aus meinem Zelte, um sie mir anzusehen.

Sie saßen auf einem niedrigen Koffer vor ihrem Zelte, dicht neben einander, wie zwei Vögel auf einem Aste, leicht nach vorn gebeugt, die Arme um die Knie geschlagen, fast unbeweglich. Sie kümmerten sich nicht um die anderen Gäste, und diese, wenn schon einige zwanzig junger Leute darunter waren, ließen sie unbeachtet und unbehelligt. — In einem französischen Lager wäre das etwas anders zugegangen.

Nicht weit davon saß eine Gesellschaft von zehn jungen Bulgaren — Studenten sagte man mir, die nach Konstantinopel gingen. Unter diesen befanden sich ein recht talentvoller Flötenspieler, ein Geigenspieler und ein Sänger. Dieser hatte eine Vorliebe für revolutionäre Lieder. Unter anderm sang er auch, auf französisch sogar, die Marseillaise. Ein solches Französisch hatte ich noch nie gehört. Aber er schien großen Erfolg bei seinen Gefährten zu haben, die mit Enthusiasmus den Refrain wiederholten: „Maçons, maçons, qu'un sank empire etc." Sein Lieblingslied war ein italienisches Lied, das die ganze Gesellschaft mitzusingen pflegte und das mit dem sehr schnell gesungenen Verse endete: „Monica, Monica, Monica bella — Io t'amo, io moro per te." Der Flötist und der Geigenspieler hatten besseren Geschmack. Sie spielten Weisen, die ich nicht kannte, wohl Volkslieder, fast alle traurig und klagend, einige darunter recht hübsch. Die anderen sangen leise dazu mit.

Unter dem offenen Schuppen, von dem ich bereits gesprochen habe, saß eine Gruppe von fünfzehn bis zwanzig Personen. Den Vorsitz in dieser aus Armeniern, Griechen und Türken zusammengewürfelten Gesellschaft führte ein

alter Mann, der einen Fez trug und ein langes, helles Hemd an hatte und darüber einen mit Pelz gefütterten Kaftan. Er war sehr groß, hager, hatte scharf gezeichnete, feine Züge und auffallend große, feurige, dunkle Augen. Er saß auf einer Steppdecke, die er aus seinem Zelte geholt hatte, den Rücken gegen einen der Pfeiler des Schuppens gelehnt, und er trug mit lauter, meckernder Stimme ein endloses Recitativ vor. In längeren Zwischenräumen und immer nur auf kurze Zeit forderte er die Zuhörer zum Mitsingen auf, indem er in die Hände klatschte und dabei lauter und eifriger schrie. Vor ihm standen zwei Laternen. Diese nahm er manchmal auf und schwenkte sie beim Singen mit seinen langen Armen hin und her. Er und seine Umgebung bedienten sich der türkischen Sprache.

Spät am Abend, als der erste Gesangseifer sich etwas ausgetobt hatte und von Zeit zu Zeit Ruhepausen eintraten, erklangen von den deutschen Zelten her deutsche Lieder, die mich in der fremdartigen Umgebung unbeschreiblich anheimelten. Die Männer sangen leise, es war mehr ein Gesumme als ein Gesinge, aber es waren die alten, wohlbekannten Weisen, die ich seit vierzig Jahren in allen Ländern, wo ein halbes Dutzend Deutsche zusammensaß, habe singen hören.

Das dauerte bis gegen zehn Uhr. Überall harmloses, vollkommen friedfertiges Leben, in den einzelnen Gruppen sowohl, wie im häufigen Wechselverkehre der Gruppen unter einander. — Es wurde kalt. Einer nach dem andern zog sich still in sein Zelt zurück, und bald herrschte vollständige Stille im Lager. Ich suchte ebenfalls Ruhe

und schlief bald darauf ein. Mehreremale in der Nacht wachte ich auf. Dann sah ich durch die breite Öffnung meines Zeltes den tiefen klaren Nachthimmel, an dem die großen Sterne in unbeschreiblicher Pracht prangten.

So ging es drei Tage lang. Ich gab mir Mühe, meine gute Laune nicht zu verlieren; aber am Ende wurde ich recht müde und abgespannt. Der höfliche Herr Doktor erkundigte sich täglich mehreremale nach meinem Befinden und bat mich dann auch immer, nur zu sagen, was ich wünsche; er würde mir mit Freuden alles verschaffen — aber ich wußte nun schon, daß er mir schließlich nichts anderes als Bettdecken geben würde, und damit war ich genügend versehen.

Endlich kam der Abend des letzten Tages. Um fünf Uhr fand die Desinfection des Gepäcks und der Reisenden selbst statt. Das war weiter nicht beschwerlich. Ein Mann mit einer feinen Brause in der Hand ließ sich die Koffer öffnen und bespritzte Wäsche und Kleider. Ich bezweifle, daß er damit viel nützte, aber soweit ich aus persönlicher Erfahrung feststellen konnte, hat er damit auch nicht geschadet. Die Reisenden wurden ebenfalls gelinde bestäubt und dadurch angeblich desinficirt. Das ganze Verfahren, das ich etwas gefürchtet hatte, entwickelte sich in harmlosester Weise. Aber wir waren ja nun, nach sechstägiger Quarantaine, auch ohne abschließende Desinfection, sollte ich meinen, als befriedigend bacillenfrei erprobt.

Von sechs bis elf Uhr verging der Abend in üblicher Weise — aber die Stunden schlichen recht langsam dahin. Um elf Uhr traf der bulgarische Zug mit den neuen Quarantaine-Gästen ein. Sie wurden in das Lager un-

mittelbar neben dem unsrigen geführt, und ich konnte erkennen, wie sie trübselig und stumm hinter den ihnen voranschreitenden Zeltwächtern hergingen, um von den ihnen angewiesenen Ruheplätzen Besitz zu ergreifen. Plötzlich vernahm ich eine helle, junge Frauenstimme:

„Mais mon Dieu, comment faire? — Il n'y a donc pas moyen de fermer cette tente? Mais j'y suis comme en plein air!“

Und gleich darauf eine mir wohlbekannte höfliche Stimme.

„Mais Madame n'aura qu'à exprimer un désir. Je lui aurai tout ce dont elle aura besoin.“

Jetzt kommen die Bettdecken, dachte ich mir.

„Si, par exemple, Madame désirait avoir quelques couvertures de lit . . .“

„Die Ärmste,“ sagte ich mir. „Die wird noch traurige Erfahrungen machen.“ Aber ich mußte sie ihrem Schicksal überlassen.

Bald darauf wurden wir abberufen und mit unserem Gepäck, rechts und links von Laternen tragenden Wächtern flankirt, wie eine folgsame Herde nach dem provisorischen Bahnhofsschuppen geführt. — Dort, auf unserem Gepäck sitzend oder müde und müßig umherstehend oder gehend, verbrachten wir eine lange kalte Nacht, von halb zwölf bis halb fünf Uhr morgens. Das war, wie die Franzosen von einem Feuerwerk sagen: „Le bouquet!“ Ich war wie zerschlagen, als endlich das Zeichen zum Einsteigen in den Zug gegeben wurde. Glücklicherweise war der Zug sehr lang, und der gefällige Bahnhofs-Vorstand in Mustapha-Pascha wies mir bereitwillig eine Abteilung an,

in der ich während der ganzen Fahrt bis Konstantinopel, die fahrplanmäßig noch etwa fünfzehn Stunden dauern sollte, auch von niemand gestört wurde.

Von der Fahrt von Mustapha-Pascha bis Stambul ist mir nichts erinnerlich. Einen guten Teil des Tages verschlief ich, oder ich saß müde am Fenster und blickte gedankenlos auf die öde Hügellandschaft, durch die unser Zug sich langsam hindurchschlängelte.

An der Endstation, wo ich um acht Uhr abends eintraf, wurde ich von einigen Bekannten empfangen. Einer von ihnen hatte im „Hôtel Royal", wo ich abstieg, ein Bad und Abendbrot für mich bestellt. Ich genoß beides mit innigem Behagen und verbrauchte dabei eine übertrieben große Menge von Handtüchern und Servietten. Ich empfand ein förmliches Wohlbehagen, in frischer Wäsche wühlen zu können. Und als ich gegen elf Uhr vor meinem kühlen Bett stand, das mit blendend weißem Linnen überzogen war, und an den Schmutz und Staub in Mustapha-Pascha zurückdachte, da streichelte ich liebevoll, als wäre es ein lebendes Wesen gewesen, das glänzende, glatte Kopfkissen und sagte dankbar: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun." — Und das that ich auch.

Von Wien nach Konstantinopel über Triest.

Konstantinopel, im November 1893.

Es war mir im vergangenen Jahre vergönnt, einige Mitteilungen zu machen über eine Fahrt von Wien nach Konstantinopel während der Cholerazeit. Als ich darauf wieder in Wien war, sagten mir einige freundliche Leser jener Berichte, meine Reise und was an Quarantainen und so weiter darum und daran gehangen hätte, scheine ja recht vergnüglich gewesen zu sein, woraus ich erkannte, daß es mir nicht gelungen war, meinen Gemütszustand während jener Tage richtig zu schildern. Ich war nämlich in Zaribrod sowohl wie in Mustapha-Pascha sehr schlechter Laune gewesen — und ich denke noch heute mit Bitterkeit an all die Unbill, die ich, während ich in Quarantaine lag, über mich ergehen lassen mußte: an den Schmutz, das Ungeziefer, die schwere Hitze am Tage, die empfindliche Kühle während der Nacht, die offenen Zelte und an die mit „schlecht" sehr milde bezeichnete Verpflegung. — Heute soll man in den an der bulgarischen und der türkischen Grenze neuerdings errichteten Quarantaine-Baracken „ganz vorzüglich, wie in

einem guten Hôtel" — so sagte mir ein türkischer Berichterstatter — aufgehoben sein; aber ich traute dem Frieden nicht. Als ich erfuhr, Serben, Bulgaren und Türken sperrten sich wieder gegen die Cholera ab, da war mein Entschluß sofort gefaßt, diesmal den Seeweg zu wählen, um nach Konstantinopel zurück zu gelangen. Und ich habe es nicht bereut, obgleich ich auf diese Weise zur Reise von Berlin nach Konstantinopel mehr Zeit gebraucht habe, als zur Fahrt nach New-York nötig gewesen wäre.

Meine erste Sorge, nachdem ich auf den „Orient-Expreß" verzichtet hatte, war, in Erfahrung zu bringen, welcher Seeweg am freiesten von Quarantaine-Unannehmlichkeiten und überhaupt am bequemsten für mich sein würde: denn ich hatte die Wahl zwischen den Routen über Marseille, Triest, Brindisi und Odessa. Aber ich blieb nicht lange im Zweifel darüber, welche ich wählen würde, denn die Erkundigungen, die ich an verschiedenen, gut unterrichteten Stellen einzog, deuteten übereinstimmend auf den Weg über Triest als den besten hin, den ich wählen könnte. Ich ließ mich leicht davon überzeugen, denn um nach Marseille, Brindisi oder gar Odessa zu gelangen, hätte ich noch recht lange Eisenbahnfahrten machen müssen, die nichts Einladendes für mich hatten, wogegen der Weg nach Triest mich über Wien führte, das ich, wenn ich es auch erst seit kurzer Zeit kenne, bereits gründlich liebgewonnen habe.

Die gastfreundliche Stadt entsprach auch diesmal wieder vollkommen meinen durchaus nicht niedrig bemessenen Erwartungen: die schönen, reinlichen Straßen,

die großen Prachtbauten, die artigen, hübschen, gut angezogenen Leute, die unter freundlichem, mildem Himmel vergnüglich ihres Weges zogen, der große, gut gehaltene Gasthof mit seinem unvergeßlichen Kaffee, der Prater, die prächtigen Equipagen, die flinken, netten Fiaker, über die ich niemals Gelegenheit gehabt habe, mich zu ärgern — alles gefiel mir wieder, und ich hätte Ärger suchen müssen, um ihn zu finden — dagegen wurde ich mit ungesuchten und unverdienten selbstlosen Artigkeiten überschüttet und fand überall, wo ich mich vorstellte, die zuvorkommendste Aufnahme. Was ich nur wünschte, stand zu meiner Verfügung — auch guter Rat. Darum hatte ich nicht gebeten; aber ich muß wohl den Eindruck eines unselbständigen, hilfsbedürftigen Menschen machen, denn es ist mein Lebenlang mein Los gewesen, wohlgemeinte Ratschläge empfangen zu müssen. Ich bekenne, daß ich mich nicht immer darum gekümmert habe und von Zeit zu Zeit meinen eigenen Ansichten gefolgt bin, aber gewöhnlich höre ich aufmerksam zu, wenn man mir erklärt, was ich zu thun und zu lassen habe, und sobald der Redner schweigt, verfehle ich nie zu danken und zum mindesten zu sagen, ich würde den guten Rat sicherlich befolgen oder in ernste Erwägung ziehen. Das genügt dem andern gewöhnlich, und er zürnt mir anscheinend auch nicht, wenn er später einmal zufällig erfährt, daß ich seinen Rat nicht beachtet habe.

Diesmal wurde mir nun von verschiedenen Seiten erklärt, daß ich, der ich das südliche Österreich noch nicht kannte, mich geradezu „versündigen" würde, wenn ich die Reise von Wien nach Triest nicht am Tage machte.

„Was, Sie kennen den Semmering noch nicht und die Klamm?“

Ich mußte beschämt verneinen.

„Und Sie haben dies noch nicht gesehen und das noch nicht gesehen?“

Die Dame, mit der ich sprach, nannte verschiedene Namen, die ich kannte, aber die ich hier lieber nicht wiederhole, da mir augenblicklich kein Reisehandbuch und auch kein Atlas zur Verfügung stehen und ich bei der Wiedergabe der Ortschaften, Flüsse und Gebirge, die mir aufgezählt wurden, keinen nachweisbaren Fehler begehen möchte.

„Nein — das habe ich alles nicht gesehen,“ antwortete ich kleinlaut.

„Ja, aber dann kennen Sie ja gar nichts!“

Ich fand dies ungerecht, da ich schon größere Reisen gemacht habe; aber ich bin nicht rechthaberisch. — „Ich bin in Marienbad und in Karlsbad gewesen, und ich kenne aus der Umgegend von Wien den Kahlenberg und Kaltenleutgeben und Schönbrunn“ — sagte ich, denn es kränkte mich, so gänzlich ungebildet zu erscheinen.

„Das ist gar nichts,“ sagte die Dame. „Das und die und den“ — und nun kamen wieder die vielen Namen, die ich vergessen habe — „das müssen Sie sehen! Das müssen Sie unbedingt sehen! Sie werden mir später dafür danken, Ihnen den Rat gegeben zu haben.“

„Vielen Dank, gnädige Frau. Ich werde Ihren liebenswürdigen Rat in ernste Erwägung ziehen.“

„Der ist eigentlich gar nicht in Erwägung zu ziehen; er ist absolut gut. — Glauben Sie mir!“

Es war eine sehr energische Dame — selbstverständlich war sie auch sehr hübsch. Sie sah mich kampflustig an — und ich bin ein friedliebender Mensch.

„Sehr wohl, gnädige Frau," sagte ich. „Alles ist nun erwogen: ich fahre am Tage. — Wann mag der Zug gehen?"

„Um sieben Uhr zwanzig," sagte die Dame schnell.

„Sieben . . . Uhr . . . zwanzig," wiederholte ich gedehnt. Ich wurde sehr nachdenklich. Für mich hat nämlich die Morgenstunde erst von neun Uhr ab Gold im Munde. „Abfahrt 7,20 morgens" bedeutet für mich, der ich an Eisenbahnfieber leide, daß ich um dreiviertel auf sieben an der Bahn sein sollte. — Der Gedanke wollte mir gar nicht gefallen.

„Das ist etwas früh," sagte ich.

„Aber ich bitte Sie! In dieser Jahreszeit! Es ist ja heller Tag um sechs Uhr."

„Um halb sieben," warf ich ein.

„Halb sieben oder sechs, das ist ja dasselbe! Sie werden doch nicht versäumen wollen, etwas großartig Schönes zu sehen, um eine halbe Stunde länger schlafen zu können! Das ist doch undenkbar!"

Ich wagte nicht zu sagen, daß es sich bei mir um drei bis vier Stunden handelte, denn ich wußte, daß, wenn ich um halb sieben Uhr den Gasthof verlassen sollte, ich schon um fünf Uhr keine Ruhe mehr im Bette haben würde, — und mein Entschluß, die Reise am Tage zu machen, war stark erschüttert. — Ich murmelte einige unverständliche Worte. — Die energische hübsche Frau blickte mich mitleidig an. Ich sank in dem Augenblicke

wohl erheblich in ihrer Wertschätzung. Aber ich hatte den Mut meiner Schwäche. Ich wollte mich nicht verpflichten, um fünf Uhr aufzustehen. — Sie aber verschmähte es, mit einem so ruhebedürftigen Manne weiter zu verhandeln, und überließ mich, artig und mitleidig lächelnd, meinen Gewissensbissen und meinem Schicksale.

Aber die liebenswürdigen Leute, bei denen ich mich befand, schienen sich gegen mich verschworen zu haben. Einer nach dem andern wiederholten sie mir alle — bis auf eine Ausnahme — ich müßte am Tage reisen. Der Andersdenkende, mit mir Fühlende, war ein älterer, behäbiger Herr. Der sagte: „Ich habe ziemlich oft in Triest zu thun. Dann reise ich natürlich des Abends, nehme ein Coupé — das kostet zwölf Gulden — lege mich nach Baden nieder, lasse mich in Nabresina wecken und komme um halb zehn Uhr frisch und munter in Triest an.“

„Aber Sie haben wohl den Weg schon bei Tage gemacht? Sie kennen den Semmering, die Klamm“ — und nun wiederholte ich noch drei oder vier von den kurz vorher gehörten bekannten Namen.

„Natürlich kenne ich das alles ganz genau — aber natürlich kenne ich es.“

Seine gefällige Opposition deckte meinen Fall doch nicht vollständig. — Schließlich bekam ich den Gnadenstoß. Ein ausgezeichnet liebenswürdiger Herr unter all den liebenswürdigen Leuten, in deren Gesellschaft ich mich befand, sagte mir:

„Machen Sie sich keine Sorgen. Um halb sieben Uhr ist mein Diener bei Ihnen und holt Ihr Gepäck ab. Er

nimmt Ihnen ein Billet, giebt die Sachen auf, die Sie nicht bei sich behalten wollen, belegt Ihnen einen Platz — und wenn Sie um 7 Uhr 15 auf dem Bahnhofe sind, so haben Sie fünf Minuten Zeit, das heißt vier Minuten mehr, als nötig sind, um einzusteigen und abzufahren. — Ich hole Sie um sieben Uhr ab. — Das ist abgemacht!"

„Aber ich bitte sehr," sagte ich, „Sie werden sich doch meinetwegen nicht ganz unnütz so bemühen? Ich kann ja ganz gut allein reisen. — Sie sollten, um mir das Geleite zu geben, nachts um sechs Uhr aufstehen? Das leide ich nicht!"

„Oh," sagte der Herr. „Ich stehe jeden Morgen um sechs Uhr auf." — Es gibt merkwürdige Menschen! — „Es bleibt dabei: Um halb sieben ist der Diener und um sieben Uhr bin ich bei Ihnen."

Was war da zu machen? Ich mußte dem Herzlosen noch danken.

„Aber eine Bitte," sagte ich. „Um dreiviertel auf sieben! Sonst erkranke ich an einem hitzigen Eisenbahnfieber."

„Mit Vergnügen! Um dreiviertel auf sieben. Das ist abgemacht."

Es blieb mir noch genug Besonnenheit, um der energischen Dame, die ich erzürnt wußte, zu sagen, sie habe mich vollständig überzeugt, ich würde die Reise am Tage machen — wofür ich einen versöhnten Blick und eine freundliche Hand bekam — und dann schlich ich sorgenschwer nach Hause. Es war die trübste Stunde, die ich in Wien verlebt habe.

Der Portier des „Hôtel Impérial“, mit dem ich noch eine kurze Unterredung hatte, malte — ohne Mitleiden zu zeigen — gegen meine Stubenmauer: „5½ Uhr; Kaffee 6.“ — Und dann war ich mir selbst überlassen.

Ich verbrachte eine unruhige Nacht, wachte um fünf Uhr auf und war schon vollständig angekleidet, als der Hausdiener um halb sechs in das Zimmer trat, um mich zu wecken. Draußen war es noch dunkel, und die Luft drang feucht und kalt in mein Zimmer, als ich das Fenster öffnete. Dicker Nebel lag über Wien und auf meinem Gemüte. Ich fühlte mich gar nicht aufgelegt, Naturschönheiten oder Kunstschätze zu genießen. Der sonst so geehrte Morgenkaffee mit den appetitlichen Brötchen und der guten Butter ging unbeachtet an mir vorüber.

Um halb sieben Uhr erschien der mir angezeigte Diener, und eine Viertelstunde später sein unerbittlicher Herr, mein Freund von gestern abend. Er war frisch rasirt, in korrektestem Morgenanzuge, rauchte eine stark duftende Cigarette und lächelte. Ich ärgerte mich über ihn. Ekel, schal und unersprießlich schien mir das ganze Treiben dieser Welt! Aber ich bot alle Energie auf, die mir zur Verfügung stand, und es gelang mir, seinen lauten, herzlichen Morgengruß anscheinend freundlich zu erwidern. In meinem Innern jedoch sagte ich mir, daß ich eine etwa sich darbietende Gelegenheit, ihn auch einmal zu kränken, nicht ungenützt vorübergehen lassen würde. An jenem Morgen fand sich keine passende Gelegenheit dazu, und seitdem habe ich ihm verziehen.

Alles verlief nun programmgemäß, und um sieben

Uhr zwanzig Minuten dampfte ich, einen guten Eckplatz im Wagen nach Triest einnehmend, vom Südbahnhofe ab.

Ich bin kein ungeselliger Mensch, aber wenn ich eine Eisenbahnfahrt machen soll, so ist, nach meinem Geschmack, die beste Gesellschaft — gar keine Gesellschaft. Dann mache ich es mir auf den sechs, respektive drei Plätzen, die mir zur Verfügung stehen, ganz behaglich: lege mich nieder, wenn es mir gefällt, gehe im Coupé auf und ab, wenn mir die Beine steif werden, rauche oder lese, öffne oder schließe das Fenster, je nach meinem persönlichen Bedarf, und blicke, wenn ich an Haltestellen ausgestiegen bin und auf dem Bahnsteg auf und ab spaziere, mit einer gewissen Schadenfreude und einem erhebenden Überlegenheitsgefühl in jeden vollgepropften Wagen — namentlich diejenigen, in denen Kinder mit nicht zu ihnen gehörenden männlichen Reisenden vereint sind, erregen meine Freude. Ich muß dann immer an die großen Käfige denken, die auf Jahrmärkten gezeigt werden, und in denen Hunde und Katzen, Kanarienvögel und Mäuse anscheinend freundschaftlich verbunden, in paradiesischer Gemeinschaft hausen. Über einem solchen Käfige las ich einmal: „Eine glückliche Familie“. Ich konnte die Mitglieder derselben beim besten Willen nicht um ihr Los beneiden.

Von dem egoistischen, einsiedlerischen Gesichtspunkte aus, den ich als Reisender einnehme, darf ich sagen, daß ich mich bei der Abfahrt von Wien in der denkbar schlechtesten Gesellschaft befand. Alle Plätze in unserer Abteilung waren nämlich besetzt, und unter den fünf

Mitreisenden — ich war der sechste — befanden sich zwei ältere, starke Damen und ein ungewöhnlich wohlbeleibter Herr, der sich, trotz der kühlen Morgenstunde, augenscheinlich in einem Zustande großer Erhitzung befand. Er bat deshalb auch, mit großer Höflichkeit, aber mit der Autorität, welche das Bewußtsein giebt, in seinem Rechte zu sein, die Fenster möchten geschlossen bleiben.

Der Gedanke, in dieser Gesellschaft, in einer Luft, die mit der Zeit, und zwar in kurzer Zeit, schlecht werden mußte, vierzehn Stunden lang verharren zu sollen, war nicht geeignet, mein durch das frühe Aufstehen bereits geknicktes Gemüt aufzurichten. Zum Überfluß begegnete ich noch überall, wohin ich die Augen richtete, feindseligen Blicken. Ein jeder der Mitreisenden klagte wohl in seinem Herzen den andern an, den Wagen voll gemacht zu haben. Wir saßen uns wie Hund und Katze gegenüber, und wir bildeten keine gezähmte „glückliche Familie". Ich sagte in meinem Innern der Verwaltung der Südbahn-Gesellschaft sehr harte Dinge: ich fand es unschicklich, daß sie, um den Transport eines Wagens zu sparen, den Reisenden zumutete, Qualen zu ertragen, wie sie uns bevorstanden; aber ich wollte mich nicht in mein trauriges Schicksal ergeben, ohne wenigstens versucht zu haben, erfolgreichen Widerstand gegen die Sparsamkeits-Tyrannei der Eisenbahn-Gesellschaft zu leisten. Am nächsten Halteplatze brach ich mir mühsam Bahn durch fünf Paar Beine, die mir den Weg versperrten, und trat auf den engen Gang, der vor den verschiedenen Abteilungen durch den Wagen führt. Dort überfiel ich den ersten Schaffner, der sich blicken ließ, und klagte ihm mein bitteres Leid.

Ich hatte mit einem artigen, Vernunftsgründen zugänglichen Mann zu thun, und wir verständigten uns leicht.

„Im durchgehenden Wagen kann ich Ihnen keinen Platz schaffen," sagte er, „aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, in Nabresina umzusteigen, so kann ich Sie in ein Coupé bringen, in dem nur drei Herren sitzen."

Ich warf einen feindlichen Blick auf die beiden starken Damen und den transspirirenden, wohlbeleibten Herrn. Jeder Wechsel mußte eine Verbesserung meiner Lage mit sich bringen. Ich nahm den Vorschlag des Schaffners an. — Die zurückbleibenden Mitglieder der „unglücklichen Familie", die ich verlassen wollte, waren mir in jeder Weise behilflich, mein Handgepäck auf den Gang zu schaffen, und dort übergab ich es vertrauensvoll meinem neu-erworbenen Gönner, dem Schaffner. Darauf verabschiedete ich mich mit stillem Gruße von meinen Unglücksgefährten und folgte dem schnell voranschreitenden Beamten.

Ich atmete befreit auf, als ich meine neue Reise-wohnung betrat. Dort fand ich zwar bereits drei Ur-einwohner vor; aber das waren junge Leute, die sich freundlich mit einander unterhielten. Ein jeder von ihnen hielt eine Zeitung in der Hand und eine Cigarre im Munde — und das Fenster stand weit offen. „Hier ist gut sein," sagte ich mir.

Die jungen Leute waren keck stutzerhaft gekleidet, was sie aber nicht verhinderte, sehr artig zu sein. Einer von ihnen war mir behilflich, mein Handgepäck in das Netz zu stellen. — Dann rauchten und schwatzten die drei ungezwungen und unverfänglich weiter.

Die Sonne war nun durch die Morgennebel gedrungen

und beleuchtete ein schönes, freundliches Land, das mit jedem Schritte, den wir vorwärts machten, schöner wurde, bis eine weite Berglandschaft von wahrhaft großartiger Schönheit und erquickender Lieblichkeit sich vor meinen erfreuten Augen ausbreitete. — Meine Morgen-Melancholie hatte sich mit dem Nebel und der Gesellschaft der dicken Leute im „direkten" Wagen verzogen. „Die energische Dame hatte recht," sagte ich mir, „dies ist in der That sehenswürdig. Dies mußte ich sehen. Man kann sehr weit reisen, ohne so Schönes, Großes, Erfreuliches zu erblicken."

Meine Reisebegleiter nannten mir mit Bereitwilligkeit eine Anzahl von Bergspitzen, Ortschaften, Schlössern, Villen — die ich wieder vergessen habe, obgleich ich das damit Bezeichnete in dankbarer und angenehmer Erinnerung bewahrt habe, und ich glaube, ich würde mich schließlich mit ihrer Gesellschaft vollständig ausgesöhnt haben, wenn sie mich nicht, nach zwei Stunden etwa, am Semmering verlassen hätten. Aber ich blieb nicht lange allein. An jeder Haltestelle kamen und gingen nun neue Fahrgäste: junge und alte, hübsche und häßliche, männlichen und weiblichen Geschlechtes, sorgfältig und nachlässig angezogene, die aber alle, bis auf wenige Ausnahmen, etwas gemeinschaftlich hatten: sie sahen freundlich aus, einige sogar sehr vergnügt. Und da kam mir der Gedanke, daß, während Preußen, wie sein großer Staatsmann gesagt oder angeführt, sich groß und stark „gehärmt und gehungert", Österreich dagegen sich groß und mächtig „gefreut" hat. Das würde viele der Liebenswürdigkeiten des österreichischen Charakters erklären und auch einige seiner Eigentümlich-

keiten, die von den weniger vom Glücke begünstigten, traurigeren Nachbarn als Fehler bezeichnet werden; aber das sollte auch die Österreicher verständiger und nachsichtiger machen für den manchmal schweren, sorgenvollen Ernst der Norddeutschen, an dem sie häufig nur empfinden, daß er ein Freudendämpfer ist. Dieser unerfreuliche Ernst hat schöne, große Seiten: der Treue dem Freunde und Bundesgenossen gegenüber, der stillen, eisernen Zähigkeit, der opferbereiten Zuverlässigkeit unter anderm. — Das Klima macht den Menschen. Arkadien ist nur weniger Glücklichen Heimat. Es lebt, fühlt und denkt sich anders an der kalten Nordsee, in finsteren Eichenwäldern, unter grauem Himmel, als auf sonnigen Bergen oder an der blauen Adria, unter lachendem, farbenreichem Himmel, zu dem schlanke Cypressen emporstreben, dem Myrten und Myrrhen entgegenduften, der goldige Früchte köstlich reift und den Blumen verschwenderisch eine im Norden ungekannte Herrlichkeit verleiht.

Von den zahlreichen Mitreisenden, deren flüchtige Bekanntschaft ich zwischen Wien und Triest machte — denn mein Coupé wurde nie leer, und manchmal war es ganz voll — sind mir nur zwei, mit denen ich über fünf Stunden, von Graz bis Laibach, zusammen war, in lebhafter und angenehmer Erinnerung geblieben. Es war ein blutjunges Ehepaar: er ein schmucker Kavallerie-Offizier mit klaren, ehrlichen Augen, keck aufgestutztem Schnurrbart und weißen, gesunden Zähnen; sie groß, schlank — vornehm in jeder Bewegung, jedem Blick, jedem Wort, das sie sprach. Die beiden hatten sich augenscheinlich sehr lieb, aber sie zeigten dies durchaus

nicht in auffälliger oder ungefälliger Weise. Beide hatten aufgeweckten Sinn für das landschaftlich Schöne, und so oft der eine etwas erblickte, was ihm gefiel, machte er den andern darauf aufmerksam.

„Sieh' nur da die Bergspitze: blendend weiß in der Sonne und auf der Nachtseite pechschwarz. Wie prächtig! Nicht wahr?"

„Ja, prächtig!"

Die beiden standen auf dem schmalen Gange, Schulter an Schulter, bewegungslos, oftmals lange Zeit wortlos, und schauten auf die wilden Felsen, die das steile Ufer des reißenden Stromes bilden, an dem sich die Eisenbahn auf einer weiten Strecke, vor Laibach, dahinzieht.

Die beiden schönen Menschen mit ihrer stillen gemeinsamen Freude an der Natur und ihrer stillen und doch so erkennbaren Liebe zu einander gefielen mir sehr wohl. — „Ach, wie wunderschön ist die Frühlingszeit!"

An den Eisenbahn-Stationen, wo die anderen Reisenden nur nach Bier, Früchte und Brötchen mit Wurst tragenden Kellnern ausschauten, entdeckten die beiden gewöhnlich ein Kind.

„Sieh' doch das herzige Mädel! . . . Schau doch den prächtigen Buben!"

„Nein, zu herzig, zu lieb! Sieh' doch, wie es lacht."

Ich möchte wetten, die zwei haben ein Kleines zu Hause. — Nun, dem wird es nicht schlecht gehen. Ich wünsche ihm alles Gute!

Als sie mich in Laibach verlassen hatten, fing es an, dunkel zu werden. Bald konnte ich nichts mehr von der Landschaft sehen. Ich machte es mir in meiner Ecke

möglichst bequem. Vor meinen geschlossenen Augen zogen vorüber in ununterbrochener, verworrener Reihe: Berge, Thäler, Wälder, Landstraßen, Ströme, Kirchen, Klöster, Schlösser, Kellner, Schaffner, Offiziere, starke Damen, geputzte junge Mädchen, keuchende alte Herren. — Die Spitze des Reigens führte ein junges, schönes Paar. Das drehte und wandte sich zierlich, zärtlich und verschwand endlich in Nebel und Nacht. Und dann sah ich nichts mehr und schlief fest ein. Ich erwachte vollständig erst in Triest, nachdem ich in Nabresina mit Hilfe des Schaffners in dem Wagen für Triest untergebracht worden war. Dort langte ich gegen neun Uhr abends an — müde und hungrig, aber mit meinem Tagewerk wohl zufrieden.

* * *

In Triest fand ich in dem Gasthause, das mir von Wien aus empfohlen worden war, ein freundliches großes Zimmer mit Aussicht auf den Hafen. Das Dienstmädchen, das mir auf meinen Wunsch etwas warmes Wasser brachte, denn ich fühlte mich unbehaglich unter der dichten Staubschicht, die sich während der vierzehnstündigen Eisenbahnfahrt auf mich gelagert hatte, war ein zierliches, blondes, außerordentlich flinkes Wesen, das ich beim Kerzenschein auf fünfunddreißig Jahre abschätzte, bei Tage besehen, aber um zehn Jahre erhöhte. Ich schmeichelte mich sogleich bei ihr ein — denn ich sehe sehr gern freundliche Gesichter um mich — indem ich sie väterlich als „mein

Kind" anredete, und seitdem kam sie, jedesmal wenn ich klingelte, wie ein aufgescheuchtes Reh ins Zimmer gehüpft.

Nachdem ich den Reisestaub von mir abgewaschen und abgebürstet hatte, begab ich mich in das Eßzimmer, wo ich von einem aufmerksamen Kellner gut bedient wurde. Leider war das, was er mir vorsetzte, nicht auf der Höhe seiner Tüchtigkeit — es war sogar recht schlecht; aber ich klagte nicht darüber: er konnte ja nichts daran bessern. Ich bemerkte, daß er mich beunruhigt beobachtete und sich, erleichtert aufatmend, erst entfernte, nachdem ich einige von den wenig leckeren Bissen, die er mir vorgesetzt, ohne eine Miene zu verziehen, heruntergeschluckt hatte. — Als ich ihm beim Bezahlen der Rechnung ein Trinkgeld gab, sagte er vertraulich: „Das Essen war wohl nicht besonders?"

„Es war nicht gut," antwortete ich sanft.

Der Kellner nickte traurig: „Und das esse ich nun seit einem Jahre," sagte er. — Ich bemitleidete den Armen.

Die schmale Kost, mit der ich mich begnügte, hatte den Vorteil, daß ich mit unbeschwertem Magen zu Bett ging und vortrefflich schlief.

Am nächsten Morgen wurde ich zu früher Stunde durch das Rufen und Schreien der Schiffer und Arbeiter im Hafen und durch das klägliche Tuten und Heulen und schrille Pfeifen ankommender und abgehender Dampfer aus dem Schlafe geweckt. An Ruhe war nicht mehr zu denken, und ich stand deshalb bald auf. Als ich die Vorhänge beiseite gezogen und die Fenster geöffnet hatte, strahlte mir das im hellsten Sonnenschein bläulich-silbern

glitzernde Meer blendend entgegen. Es war eine Reinheit und Schönheit in der klaren Luft und in dem mit schneeweißen, zarten Wolkengebilden wie mit einem duftigen Schleier gesäumten stahlblauen Himmel, die mich mit Freude am Leben erfüllten.

Nachdem ich mich bei offenem Fenster behaglich angekleidet — es war der 6. Oktober, und ich mußte an Hamburg, Berlin, Dresden und Wien denken, wo es vor einigen Tagen schon, am Morgen wenigstens, empfindlich kühl gewesen war — eine Tasse Kaffee getrunken und verschiedene Briefe geschrieben hatte — es ist mein Los, stets und überall eine nicht unerhebliche Zahl unbeantworteter Briefe mit mir herumtragen zu müssen — schickte ich mich an, einige Pflichtbesuche zu machen. Sie erwiesen sich bald darauf als kurze und angenehme, denn ich fand überall beschäftigte und artige Leute, mit denen ich mich immer schnell verständigte und die meinen Wünschen in liebenswürdiger Weise entgegenkamen.

Als ich gegen ein Uhr wieder in meinen Gasthof zurückgekehrt war, empfand ich das Bedürfnis zu essen. Aber auch an dem Frühstücke war, wie an der gestrigen Abendmahlzeit, nur die Bedienung zu loben. Es giebt Stunden, wo der Materialismus über den Idealismus siegt. In der Verfassung, in der ich mich nach vierundzwanzigstündigem Halbfasten befand, wäre mir ein gutes Frühstück und ein schlechter Kellner lieber gewesen als der gute Diener und die schlechte Kost. Nach den vertraulichen Eröffnungen, die mir der Kellner am vorhergehenden Abend gemacht hatte, duldete ich, ohne laut zu klagen; aber ich murrte innerlich.

In der Vorhalle des Gasthauses, in die ich mich nach dem Frühstück begab, wurde ich höflich von dem Lohndiener begrüßt, der mir am Morgen den Weg zu den Bureaux des Österreichischen Lloyd gezeigt hatte. Ich hatte ihn nach seinem Namen gefragt, denn das Äußere und das Wesen des Mannes gefielen mir. Er hieß Joseph und war ein richtiger Triestiner; aber er sah aus wie ein Norddeutscher: hell von Angesicht, mit guten blauen Augen und blonden Haaren und Bart. Er sprach fließend deutsch, doch hörte man ihm an, daß er dabei aus dem Italienischen übersetzte, und es war ein ungesuchtes Pathos in seiner Rede, das mir auffiel.

„Nun, Joseph,“ sagte ich, „was fange ich heute nachmittag an?“

„Miramare ist gewiß das Schönste, was Sie sehen könnten, Herr,“ antwortete er. „Wohl giebt es auch andere herrliche Promenaden in der Nähe von Triest mit wunderbarer, weiter Aussicht auf die Adria und auf die istrische Küste — aber Miramare dürfte Sie, Herr, so glaube ich, am meisten befriedigen.“

„Wie lange gebrauchen wir von hier bis Miramare?“

„Etwa drei Viertelstunden.“

„Schön! So holen Sie eine Droschke.“

„Sie würden wohl thun, Herr, einen Schirm mitzunehmen, denn die Sonne steht noch hoch am Himmel und sticht heiß.“

Wieder ein Rat, der mir gegeben wurde! Diesen befolgte ich ohneweiters. Wenige Minuten später saß ich mit Joseph in einer nicht gerade eleganten, aber reinlichen Droschke, und wir rollten im gemütlichen Trab

eines knochigen alten Schimmels unserem Ziele zu. — Joseph hatte sich bescheiden auf den Bock setzen wollen, aber ich wünschte, mich mit ihm zu unterhalten, und hatte ihn in den Wagen steigen lassen.

Während wir durch Triest fuhren, fiel mir das Pflaster der Stadt auf. Es besteht aus großen Quadersteinen, so daß die Straßen in ihrer ganzen Breite so glatt und reinlich sind wie in anderen Städten der Bürgersteig. Ich habe nie und nirgends auch nur annähernd so schönes Pflaster gesehen. Von Konstantinopel und Petersburg will ich nicht sprechen; aber auch die best-gehaltenen Städte, wie Berlin und Wien, können in dieser Beziehung nicht mit Triest verglichen werden.

Joseph zeigte mir verschiedene neue und noch im Bau begriffene große Prachtbauten. Er nannte sie mir auch; aber ich habe kein gutes Namensgedächtnis und habe vergessen, was er mir sagte. Als er bemerkte, daß ich seinen Erklärungen keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkte, verstummte er. Mich freute seine Menschenkenntnis und sein Takt. Ein redseliger Cicerone kann für denjenigen, der nicht lernbegierig ist, recht beschwerlich werden.

Nach kurzer Fahrt hatten wir Triest hinter uns gelassen und erblickten das weiße Miramare gerade vor uns. — Der dem Meere abgerungene, gut gehaltene Weg ist sehr schön. Rechts erheben sich steile Felsen und bewaldete Hügel, mit zahlreichen freundlichen und stattlichen Häusern und Villen bedeckt, auch erblickt man den Schienenweg, der nach Wien führt; links ist die Straße vom Meere bespült, das bei stürmischem Wetter ein sehr bedenklicher Gegner ihres guten Zustandes wird und nicht

selten erheblichen Schaden anrichtet. Um den Weg gegen die Angriffe seines gewaltthätigen Nachbars zu schützen, hat man am Rande desselben mächtige Felsblöcke, von denen viele wohl Hunderte von Centnern wiegen, in anscheinend wilder Unordnung an einander gereiht. An diesen bricht sich nun das Meer, bevor es den etwas höher gelegenen Straßendamm erreichen und beschädigen kann. — Der gewaltige Wall aus rohen Felsblöcken gleicht der Befestigung eines Lagers von Giganten gegen die Angriffe feindlicher Götter und paßt in den Rahmen des großen landschaftlichen Bildes, das eine glatte feste Mauer verunzieren würde.

Miramare ist, wenn keine fürstlichen Herrschaften dort hausen, jedem Kommenden geöffnet. Das Schloß, der Garten und der Park werden auf das sorgfältigste unterhalten, und man kann sich kaum einen schöneren Wohnsitz für Menschen denken als dieses wunderbare Schloß am Meer. — Auf der Nordostseite des Parkes liegt ein Blumengarten. Jetzt sah ich nur die belaubten Bäume und die kräftigen grünen Sträucher und Stauden, aber auch in diesem Zustande, seines reichsten Schmuckes, der Blumen, beraubt, gewährte der Garten noch einen schönen Anblick. Als der aufmerksame Joseph bemerkte, daß ich mich daran erfreute, sagte er:

„Dieser Garten mag heute den befriedigen, der ihn nicht in seiner ganzen Schönheit kennt. Mir erscheint er öde und kahl. Aber im Frühling und Sommer, wenn rings umher alles duftet und blüht, dann liegt er wie ein wunderbarer Teppich da, den Gott zur Freude der

Menschheit ausgebreitet hat, und prangt in unbeschreiblicher, lieblichster Herrlichkeit."

Wenn ich dies im Feuilleton eines Provinzialblattes gelesen hätte, so würde ich unaufmerksam darüber fortgegangen sein; aber im Munde des schlichten, kleinen Mannes, hatte dieses warme Pathos, obgleich ich bereits darauf vorbereitet war, etwas Überraschendes. Ich blickte den Mann flüchtig an, denn ich wollte ihn nicht verlegen machen. Er sah ruhig und bescheiden aus, er spielte sicherlich nicht Komödie, sondern war durchaus natürlich in dem Augenblicke. — „Ein Mann mit leichter südlicher Empfänglichkeit," sagte ich mir, „der seine warmen Empfindungen in die Sprache eines kälteren Volkes übersetzt, und dem das, was er gesucht zu sagen scheint, ungerufen gekommen ist."

Das Innere des Schlosses ist eben das eines fürstlichen Palastes. Da waren die üblichen Prachtgemächer und kleineren Räume, die Wände von oben bis unten bedeckt mit Bildern und mit Porträts hoher, vornehmer, berühmter Persönlichkeiten, Verwandter und Bekannter des verstorbenen Besitzers, ferner wertvolle Möbel, schöne alte Schränke, kostbare Vasen aus Bronze und Porzellan — und da war auch eine reichhaltige, sorgfältig geordnete Bibliothek.

Am meisten fiel mir das Schlafzimmer Kaiser Maximilians auf, weil es von großer Einfachheit ist, die von dem Reichtum seiner Umgebung seltsam absticht. Das schmale Bett und die unscheinbare Kommode sind aus Nußholz, und nicht etwa Kunstwerke in ihrer Art, sondern einfache, gute Möbel, wie man sie in jedem größeren

Laden dutzendweise finden würde. Die Vornehmheit des ehemaligen Bewohners des bescheidenen Gemaches erkannte man nur an einer reichen Sammlung guter kleiner Porträts — Verwandte Kaiser Maximilians: seine Eltern, seine Gemahlin, Kaiser und Könige, Erzherzöge und Fürsten darstellend. Solche Bilder hingen über der Kommode, von der ich gesprochen habe, und schmückten auch sonst alle Wände. — Im Schlafgemach der Kaiserin Charlotte, mit einem schmalen Bette wie das eines jungen Mädchens, schien absichtlich jeder Prunk vermieden zu sein; immerhin war es reicher als das des Kaisers.

Man kann nicht in Miramare sein, ohne lebhaft an seine unglücklichen ehemaligen Besitzer zu denken und ihr tragisches Schicksal zu betrauern. Das that auch ich.

Auf dem Rückwege von Miramare nach Triest begegneten wir vielen herrschaftlichen Equipagen. Joseph sagte mir, die Straße sei die Lieblings-Promenade der vornehmen Triestiner. Ich sah aber nur wenig gute Pferde, was mir mein Begleiter damit erklärte, daß edle Tiere auf dem harten, glatten Pflaster leicht zu Schaden kämen und sich schnell abnützten. So hat denn auch das Triestiner Pflaster seine schlechte Seite, und die Wiener und Berliner Pferdeliebhaber würden das weniger schöne ihrer Städte nicht dagegen vertauschen wollen.

Die Damen, die ich in den Wagen erblickte, hatten meist ein vornehmes Aussehen: scharf geschnittene, edle Züge, große dunkle Augen mit feinen Brauen und langen, dichten Wimpern. Von den Mädchen und Frauen aus dem Volke, die ich in den Straßen gehen sah, zeigten viele in ihren lässigen, weichen Bewegungen dieses Ab-

gerundete, Elastische, Wiegende, „Ondoyante,“ das den Südländerinnen ganz eigentümlich ist, und für das es auch, wie ich glaube, ein besonderes italienisches Wort gibt. Ich kann mich aber nicht darauf besinnen.

Im großen und ganzen gefiel mir das Äußere der Triestiner und Triestinerinnen, wie ich sie im flüchtigen Vorbeischreiten kennen gelernt hatte, sehr gut. Das Schönste, was ich sah, war ein Mädchen aus dem Volke, das in einem kleinen Gewölbe in der Mauer, die den Fischmarkt umschließt, zu wohnen schien. Sie war von wahrhaft erstaunlicher Schönheit: groß, schlank, jung, ganz weiß von Angesicht, mit kohlschwarzem Haar und wunderbaren blauen Augen. Sie stand in der niedrigen Thür des Gewölbes, im Gespräch mit einem jungen Schiffer, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte. Sie lächelte scheu und ängstlich, unbewußt ihrer Macht. — Die brauchte aber wirklich nicht scheu und ängstlich zu sein.

* * *

Am nächsten Morgen war ich um zehn Uhr, eine Stunde vor der Abfahrt, an Bord des Österreichischen Lloyddampfers „Amphitrite“, auf dem ich die Überfahrt nach Konstantinopel machen wollte. Ich war der erste Fahrgast. Langsam füllte sich jedoch das Schiff mit anderen Reisenden, aber es waren zum größten Teil Passagiere der zweiten Kajüte, so daß die der ersten mit Leichtigkeit gut untergebracht werden konnten. Die Ver-

waltung nahm dabei jede mögliche Rücksicht auf die Bequemlichkeit und die vernünftigen Wünsche der Reisenden, was auch von allen rückhaltlos und dankbar anerkannt wurde.

Bei der Gelegenheit möchte ich sogleich erwähnen, daß die Behandlung, die den Fahrgästen der „Amphitrite“ während der ganzen Reise zuteil wurde, wirklich nichts zu wünschen übrig ließ. Die Offiziere, der Kommandant an der Spitze, zeigten, ihnen gegenüber, eine stets gleiche ruhige Liebenswürdigkeit, und die Dienerschaft bestand aus gut geschulten, aufmerksamen Leuten, die sich förmlich Mühe gaben, den Wünschen, die man an sie richten konnte, zuvorzukommen. Auch das Essen entsprach vollkommen allen vernünftigen Anforderungen.

Während des ersten Tages unserer Fahrt — am Samstag — verloren wir die schöne Küste von Istrien und Dalmatien nie aus den Augen; manchmal näherten wir uns ihr auf geringe Entfernung, so daß man durch das Glas die zahlreichen Ortschaften, die sie säumen, und die vereinzelten Häuser und Villen, die sich an vielen Stellen erheben, deutlich erkennen konnte. Ein jüngerer Mann, mit einem Reisehandbuch in der Hand, hielt es für seine Pflicht, verschiedenen seiner Mitreisenden — auch ich war unter den Auserwählten — jeden Flecken, an dem wir vorüber fuhren, bei Namen zu nennen. „Ah!“ sagte ich dann jedesmal; — aber diese geringe Ermutigung schien alles zu sein, was der menschenfreundliche Mann erwartete. Mir war es im Grunde gleichgiltig, zu erfahren, wie dieser oder jener Ort, an dem wir vorbeiglitten, heißen mochte. Ich hätte den Namen doch in

zehn Minuten wieder vergessen; — dagegen erfreute ich mich des schönen, großen, landschaftlichen Bildes vor meinen Augen, und das Meer war so ruhig, und unser gutes Schiff ging so still, daß man, wenn es einem Spaß gemacht, hätte wähnen können, wir lägen unbeweglich und die großen Gebirgsmassen des Ufers würden an uns vorübergezogen.

Dies und manches andere ließ mich bald in das Schlaraffenleben verfallen, das ältere Reisende während längerer Fahrten an Bord zu führen pflegen, und das auch das natürlichste ist. Ich lag auf einem bequemen Stuhl lang ausgestreckt. Ich wollte nicht lesen, denn meine Augen waren angenehmer beschäftigt, wenn ich sie träge auf dem großen Panorama umherschweifen ließ, dessen Mittelpunkt die „Amphitrite" bildete; auch zum Sprechen war ich nicht aufgelegt. Es war warm. Ich wurde köstlich müde, mit dem Bewußtsein, daß ich nichts Besseres zu thun hätte als zu ruhen. Manchmal schlief ich ein, dann wieder lag ich mit geschlossenen Augen im Halbschlummer und vernahm, wie aus weiter Entfernung, die nicht aufregende Unterhaltung meiner Reisegefährten; wenn ich nicht schlief und nicht schlummerte, so hielt ich es für meine Pflicht, zu rauchen. Ich hätte auch auf dem Verdeck spazieren gehen sollen, wie es auf ihre Gesundheit bedachte Menschen zu thun pflegen. Aber ich fühlte mich wohler, wenn ich nicht spazieren ging, und so: ruhend, schlafend, schlummernd, rauchend, ohne Anstrengung an dies oder jenes denkend, das sich meinem Geiste ungerufen vorstellte, um mich schauend, ohne viel zu bemerken, und die Zeit durch die üblichen drei Mahlzeiten

unterbrechend — so verbrachte ich in beschaulicher Weise den langen Tag, ohne einen Augenblick Langweile zu empfinden. Ähnlich erging es mir sieben Tage lang. Kein Wunder, daß ich dabei an Gewicht gewann. — Es ist etwas Schönes um eine größere Seereise! Weit von Freuden und Vergnügen. Ja. Aber ebenso weit von Ärger und Verdruß. Selbst auf die Bedauernswerten, die ihre Sorgen nie los werden und sie auch mit sich auf die See nehmen, wirkt das weite Meer wie eine stillende Arznei.

Am Sonntag, den achten Oktober, lag unser ruhiger Kurs — das Meer war wie ein Spiegel — zwischen Montenegro und Italien; niemals verloren wir das Land vollständig aus den Augen, und es war, als schwämmen wir auf einem blauen See. — Und über uns spannte sich der Himmel Italiens. Wer da nicht ruhig bleiben und dabei froh sein kann, der verdient nicht, die Freuden des Nichtsthuns zu kosten.

Am Abend, es mochte acht oder neun Uhr sein, langten wir vor Brindisi an, wo wir die italienische Post für Korfu, Griechenland und die Türkei an Bord nahmen. Einige der thatendurstigen jüngeren Herren benutzten diese Gelegenheit, um ans Land zu gehen. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was Brindisi bei Nacht sein mochte, und ließ mir das genügen.

Am nächsten Morgen, als ich mich angekleidet hatte, waren wir schon seit geraumer Zeit wieder unterwegs und steuerten dem nahen Korfu zu. Mein Freund mit dem Reisehandbuch zeigte mir an, daß wir nun bald im jonischen Meere sein würden, womit ich mich einverstanden

erklärte. Auf dem Verdeck fand ich jedoch keine Veränderung und ließ mich, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß an Bord alles in Ordnung sei, wieder auf meinen bequemen Stuhl nieder. Von dort aus überwachte ich die schöne Einfahrt in den Hafen von Korfu. Die Stadt selbst erscheint sehr lieblich, vom Schiff aus gesehen, und soll auch nicht verlieren, wenn man sie betritt. Davon konnten wir uns jedoch nicht überzeugen, denn wir galten für „verseucht", und die unheimlich gelbe „Pestflagge" flatterte am Vormast der „Amphitrite". Sonst aber war nichts Unheimliches an Bord des gesunden Schiffes.

Im Hafen von Korfu lag das englische Mittelmeergeschwader vor Anker, und man zeigte mir, ganz in unserer Nähe, den furchtbaren „Camperdown". Ein erheblicher Teil des Hafens war von großen und kleinen Segel- und Ruderbooten bedeckt, die mit weiß gekleideten Matrosen dicht bemannt waren. Sie machten Ruder- und Segelübungen. Es sah sehr hübsch aus.

Im Laufe des Nachmittags verließen wir den Hafen von Korfu wieder, und bis zum Abend verblieben wir in der Nähe der Küste von Epirus, zu später Stunde konnten wir auch die kahle Silhouette der Insel Thiaki, des alten Ithaka, deutlich erkennen. Bei der Gelegenheit wurde nun viel billige Archäologie getrieben. Der belehrende Herr mit dem Reisehandbuche sprach als von etwas ganz Selbstverständlichem von dem Sohne des Laertes und der Antikleia, und in der Unterhaltung, die er in der Nähe meines Stuhles mit einer jüngeren Dame führte, verstieg er sich bis zum „göttlichen Sauhirten". Er fand dafür aber wenig Verständnis; es kam mir sogar vor,

als ob es der jungen Dame nicht passend erschien, daß er in ihrer Gegenwart ein so rauhes Wort wie „Sauhirt“ gebraucht habe, denn sie zog sich schweigend zurück und begab sich unter den Schutz einer anderen Dame. Den Reisehandbuch-Besitzer schien das zu kränken, er zuckte mit den Achseln, stieg hinunter und verschwand in seiner Kajüte.

Am Dienstag umschifften wir die griechische Halbinsel. Während des ganzen Tages drangen nun die bekanntesten Namen an mein Ohr: Korinth, Arkadien, Lakedämon, Sparta, Marathon, Argos — zuletzt Attika, Athen, Akropolis, Parthenon. Sie gaben dem Herrn mit dem Reisehandbuch viel zu thun. Er konnte nicht einen Augenblick still sitzen. Aber vielen wird es ergehen, wie es mir erging. Es ward mir zu Mute, als kehrte ich in das Land meiner Jugend, meiner ältesten Freunde und Bekannten zurück: wehmütig, still, freudig; und es erging mir, wie, als ich vor Jahren meine Vaterstadt nach dreißigjähriger Abwesenheit zum erstenmale wiedersah: das, was ich nun in alter Wirklichkeit erblickte, war kleiner, als es in meiner Erinnerung gelebt hatte.

Am Abend, ehe wir den Hafen von Piräus erreichten, hatten wir Musik an Bord. Eine böhmische Kapelle, die sich nach Konstantinopel begab, spielte Tänze und verschiedene bekannte, beliebte Weisen. Das Orchester, das reichlich gut genug für Konstantinopel war, bestand aus drei Männern: erste Geige und Baß, und acht Mädchen und Frauen, darunter eine Klarinette, eine, die Pauke und Cymbal mit großer Sicherheit schlug, und eine Kleine, die Jüngste der Gesellschaft, vierzehn oder fünfzehn Jahre

alt, der die Trommel anvertraut war. Das Taktzählen gab ihr viel zu schaffen, und ihre aufmerksamen, ängstlichen Kinderaugen verließen das Notenblatt nicht eine Sekunde. Dabei sah sie so traurig aus, daß ich sie während einer Pause fragte, ob ihr etwas fehle. Sie sah mich zuerst mißtrauisch an. Sie war wohl von ihren Eltern vor den „falschen Männern“ gewarnt worden. Aber mein altes Gesicht beruhigte sie augenscheinlich.

„Ich habe Zahnschmerzen,“ sagte sie ganz leise. Und als sie wohl Mitleid auf meinem Gesichte entdeckte, setzte sie weinerlich hinzu: „Und Heimweh — und ich bin seekrank.“

Wie sie zu dieser letzteren Kalamität kam, war nur ihr klar, denn das Meer war ganz ruhig. Aber sie mußte am besten wissen, wie sie sich fühlte. — Zahnschmerzen, Heimweh und Seekrankheit! Ein bißchen viel auf einmal. Und dabei sollte das arme Kind die vielen Takte zählen und trommeln! Da war es ganz natürlich, daß sie manchmal etwas zu früh oder zu spät einsetzte. Ich hatte sie jedoch nicht lange zu bedauern, denn am nächsten Morgen sah ich sie mit ihrer Spielnachbarin, der Paukenschlägerin, vergnüglich auf dem Verdeck auf und ab wandeln und hörte sie fröhlich lachen. — Die Jugend! Mir fiel ein Bild ein, das ich vor einiger Zeit in den „Fliegenden Blättern“ gesehen hatte. „Kleine Leiden“ stand darunter. Es stellte eine junge Mutter dar und ein kleines Kind. „Mama,“ sagte das Baby, „mache mir einen kalten Umschlag. Ich habe Leibschmerzen. Aber schnell, sonst gehen sie vorüber!“ Die „Leibschmerzen“ der kleinen Trommlerin waren vorübergegangen,

noch ehe sie Zeit gehabt hatte, sich einen kalten Umschlag auflegen zu lassen.

Der Abend war von großer Schönheit: der Wind etwas frisch, der Himmel sternenklar. Als die böhmische Musik verstummt war, stieg ich wieder auf das obere Deck, ließ mich auf meinen Stuhl nieder und versank in immer tiefer werdende Nachdenklichkeit, die bald in angenehmen Halbschlummer überging. Da vernahm ich dicht neben mir Bruchstücke einer naturwissenschaftlichen Unterhaltung, die mich wieder wach machte. — Ein Reisender, nicht der mit dem Handbuche, sondern ein anderer, jüngerer Herr, weihte eine neben ihm stehende Dame in die Geheimnisse der Astronomie ein. Er hatte ihr bereits den großen und den kleinen Bären, Castor und Pollux, Cassiopeja, die Leyer, die Plejaden und einige andere Sternbilder gezeigt, als die Dame, deren Wißbegierde er geweckt hatte, ihn fragte:

„Und wie heißt der schöne, große Stern — da rechts, unter den Plejaden?"

„Venus," sagte der Astronom sogleich.

„O nein; Venus ist es nicht," meinte die Dame ruhig und bestimmt. „Die habe ich gestern an einer anderen Stelle gesehen."

„Richtig, richtig!" verbesserte sich der Sternkundige. „Mars ist es — nein, der ist es auch nicht; der hat ein rötliches Licht — sehr leicht erkennbar. Das ist der Sirius. Natürlich der Sirius ist es."

Ein langsam auf und ab schreitender Offizier hatte einen Teil der Unterhaltung mit angehört und war stehen geblieben. — „Jupiter," sagte er und ging weiter.

Der junge Gelehrte wandte sich um, als wäre ihm ein Unrecht geschehen. — „Jupiter?“ wiederholte er zweifelnd. — „Nun ja, es mag Jupiter sein. . . . Das ist sehr merkwürdig.“

Eine kleine Pause trat ein. Die Dame wollte wohl der Verlegenheit ihres Lehrers ein Ende machen, als sie bescheiden fragte:

„Und wo ist eigentlich der Orion?“

„Orion . . Orion . . .“ wiederholte ihr Begleiter. Er sah sich suchend am ganzen, verwirrenden Himmel um. „Orion? Wo ist er doch gleich? . . . D a muß er doch sein!“

„Ja, d a muß er sein,“ wiederholte die Dame mit sicherer Überzeugung. — „Sie wissen doch,“ fuhr sie fort, „ich meine den mit den drei schönen Sternen in der Mitte: Glaube — Liebe — Hoffnung. — ‚Es stehen drei Sterne am Himmel — die geben der Lieb' ihren Schein.‘ “

„Ja wohl, ja wohl,“ murmelte der Astronom verdrießlich. „Der Gürtel des Orion. — Natürlich. — Wo mag er nur sein?“

Der spazierengehende Offizier hatte sich den beiden wieder genähert.

„Ach, Herr Lieutenant,“ fragte der junge Mann, „wo ist doch gleich der Orion?“

„Da!“ sagte der Offizier, mit dem Finger auf das niedrig am Horizont stehende, herrlich leuchtende Sternbild weisend. — „Richtig, da war er.“

„Das ist sehr merkwürdig,“ sagte der junge Mann. Aber sein Mut war gebrochen. — „Es wird kühl,“

meinte er plötzlich, „ich will mir einen Mantel holen. — Und Sie, gnädiges Fräulein, sollten auch etwas Warmes umhängen.“

Aber das gnädige Fräulein blieb ruhig an der Brüstung gelehnt stehen und schien in den Anblick von „Glaube, Liebe, Hoffnung“ versunken. Von dem jungen Manne sah und hörte ich an jenem Abend nichts mehr, und ich bemerkte später, daß er während des Restes der Reise dem „gnädigen Fräulein“ gegenüber große Zurückhaltung beobachtete. Wenn er den Offizier sah, der ihm Jupiter genannt und den Orion gezeigt hatte, so verfinsterten sich seine Blicke.

Am nächsten Morgen gingen wir zu früher Stunde im Hafen von Piräus vor Anker, und als ich auf das Verdeck stieg, sah ich im hellen Morgenlichte die Akropolis von Athen vor mir liegen. Ihre scharfen Umrisse traten in großartig einfachen Linien blaßrot gegen den weißlichen, klaren Himmel hervor.

Auf der Akropolis sieht das Auge zunächst nur den Parthenon. Ein majestätisches, ruhiges Bild, auf dem die Weihe der schönsten Vergangenheit mit einer unverrückbaren Schwere ruht, die den Beschauer zunächst zu ehrfurchtsvollem Schweigen zwingt. Aber dieser erste mächtige Eindruck geht wohl bei den meisten schnell vorüber. Der Mensch macht sich bald auch mit dem Schönsten und Größten vertraut, und dann begreift er den gewaltigen Zauber kaum noch, den es bei einer ersten Begegnung auf ihn ausgeübt hat.

Es war uns nicht gestattet, in Athen an Land zu gehen — immer wegen der leidigen Cholera. Was man

vom Schiffe aus von der Stadt erblicken konnte, sah übrigens nicht einladend aus. Zwischen kahlen Felsen eingeschlossen, baumlos und schattenlos, bis auf den verhältnismäßig kleinen Raum, den die königlichen Gärten bedecken, lag sie in einem Sonnenbade, das unbequem warm zu sein schien. Doch es soll sich in Athen angenehm leben, und die Eingeborenen zeichnen sich durch stark ausgeprägten Lokalpatriotismus aus.

Wir verließen den Hafen von Piräus Mittwoch nachmittags und langten am nächstfolgenden Tage gegen mittag in den Dardanellen an, wo wir an der schmalsten Stelle der Straße, zwischen zwei kleinen befestigten Plätzen, den Anker fallen ließen.

Unsere Fahrt hatte bis dahin ihren Charakter nicht merklich verändert: das Wetter war ruhig und freundlich geblieben, das sich langsam verdunkelnde Meer — im „Schwarzen Meer“ erscheint es beinahe schwarz — war noch immer von schönem Blau, der Himmel, der sich darüber spannte, von südlicher Pracht und das Land, wo wir es erblickten, durch steile, wilde Felswände und kahle, felsige Hügel vom Meere geschieden. Ein Einblick in das Innere des Landes war uns nur selten gestattet, aber die hohe Küste bot, trotz ihrer Einförmigkeit im ganzen, eine stets wechselnde Mannigfaltigkeit der Einzelheiten, und ich sah sie gern und ohne Ermüdung zu verspüren an meinen Augen vorüberziehen. Häufig erblickte man etwas Neues, was die Aufmerksamkeit fesselte: eine Tempelruine, ein einsames Kloster, ein Heroen-Grab, eine Ortschaft. An einer wüsten Stelle, dem Ufer nahe, am Fuße eines steilen Felsens, weit von jeder menschlichen Behausung

und scheinbar von jedem Verkehre mit der Menschheit abgeschlossen, zeigte man mir in geringer Entfernung von einander, zwei niedrige, weiße, aus Stein gebaute Hütten, in denen, wie man mir sagte, seit vielen, vielen Jahren zwei fromme Einsiedler wohnten.

Als wir in die Dardanellen eingetreten waren, näherten sich die Ufer bis auf eine verhältnismäßig geringe Entfernung, und nachdem ich seit Triest immer geglaubt haben könnte, ich schwämme auf einem großen italienischen See, war es nun, als glitte ich auf den ruhigen Wassern eines mächtigen Stromes. Die südliche Küste zeigte einen andern Charakter als die nördliche: die Felsen und Hügel des europäischen Ufers waren kahl und schienen fast unbewohnt; auf der asiatischen Seite dagegen erblickte man weite, dicht bewaldete Strecken und viele kleine und größere Ortschaften, aus denen schlanke, weiße Minarets anmutig hervorragten. Zahlreiche große und kleine Fahrzeuge mit spitzen, lateinischen Segeln, von gefälligem, fremdartigem Bau, mit hochgebogenem, feinem Schnabel und langem Steuerruder, schwer beladene Lugger, große Schiffe aller Nationen, die Segel gebläht, einen schönen Anblick gewährend, oder von winzig klein erscheinenden, eifrig arbeitenden, schwarzen Dampf ausstoßenden Schleppern bugsirt, mehrere Dampfer endlich, mit denen wir hie und da einen Flaggengruß auswechselten — wurden von uns überholt oder zogen schnell an uns vorüber. Es war ein schönes, großes, reges Straßenleben. Und dabei alles so herrlich beruhigend still rings um uns her!

Kaum waren wir in den Dardanellen vor Anker gegangen, so näherte sich eine Barke, die uns einen Abge-

ordneten der im Hafen thätigen Sanitäts-Kommission an Bord brachte. Wir waren auf vierundzwanzig Stunden „unter ärztliche Beobachtung“ gestellt, ehe uns gestattet war, in Konstantinopel zu landen. Die „ärztliche Beobachtung“ bestand zunächst darin, daß sämtliche Fahrgäste, sowie auch die Bemannung des Schiffes sorgfältig abgezählt wurden. Die Sache war nicht beschwerlich. Nachdem sie beendet war, begab sich das Mitglied der Sanitäts-Kommission wieder ans Land und überließ unser Schiff, unter der gelben Flagge, seinem Schicksale. Es war nicht traurig, und wenn ich die Quarantaine an Bord der „Amphitrite“ mit der unter den Zelten von Zaribrod und Mustapha-Pascha verglich, so fand ich mich auf das beste behandelt und bewirtet. Aber auch ohne diesen Vergleich anstellen zu können, würde ich keinen stichhaltigen Grund gehabt haben, mich zu beklagen. Wir lagen nun still, anstatt vorwärts zu fahren, und wir hatten vierundzwanzig Stunden lang ein und dasselbe hübsche Bild vor Augen, anstatt uns an der Abwechslung der Ufer erfreuen zu können. Sonst blieb alles beim Alten.

An den beiden kleinen Städten, zwischen denen die „Amphitrite“ lag, hatte ich mich bald satt gesehen. Sie boten dem Beschauenden nicht viel: die anatolische Stadt, ein aus vierzig bunten Häusern — darunter einige strohgelbe und ein marineblaues — bestehende Uferstraße; die europäische Stadt, die einen türkischen Namen führt, der auf deutsch „Schlüssel der Straße“ heißt — so sagte mir der Handbuchbesitzer wenigstens — einige alte Festungsmauern, die nicht fest erschienen, und umfang-

reiche neue Befestigungen, die wohl nach allen Regeln der modernen Befestigungskunst angelegt sind. Nachdem ich dies festgestellt hatte, wollte ich einige Briefe schreiben — aber ich kam damit nicht weit — und schließlich verbrachte ich den Tag wieder, wie ich die vorhergehenden sechs Tage verbracht hatte: in beschaulicher Unthätigkeit.

Wir hatten einen schönen Sonnenuntergang, und noch ehe das wunderbare Feuermeer im Westen erloschen war, zeigte sich am Himmel, in silbernem Glanze, die feine Sichel des jungen Mondes.

Der Mond wird im Orient noch mehr besungen als von unseren Dichtern, und man entnimmt ihm poetische Bilder, die bei uns nicht gebräuchlich vielleicht gar nicht bekannt sind. So singt der Räuber Garib seiner Schönen:

Und deiner Augen hochgeschwungene Brauen,
Dreitäg'gem Monde gleich sind sie zu schauen.

Das erfuhr ich aber nicht von dem Besitzer des Reisehandbuches, dem ich all meine Belehrung während der Fahrt zu verdanken habe, sondern ich entnahm es einer Sammlung anatolischer Volkslieder von Leopold Grünfeld, die mir von einer Dame aus Mitleid mit meiner Unthätigkeit an Bord geliehen worden war, und in der ich mit wahrem Vergnügen gelesen habe.

Der Mond wurde gelblich, bald golden, die großen Sterne traten leuchtend am tiefen Himmel hervor, es wurde kühl, fast kalt, die böhmische Kapelle gab ihr Ab-

schieds-Konzert, und in dem Salon auf dem Hauptdeck wurde von einigen der Fahrgäste, vor der nun nahe bevorstehenden Trennung nach sechstägigem Zusammensein, eine harmlose „Orgie“ gefeiert: das heißt, es wurde Bier und Champagner in durchaus nicht übermäßigen Quantitäten getrunken und viel gelacht. Ich fühlte mich müde, als ob ich während des ganzen Tages hart gearbeitet hätte, und zog mich zu früher Stunde in meine Kajüte zurück.

Freitag mittags um zwölf Uhr war die uns auferlegte vierundzwanzigstündige ärztliche Beobachtung beendet, aber vorher mußten wir uns noch einmal, wie am vorhergehenden Tage, abzählen lassen. — Die Rechnung wollte nicht gleich stimmen. Der türkische Kommissär auf der einen, unser Kapitän, zweiter Offizier, Zahlmeister und Doktor auf der andern Seite hatten gut zählen: es fehlten drei Köpfe. — „Manca tre!“ wurde immer wieder wiederholt.

Nach langem Suchen wurden noch zwei Zwischendeck-Passagiere, die man in einem unwahrscheinlichen Winkel schlafend aufgefunden hatte, herbeigeschafft.

Der türkische Kommissär nahm gebührende Notiz von ihnen. „Manca uno,“ sagte er ruhig. — Er hatte keine Eile, zeigte nicht einen Schatten von Ungeduld — aber er wollte sein Pfund Fleisch vollwichtig haben.

Es hatte sich nun eine kleine Corona um die beiden gegnerischen Parteien gebildet. Der Kapitän entsandte einen Boten nach dem andern, um den verloren gegangenen Fahrgast zu suchen. — Er konnte doch nicht verschwunden, mußte doch „da“ sein! — „Wie der Orion,“

dachte ich mir. — Aber er war lange Zeit nicht zu finden.

Endlich sagte einer der auf dem Zwischendeck Wache habenden Matrosen mit schüchterner Stimme: „La creatura.“

Aber der Zahlmeister nahm dies sogleich triumphirend mit lauter Stimme auf: „La creatura! . . . Natürlich! Schaffen Sie das Kind herbei!“

Der Matrose, der den glücklichen Gedanken an die „creatura“ gehabt hatte, lief davon und kam gleich darauf mit einer magern, schwarzäugigen Frau zurück, die ein Kind auf dem Arme trug, das den himmlischen Schlaf der unschuldigen Kreatur, des Säuglings, schlief.

„Hier!“ sagte der Zahlmeister, auf das kleine Stückchen Menschheit weisend.

Der Kommissär sah es mißtrauisch an. Sollte er es wirklich für voll nehmen? — Aber der Zahlmeister, vom zweiten Offizier kräftig unterstützt, wies dem Kommissär mit großer Zungengeläufigkeit nach, daß das kleine Geschöpf beim „Eingang“ als ein Mensch gebucht worden war und deshalb auch beim „Ausgang“ wieder als vollgiltig passiren müßte. Der Türke erklärte sich endlich mit einem leisen Seufzer damit einverstanden und lieferte dann den von ihm verlangten reinen Paß aus.

Im Laufe des Nachmittags konnten wir die Fahrt nach Konstantinopel fortsetzen. Wir gingen unter halbem Dampf, denn es wäre nicht möglich gewesen, den Bosporus vor Sonnenuntergang zu erreichen, und da das Zollamt um diese Zeit seine Arbeit einstellt, so hatte es

keinen Zweck, vor Sonnabend früh in Galata einzutreffen.

Das Wetter blieb während des ganzen Tages schön, die Fahrt durch die belebte Dardanellenstraße und das ruhige Marmara-Meer war angenehm. In der Nacht zog dichter Nebel herauf, und das Nebelhorn mußte in rege Thätigkeit gesetzt werden. Sein warnendes, ängstliches Heulen, auf das dieselben unheimlichen Signale anderer Fahrzeuge aus Nah und Fern antworteten, ließ niemand an Bord zur Ruhe kommen. — Wir fuhren nun ganz langsam, und oftmals lagen wir still. Endlich zeigte sich trübe Morgendämmerung, und nach und nach drang die Sonne wenigstens so weit durch den häßlichen gelben Nebel, daß man einige hundert Schritte um sich sehen konnte. — Wir befanden uns im Bosporus. — Darauf suchte und fand der Kapitän den Platz der österreichischen Lloyddampfer vor dem Zollhause von Galata, und dann, etwa um halb sieben Uhr, fiel der Anker unseres Schiffes.

Die Fahrgäste der „Amphitrite“ hatten sich zum letzten Male im Eßsaale versammelt, wo der gemeinschaftliche Morgenthee eingenommen wurde, verabschiedeten sich von einander, sowie vom Kapitän und den Offizieren, und dann begab sich ein jeder in dem von ihm auserwählten Boote mit seinem Gepäck an Land. Die Zolluntersuchung war nicht länger und nicht lästiger als allerorten, wo man eine Grenze überschreitet. Um sieben Uhr hatte ich das schmutzige Pflaster der Hafenstraße von Galata unter meinen Füßen, und mein Auge, das sich während der letzten Tage sehr verwöhnt hatte, mußte sich nun

wieder den Anblick herkulischer, zerlumpter Lastträger, elender Krüppel und Bettler und räudiger Hunde gefallen lassen. — Sonst war zu der frühen, unfreundlichen Morgenstunde noch nichts in den Straßen zu erblicken. Das Bild war nicht hübsch, aber die lange Reise war sehr schön gewesen.

Rudolf Lindau

Schweigen

Neue Novellen

geh. 2 Mk.; geb. 3 Mk.

Aus den Urteilen der Presse:

Frankfurter Zeitung: Harmonisch in Form und Inhalt, als das Produkt einer reifen Kunst und einer in sich gefestigten Persönlichkeit stellen sich die neuen Novellen Rudolf Lindau's „Schweigen" dar. Sie sind in guter Vortragsweise, sehr ruhig und doch spannend erzählt und halten sich frei von pathetischen Geberden sowie von jeder schablonisierenden Manier. Sie bewegen sich in engen Kreisen und knappen Formen, und obgleich der Autor geflissentlich nichts Persönliches in sie hineinmischt, fühlt man doch, daß er durch innere Anteilnahme mit ihnen verbunden ist. „Schweigen", das ist die Geschichte von einem Ehemann, der seine schuldige Frau mit der Taktik des Schweigens zu Tode martert. Diese Haltung ist nicht methodisch, sondern sie ist das natürliche Gebot eines bestimmten Charakters, und die reuige Ehebrecherin wird durch die ewig wache Erinnerung an ihren Fehltritt, die der stumm an ihrem Bett sitzende Gatte personifiziert, zu Tode gefoltert. Die Novelle mit ihrem halbdunklen Hintergrunde von Geheimnissen und Unaufgeklärtheiten, von dem sich die Profile des Erzählers und seiner Familie scharf abheben, ist sehr wirksam, und obgleich man mit der blonden, zarten, schlangenhaften Messaline seit Maupassant genugsam bekannt ist, entbehrt die Geschichte durchaus nicht der Selbständigkeit. Noch schöner und in ihrer milden Ruhe beinahe ergreifend ist die letzte Novelle des Buches „Ein ganzes Leben", die in ihrem einfachen Ton so trefflich Winterstimmung zu erzeugen weiß.

Straßburger Post: Als neuester Band der in Berlin W bei F. Fontane & Co. erscheinenden, von uns bereits mit großer Anerkennung erwähnten „Zweimarkbücher" liegt eine Gabe von Rudolf Lindau vor uns: „Schweigen, neue Novellen". Es sind drei Arbeiten, in denen sozusagen derselbe Leitgedanke

herrscht: die Macht des Schweigens. Wir haben die zweite, den (in Konstantinopel, wo Rudolf Lindau bekanntlich seit einigen Jahren lebt, spielenden) „Hamal“ mit dem größten Interesse gelesen, weil darin der türkische Lokalcharakter so ausgezeichnet zum Ausdruck kommt, wie wir es nur selten gefunden haben. Seitdem der Orient in die Mode gekommen ist, hat mancher „türkische Geschichten“ geschrieben, aber — „sie sind auch danach“, wie ein scherzhafter rheinischer Ausdruck sagt. Rudolf Lindau gehört zu den wenigen, die wirklich türkische Geschichten schreiben können, und zwar ist sein „Hamal“ die beste, die er bisher geschrieben hat. So, wie er sie uns da schildert, so sind sie wirklich, so denken sie, so reden sie, so gehaben sie sich, die seltsamen Leute „da unten“, die man desto lieber gewinnt, je länger man sie kennt und je verständnisvoller man sich in ihre Welt- und Lebensanschauung versenkt. Auch die beiden anderen Novellen haben wir mit dem Interesse gelesen, welches uns alle Arbeiten Rudolf Lindau's einflößen.

L. Hörmann in Lechner's Mittheilungen: Die erste der Geschichten, nach der das Buch den Namen trägt, bringt das alte Motiv des Ehebruchs in modernster Fassung. Wir sehen eine peinliche Affaire in dem Kreise einer vornehmen und streng sittlichen Familie sich abspielen, deren „Schweigen“ der schwachen Sünderin gegenüber allerdings bis zur Grausamkeit gesteigert ist. In der zweiten Erzählung, „Der Hamal“, schildert uns Lindau die Unterwürfigkeit und Duldsamkeit armenischer Diener gegenüber ihren türkischen „Herren“. Die Pointe der kleinen, in der ruhigen, besonnenen Art Lindau's erzählten Geschichte läßt keinen Zweifel aufkommen, daß es dem Autor ein Herzensbedürfnis war, die Partei der Unterdrückten zu ergreifen. In der letzten Novelle, „Ein ganzes Leben“ betitelt, tritt die Eigenart des Erzählers ganz besonders hervor; hier schildert er uns das Leben eines deutschen Gelehrten, der stark genug war, von Jugend an seine Leidenschaften zu zügeln, und der seinen einzigen Trost in der Hingabe zu seiner Wissenschaft findet. Der wackere Autor weiß dem mutig in den „Kampf“ ausziehenden Jüngling ebenso charakteristische Züge zu verleihen wie dem in stiller Resignation hinbrütenden Greise, der am Ende seiner Laufbahn, seine Erinnerungen sammelnd, mit schmerzlich bebender Stimme sich sagen muß, wie „klein“ sein an Arbeit und Erfolgen so reiches Leben — sein „ganzes Leben“ eigentlich gewesen ist. Wer sich noch nicht zur Muse Rudolf Lindau's bekehrt hat, der lese dieses neue Buch; wir zweifeln nicht, daß derjenige der es zur Hand nimmt, sich beeilen wird, auch in die übrigen Werke des berühmten Autors Einblick zu thun.

Leipziger Zeitung: — Rudolf Lindau, der vornehmste unter unseren modernen Erzählern, der geborne Schilderer des internationalen „High life“, ist noch immer rüstig an der Arbeit. Die Jahre haben ihm, dem erfahrenen Weltmann mit der stolzen Devise, „reiffsein ist Alles“, die Lust am Fabuliren nicht rauben können, und jedes seiner zahlreichen letzten Werke bezeichnet einen Fortschritt in seiner literarischen Entwickelung. Er ist reifer, ernster und tiefer geworden, der Verfasser der eigenartigen Novelle „Das rote Tuch“, in der er gleichsam das Programm seiner dichterischen Ziele giebt, aber auch kühler und reservierter in seiner ganzen Art sich zu geben und anderen seine harmonische Weltanschauung mitzuteilen. Und gerade das ist mir an seinen neuen Novellen merklich aufgefallen, besonders an der, die unserem Buche den Namen giebt. Dieser objective, ruhige Ton, in dem Lindau fast immer vorträgt und dieser tadellos gefeilte, ausgesparte matter of fact-Stil, der uns übrigens in allen seinen literarischen Arbeiten entgegen tritt, mag vielleicht zu dem aparten, um nicht zu sagen gesuchten Motiv der ganzen Erzählung passen und stimmen, aber auf die Dauer wirkt er gekünstelt und kann weder packen, noch hinreißen. Umsomehr geschieht das freilich dann, wenn der Dichter aus seiner Reserve heraustritt und sein leidenschaftliches Mitempfinden zum Durchbruch kommt, wie am Schluß der ersten Novelle dieses Bandes, wo der Held, dessen stärkste Waffe gegen Ungerechtigkeit und Unbill ein unerbittliches Schweigen ist, seiner Frau, die ihn schmählich verraten, und die er deshalb tödlich mit dieser Waffe getroffen hat, noch kurz vor ihrem Tode verzeiht. — Ein fein abgetöntes Stimmungsbild, voll von liebenswürdiger, intimen Einzelzügen, die sonst gar nicht des Autors Sache sind, ist die Novelle „Ein ganzes Leben“; namentlich der Ton weltmüder Resignation, die den großen Mann beschleicht, da er am Ende seiner Tage noch einmal die Stätten seiner liebsten Jugenderinnerungen aufsucht und sein an rauschenden Erfolgen reiches Leben dabei überdenkt, ist ganz vorzüglich getroffen. — Die schlichte Erzählung „Der Hamal“ ist für die Beurteilung des modernen Orientalen nicht ohne Interesse und entspringt eigenster Beobachtung und Anschauung des Autors. Alles in Allem erheben sich die neuen Novellen Lindau's ihrem ethischen, wie ästhetischen Werte nach dermaßen über das Durchschnittsmaß des Alltäglichen, daß man sie nur auf das Wärmste empfehlen kann.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.









